Bedingungen.

...onnement auf deutsche Bücher beträgt:

...nzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
...lbes Jahr		7 M. — ₰
...erteljahr		4 M. — ₰
...Monat		1 M. 50 ₰
... einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

...nzösischen und englischen Bücher be-...nderes Abonnement und zwar zu folgen-...:

...nzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
...lbes Jahr		9 M. — ₰
Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind n... dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöppin...
16. Maximiliansplatz 16.

Schatten der Vergangenheit

Von **Reinhold Ortmann** ist im gleichen Verlage erschienen:

Vaterland. Roman. 2 Bände. Preis geheftet M. 7.50; fein gebunden M. 8.50.

Um der Liebe willen. Roman. Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.

Schatten der Vergangenheit..

Roman

von

Reinhold Ortmann

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien
1896

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Erstes Kapitel.

„Fräulein Hartmann!"

Das junge Mädchen, das am Ende des lang gestreckten Comptoirraumes emsig schreibend vor einem der hohen Pulte saß, erhob den feinen dunklen Kopf.

„Was steht Ihnen zu Diensten, Herr Burkhardt?"

„Wenn Sie die Briefe an Bellermann und an Langhagen Söhne geschrieben haben, möchten Sie damit gleich zu dem Chef kommen. Er wünscht, daß sie noch mit der Morgenpost abgesandt werden."

In einem nicht eben freundlichen Tone hatte der alte Prokurist der Buchhalterin diese Mitteilung zugerufen, und sein verknittertes, faltiges Gesicht zeigte die verdrießlichste Miene, deren es wohl überhaupt fähig war. Die Angeredete nickte zum Zeichen, daß sie ihn verstanden habe, und ließ ihre Feder dann aufs neue rasch und sicher über das Papier dahin gleiten. Der blasse junge Mensch mit dem keck aufgedrehten Schnurrbärtchen aber, der Burkhardt gegenüber saß, flüsterte mit einem hämischen Lächeln über das breite Doppelpult hinweg:

„Das ist nun das viertemal an diesem Vormittag. Es ist merkwürdig, daß der Chef niemals Verlangen trägt, auch einen von uns so oft bei sich in seinem Kabinet zu sehen. Nehmen Sie sich nur in acht, Burkhardt, daß unser liebenswürdiger weiblicher Kollege Sie nicht eines Tages unversehens aus dem Sattel hebt."

„Kümmern Sie sich gefälligst um Ihre eigenen Sachen!" knurrte der Prokurist ingrimmig, indem er ungestüm eines der mächtigen Contobücher aufschlug. „Ihnen wird sie doch wohl nicht gefährlich werden."

Eine Minute später ging die Buchhalterin an ihnen vorüber, eine hoch gewachsene und doch feine, biegsame Gestalt, deren Schönheit auch das puritanisch einfache dunkle Kleid nicht zu verbergen vermochte. Der blasse junge Mensch fixirte sie mit einem unverschämten Blick; ihre Augen aber streiften über ihn hinweg, als ob er gar nicht dagewesen wäre, und ihr Gesicht bewahrte seine gleichmütige Ruhe, bis sie hinter der gefürchteten Thür mit den Milchglasscheiben verschwunden war.

„Stolz wie eine Königin!" höhnte der Commis. „Aber sie wird wohl ihre Ursache dazu haben, denn vermutlich kriegt sie da drinnen angenehmere Dinge zu hören als unsereins."

Herr Paul Schweizer, der Chef der Firma Schweizer & Comp., gab beim Eintritt des jungen Mädchens seinem Schreibsessel eine kleine Drehung, um ihr bequem sein Gesicht zuwenden zu können. Er war ein kleiner, dicker Mann von mindestens fünfzig Jahren mit häß-

lichen Zügen und verkniffenen, stechenden Augen. Um Mund und Nase waren ein paar harte Linien in seinem Antlitz; aber sie verschwanden in diesem Augenblick unter einem breiten, wohlwollenden Lächeln.

„Ah, sind die Briefe schon fertig? — Das ist ja ausnehmend schnell gegangen. Lassen Sie doch sehen, mein liebes Fräulein.“

Er nahm ihr die beiden Blätter aus der Hand, überflog sie hastig und setzte dann mit raschem Federzuge seinen Namen darunter.

„Ausgezeichnet! — Sie haben eine Art sich auszudrücken, um die mancher erfahrene Korrespondent Sie beneiden dürfte. Es freut mich aufrichtig, daß Sie sich so rasch bei mir eingearbeitet haben.“

Die Buchhalterin war in einiger Entfernung von dem Schreibtische stehen geblieben, und auf ihrem feinen Gesicht war nichts von der Wirkung des so freigebig gespendeten Lobes zu lesen.

„Soll ich die Briefe sogleich Herrn Richter einhändigen?“ fragte sie. „Es ist dazu, wenn sie noch mit der Morgenpost expedirt werden sollen, wohl die höchste Zeit.“

Herr Schweizer gab seinem Sessel abermals einen kleinen Ruck.

„Ah, so mögen sie immerhin bis zum Abend liegen bleiben, die Sachen sind ja nicht so pressant. — Ich habe da nämlich noch etwas für Sie, Fräulein Hartmann, das mit dem Geschäft eigentlich nichts zu thun hat. Es war meine Absicht, heute abend mit einem Bekannten

ins Theater zu gehen, aber der schreibt mir eben, daß er verhindert sei, und ich habe also ein Billet übrig. Darf ich's Ihnen vielleicht anbieten? — Es gibt eine sehr interessante Vorstellung."

Die gütige Herablassung im Ton seiner Worte verriet, daß er mit Sicherheit auf eine freudig zustimmende Antwort gerechnet hatte. Sichtlich überrascht blickte er auf, als die Buchhalterin sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr Schweizer, aber ich kann es nicht annehmen. — Meine Mutter ist vor elf Monaten gestorben, und ich besuche keine Theater."

„Das thut mir leid. Warum aber wollen Sie es gar so streng mit diesen Aeußerlichkeiten nehmen? Es ist doch wenig wahrscheinlich, daß gerade heute einer Ihrer Bekannten im Theater sein sollte — und außerdem sind es Plätze in einer Prosceniumsloge. Wenn Sie wollen, können Sie sich so setzen, daß niemand im ganzen Hause Ihrer ansichtig wird."

Mit ruhiger Bestimmtheit schüttelte sie den Kopf.

„Ich traure nicht um der Leute willen, Herr Schweizer! Meine Stimmung ist es, die mir das Aufsuchen derartiger Vergnügungen verbietet."

Nun durfte er freilich nicht mehr zweifeln, daß es ihr ernst mit der Ablehnung war. Aber wenn er dadurch unangenehm berührt wurde, verstand er doch gut, es zu verbergen.

„Natürlich darf ich Ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Aber zu Ihrem eigenen Besten möchte ich Ihnen wohl einen Rat geben. Werden Sie mir's übel

nehmen, wenn ich offen, wie ein guter Freund zu Ihnen spreche?“

„Da es, wie Sie sagen, in freundlicher Absicht geschieht — gewiß nicht!“

„Lassen Sie sich nicht allzu sehr von solchen Stimmungen beherrschen, mein liebes Fräulein! Es ist der Welt Lauf, daß Kinder ihre Eltern begraben müssen, und Sie sollten darum Ihren Schmerz bekämpfen, statt ihn künstlich zu nähren. Die Jugend hat nun einmal ihre Rechte, die man nicht ungestraft mißachten darf. Wenn Sie das Leben genießen, so lange sich Ihnen noch eine Möglichkeit dazu bietet, so machen Sie sich damit wahrlich keiner Sünde schuldig.“

„Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe. — Jedenfalls bin ich vollkommen zufrieden mit dem Dasein, das ich gegenwärtig führe.“

Der Kaufmann erhob sich und trat auf sie zu.

„Weil Sie es eben noch nicht anders kennen, meine Liebe! Glauben Sie einem Manne, der es herzlich gut mit Ihnen meint ...“

Ohne zu beachten, daß sie unwillkürlich zurückwich, hatte er seine fleischige, plebejische Hand auf ihren Arm gelegt und sich vertraulich zu ihr geneigt. Aber noch ehe er den angefangenen Satz zu Ende gebracht hatte, wurde er durch ein Klopfen an die Glasthür unterbrochen.

„Herein!“ rief er wütend und seine kleinen Augen funkelten dem eintretenden Burkhardt in sprühendem Zorne entgegen. „Was, zum Henker, ist denn nun jetzt wieder los?“

Die Buchhalterin wartete nicht darauf, bis der Prokurist sein Anliegen vorgebracht haben würde, sondern sie schlüpfte eilig durch die offen gebliebene Thür hinaus und kehrte auf ihren Platz zurück. Als der alte Burkhardt ein paar Minuten später ebenfalls aus dem Kabinet zum Vorschein kam, verriet seine Miene deutlich genug, eine wie wenig liebenswürdige Behandlung ihm da drinnen zu teil geworden war, und der blasse junge Mensch konnte sich nicht enthalten, zu bemerken:

„Haben Sie sich die Finger verbrannt, lieber Kollege? In gewisse Dinge soll man sich nun einmal nicht einmischen, wenn man nicht des Teufels Dank ernten will, das ist eine alte Wahrheit."

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als das wohlbekannte, aber zumeist sehr ungern vernommene Glockenzeichen des Prinzipals aus dem Kabinet ertönte. Burkhardt ging zu der Glasthür und kam sogleich wieder zurück.

„Bitte, Fräulein Hartmann, Herr Schweizer ersucht Sie, ihm den Auszug zu bringen, den Sie gestern angefertigt haben."

„Privataudienz Nummer fünf!" flötete der spottlustige Commis, aber er drehte in höchster Verwunderung den Kopf, als er die ruhige, klangvolle Stimme seiner Kollegin sagen hörte:

„Hier ist der Auszug, Herr Burkhardt, vielleicht haben Sie die Freundlichkeit, ihn dem Chef zu übergeben."

Zwar übernahm der Prokurist mit erstaunlicher Bereitwilligkeit den Botendienst, der ihm da zugemutet wurde, aber er tauchte sehr bald mit bitterbösem Gesicht aus der Höhle des Löwen wieder hervor.

„Sie möchten selber kommen," knurrte er. „Er wünscht mit Ihnen zu sprechen."

Der blasse Commis geriet in neues Erstaunen; denn die Buchhalterin rührte sich trotz des deutlich kundgegebenen Befehls nicht von ihrem Platz. Minute auf Minute verging, dann wurde plötzlich die Glasthür aufgerissen und die kleine, dicke Gestalt des Herrn Schweizer zeigte sich auf der Schwelle.

„Fräulein Hartmann," rief er mit völlig veränderter, scharf klingender Stimme über den ganzen Comptoirraum hinweg, „wurde Ihnen denn nicht mitgeteilt, daß ich Sie zu sprechen wünsche?"

„Allerdings," erwiderte die Gefragte, auf die sofort alle Blicke gerichtet waren. „Und ich bin, wie Sie sehen, ganz zu Ihrer Verfügung."

Auf dem Gesicht des Kaufmanns erschien eine fleckige Röte, die seinen gelben, unreinen Teint wahrlich nicht schöner machte.

„Das heißt: Sie verlangen, ich möge mich zu Ihnen bemühen, wenn ich Ihnen etwas zu sagen habe? Nun, ich bedaure lebhaft, mein Fräulein, eine so bequeme Neuordnung der geschäftlichen Gepflogenheiten Ihnen zu liebe nicht einführen zu können. Sie werden sich nach wie vor zu mir in mein Kabinet verfügen, so oft ich eine Veranlassung habe, Sie dahin zu entbieten."

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Schweizer aber ich werde das nicht thun.“

Diese unerwartete Erklärung brachte ihn ersichtlich aus der Fassung. Er räusperte sich und machte ein paar unsichere Schritte nach dem Pulte der Buchhalterin hin, wie wenn er dadurch Zeit gewinnen wollte, über eine angemessene Antwort mit sich ins reine zu kommen. Da fiel sein Blick auf das höhnisch lächelnde Gesicht des Commis mit dem kecken Schnurrbärtchen, und die Erkenntnis, daß er in Gefahr sei, vor seinen Angestellten lächerlich gemacht zu werden, ließ seinen Zorn zu hellen Flammen emporlodern.

„Sie werden es nicht thun?“ wiederholte er. „Und Sie glauben, daß ich mir eine solche Dreistigkeit gefallen lassen werde? Ich könnte Sie ja fragen, was für eine Veranlassung Sie zu Ihrer sonderbaren Weigerung haben; aber ich bin nicht gewöhnt, mich mit meinen Leuten überhaupt auf derartige Erörterungen einzulassen. Sie werden sich entweder der hier geltenden Ordnung fügen oder sich nach einer andern Stellung umsehen. Das ist alles, was ich Ihnen zu antworten habe.“

Mit einer stolzen Haltung des dunklen Köpfchens hatte sie diesen polternden Wutausbruch über sich ergehen lassen. Nun, da er zu Ende war, sagte sie ruhig:

„Es ist wohl selbstverständlich, daß ich das letztere vorziehe. Und da ich vorläufig nur zur Probe bei Ihnen engagirt war, bin ich auch wohl nicht an die sonst übliche Kündigungsfrist gebunden.“

Schweizer, der sich schon zum Gehen gewendet hatte,

drehte noch einmal den Kopf und ließ seinen scharfen, stechenden Blick über sie hingleiten. Insgeheim that es ihm wohl leid, daß die Dinge eine solche Wendung genommen hatten, denn es war ja nur sein Wunsch gewesen, sie den Herrn fühlen zu lassen, und er hatte gar nicht im Ernst an die Möglichkeit gedacht, daß er sie dadurch auf immer verlieren könnte. Aber die Scene hatte zu viele Zeugen gehabt, als daß er seinerseits hätte einlenken dürfen, und überdies mochte er auf ihrem Gesichte etwas lesen, das ihm jegliche Hoffnung auf etwaige spätere Erfolge benahm. So begnügte er sich denn, mit einem kurzen Neigen des Hauptes und mit einer herablassenden Handbewegung zu sagen:

„Sie können meinetwegen auf der Stelle gehen, wenn es Ihnen so beliebt. Ihr Gehalt bis zum heutigen Tage steht Ihnen natürlich an der Kasse zur Verfügung.“

Die Glasthür fiel klirrend hinter ihm zu. An den einzelnen Pulten aber erhob sich ein lebhaftes Geflüster und Gezischel, und die Blicke, in denen zumeist mehr Schadenfreude als Mitleid war, flogen noch immer verstohlen zu der jungen Buchhalterin hinüber. Diese jedoch legte auch jetzt nicht die mindeste Erregung an den Tag. Gelassen ordnete sie die Briefschaften und Papiere, mit denen sie beschäftigt gewesen war, und ihre Stimme klang voll und ruhig wie zuvor, da sie sich gegen den Prokuristen wandte:

„Sie haben wohl die Güte, dies alles an sich zu nehmen, Herr Burkhardt. Es sind einige Zuschriften darunter, die noch beantwortet werden müssen.“

Eilig trippelte der Angeredete zu ihr hin, und während ihre schlanken weißen Finger den Deckel des Tintenfasses schlossen, sagte er leise:

„Sie thun recht daran, zu gehen, Fräulein Hartmann! Mit Ihren schönen Talenten kann es Ihnen ja nicht fehlen, und Sie werden an jedem andern Orte besser aufgehoben sein als hier."

Ueber sein sonst so griesgrämiges Gesicht, das ganz das Aussehen eines zerknitterten Pergamentblattes hatte, ging es wie helles Aufleuchten, da sie ihm mit einem kleinen Lächeln ihre Hand reichte.

„Ich weiß wohl, daß Sie es von vornherein gut mit mir im Sinne hatten, Herr Burkhardt, und ich danke Ihnen dafür. Leben Sie wohl!"

Dann ging sie elastischen Schrittes hinaus in das Vorzimmer, wo die Angestellten des Geschäfts ihre Mäntel und Hüte abzulegen pflegten. Sie hatte für die Gesamtheit der übrigen nur ein kurzes Adieu gehabt und ein leichtes Neigen des Kopfes, das beinahe hochmütig scheinen konnte. Erst als sie draußen allein und unbeobachtet war, legte sie für einen Augenblick beide Hände an die Schläfen, und in einem tiefen Atemzuge hob sich ihre Brust. So standhaft und gleichmütig sie sich auch da drinnen gezeigt hatte, die demütigende Behandlung, der sie ausgesetzt worden war, mußte also doch einen schmerzenden Stachel in ihre Seele gedrückt haben. Und ganz so bedeutungslos, als es nach ihrem Benehmen den anderen erschien, war ihr der jähe Verlust ihrer Stellung doch wohl nicht.

Zweites Kapitel.

Bis in das dritte Stockwerk hinauf war die Treppe, welche die entlassene Buchhalterin eine halbe Stunde später erstieg, breit und bequem. Die Eingänge zu den einzelnen Wohnungen wurden durch hohe Flügelthüren von schöner Arbeit gebildet und prahlerische Klingelgriffe von vergoldeter Bronze befanden sich unter den Namensschildern.

Dann aber nahm alle diese Herrlichkeit plötzlich ein Ende. Eine enge, steile, knarrende Treppe führte in den vierten Stock empor und die Wände waren nicht mehr mit Stukkmarmor bekleidet, sondern nur noch mit weißer Farbe getüncht. Zwei niedrige, einflügelige Thüren gab es da oben, von denen die eine keinerlei Aufschrift zeigte, während an der andern eine mit drei Reißnägeln befestigte Visitenkarte und ein windschiefer alter Briefkasten von ehemals lackirtem Blech angebracht war.

Auf der Visitenkarte stand der Name „Rolf Hartmann" und die kleine Schiefertafel neben dem Briefkasten zeigte in gewaltigen Kreidebuchstaben die Worte: „Nicht zu Hause".

Trotz dieser bündigen schriftlichen Versicherung klopfte das junge Mädchen an die Thür, und in merklich verdrossenem Tone rief von drinnen eine klangvolle Männerstimme:

„Herein!“

Es war ein großer, dämmerig beleuchteter Raum, auf dessen Schwelle die Eintretende unwillkürlich stehen blieb. Ursprünglich mochte er wohl in der That nur als Wäscheboden gedient haben, und trotz seiner phantastischen Ausstattung mit Decken, Vorhängen, Farbenskizzen, Gipsabgüssen und hundert anderen bunt zusammengewürfelten Dingen hatte er von dieser einstigen Bestimmung her ein trübselig anmutendes Gepräge von Kahlheit und Dürftigkeit behalten. Die grünen Gardinen vor den Fenstern waren vollständig zugezogen und ließen nur eine gedämpfte Helligkeit eindringen. Ueber dem Ganzen aber schwebte eine graue, fast undurchdringliche Wolke beizenden Tabakdampfes.

„Um Gottes willen, Rolf, öffne ein Fenster!“ rief das junge Mädchen in den Nebel hinein. „Es ist ja unmöglich, in dieser Luft einen Atemzug zu thun.“

Von dem niedrigen Ruhebett inmitten des Raumes erhob sich eine menschliche Gestalt.

„Wie, Du bist's, Elfriede? Zu einer so ungewöhnlichen Stunde? Vergib, aber ich war in der That nicht auf einen Damenbesuch gefaßt.“

Er hatte rasch einen der Vorhänge zurückgezogen und das Fenster aufgestoßen. Dann trat er auf sie zu und streckte ihr seine Hand entgegen.

„Sei mir herzlich willkommen, Schwesterchen! Wie komme ich denn zu einer so unerwarteten Freude?"

Es war ein auffallend hübscher junger Mann von mehr zierlichem als imponirendem Gliederbau. Auch ohne das braune Sammetjaquet und das weit in den Nacken fallende, dunkellockige Haar würde man bei seinem Anblick leicht auf die Vermutung gekommen sein, daß er ein Künstler sei.

Seine Worte hatten heiter klingen sollen, und er war offenbar bemüht, eine unbefangen fröhliche Miene zu zeigen. Die Schwester aber mußte sich wohl sehr gut darauf verstehen, in diesem hübschen, weichen Gesicht zu lesen.

„Ich wollte Dich überraschen, Rolf! Aber die Störung ist Dir ungelegen; schon die Bemerkung draußen auf der Tafel hat mir verraten, daß Du allein sein wolltest. Ist Dir denn etwas Unangenehmes widerfahren?"

Nun machte er keinen weiteren Versuch mehr, seine üble Stimmung zu verbergen.

„Das Schlimmste, was einem Künstler geschehen kann, liebste Elfriede. Ich habe vor dem ganzen Publikum die Belehrung empfangen, daß ich kein Maler, sondern ein elender Stümper bin."

Sie gewahrte das Zeitungsblatt, das halb zerknittert neben dem Ruhebett auf dem Fußboden lag, und sie erriet sogleich, in welchem Zusammenhang es mit ihres Bruders Mißmut stand.

„Eine Kritik über Deine ‚Tullia'? Und Du bist abfällig beurteilt worden, armer Rolf?"

„Man hat mich mit Keulen totgeschlagen. Da, lies nur selbst. Warum sollte ich vor Dir verbergen, was doch alle Philister dieser guten Stadt bereits beim Morgenkaffee erfahren haben!“

Er nahm die Zeitung auf, um sie ihr zu überreichen, dann steckte er die Hände in die Taschen seines Jaquets und ging mit langen Schritten auf und nieder, während Elfriede den bezeichneten Artikel las.

„Das ist abscheulich!“ rief sie. „Es ist hämisch und ungerecht. Und deshalb darfst Du es Dir auch nicht zu Herzen nehmen, Rolf.“

Er lachte voll Bitterkeit auf.

„Ein vortrefflicher Rat! Kann ich diese Kritik aus der Welt schaffen dadurch, daß ich sie ignorire? Hast Du vergessen, welche Hoffnungen wir auf das Bild gesetzt hatten? Und glaubst Du, daß sich jetzt noch jemand bereit finden werde, es zu kaufen?“

„Aber dieser eine Rezensent ist doch noch nicht die öffentliche Meinung. Es ist ja nicht möglich, daß alle Leser sich dieser anschließen sollten.“

Der junge Maler schwieg eine Weile, dann sagte er, ohne seine Schwester anzusehen:

„Als ich den Artikel gelesen hatte, bin ich in die Kunstausstellung gegangen und habe eine Viertelstunde vor dem Unglücksgemälde gestanden. Ehrlich herausgesagt, Elfriede, ich habe gefunden, daß der Mann recht hat. Es ist eine talentlose Sudelei, alles in allem! Ich begreife kaum noch, wie ich mich darüber jemals habe täuschen können.“

„Rolf!“ schrie sie entsetzt auf. „Nein, das kann Dein Ernst nicht sein! Du darfst eine so verzweifelte Mutlosigkeit nicht über Dich kommen lassen. Wenn Du den Glauben an Dich selbst verlörest, wäre freilich alles verloren.“

Er griff sich mit beiden Händen in das dichte Haar und starrte finster vor sich hin.

„Ja. Aber woher soll ich die Kraft nehmen, mich von diesem Schlage zu erholen? Ich hatte mir so viel von meinem ersten großen Werke versprochen. Einen geachteten Namen sollte es mir verschaffen und — was mir noch mehr am Herzen lag — es sollte mich endlich in den Stand setzen, meine Schulden zu bezahlen -- diese Schulden, die mich vor mir selbst erniedrigen und mich zu Boden drücken.“

Erschrocken sah das junge Mädchen zu ihm auf.

„Aber davon weiß ich ja gar nichts. Hast Du denn ohne mein Wissen —“

Er unterbrach sie mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Nein, nein, ich habe kein Anlehen aufgenommen. Wer hätte mir denn auch etwas borgen sollen? Aber Du weißt recht gut, was ich meine. Ist es nicht eine Schmach, daß ich mit meinen sechsundzwanzig Jahren eigentlich noch niemals auf eigenen Füßen gestanden habe? Erst war es die Mutter, die mir ihr kleines Vermögen und vielleicht auch noch den größten Teil ihrer Pension zum Opfer brachte. Und seit sie tot ist, hast Du Deinen kärglichen Verdienst mit mir geteilt,

während es an mir gewesen wäre, für Deinen Unterhalt zu sorgen. Du verzichtest auf alle Vergnügungen und Freuden, Du legst Dir möglicherweise sogar Entbehrungen auf — und das alles auf die ungewisse Aussicht hin, daß ich es dermaleinst als Künstler zu etwas bringen könnte. Ist es nicht schimpflich und beschämend für einen Mann, sich mit einer solchen Last auf dem Gewissen herum zu schleppen?"

„Aber das alles sind gar keine Opfer, Rolf," suchte sie ihn zu beruhigen. „Konnte ich meine kleinen Ersparnisse besser anlegen als für Deine Zukunft? Mir ist wahrhaftig nicht bange darum, daß Du sie mir mit Zinsen und Zinseszinsen zurückerstatten wirst."

„Und wenn ich Dir nun sage, daß ich selber diese Zuversicht nicht mehr habe? Es ist nicht diese ungünstige Kritik allein, die mich so ganz zu Boden schmettert. Ich würde sie verwinden, wenn ich ihre Bosheiten auf die Rechnung einer persönlichen Feindschaft setzen könnte, oder wenn ich die Kraft in mir fühlte, sie durch den unbestrittenen Erfolg eines neuen Werkes vergessen zu machen. Aber das eine ist unmöglich, denn ich kenne den Kunstreferenten des Blattes nicht einmal dem Namen nach. Und das andere . . . Seitdem ich die Schwächen und Mängel in meiner Tullia mit eigenen Augen erkannt habe, ist mir zu Mut, als würde ich überhaupt nie wieder einen Pinsel in die Hand nehmen können."

Mit freundlichem und zugleich eindringlichem Ernst suchte die junge Buchhalterin seine tiefe Entmutigung

zu bekämpfen. Sie war hierher gekommen, um ihm von ihrer Entlassung zu erzählen und um ihn schonend darauf vorzubereiten, daß ihre Zuschüsse für die Bestreitung seines Lebensunterhalts in der nächsten Zeit vielleicht würden spärlicher werden müssen. Jetzt aber hätte sie ihm um keinen Preis von diesen Dingen gesprochen. Er sollte nichts von ihren Sorgen erfahren, denn es war übergenug mit dem, was er an den eigenen zu tragen hatte.

Und es war wirklich etwas wundersam Trostvolles in dem ruhigen Klang ihrer weichen Stimme, etwas unwiderstehlich Zwingendes in ihrer schlichten, tapferen Art, ihm das Unmännliche und Thörichte einer thatlosen Verzweiflung vorzuhalten. Der junge Maler nahm ihre beiden Hände und sah ihr voll inniger Zärtlichkeit in die Augen.

„Du bist mein guter Genius, kleine Elfe. Gott weiß, was schon aus mir geworden wäre ohne Dich.“

Da wurde an die Thür geklopft und mit einem unwilligen Stirnrunzeln ließ Rolf die Aufforderung zum Eintritt ergehen. Er mochte erwartet haben, daß die Störung von einem zudringlichen Bettler oder Hausirer ausginge, und nun war er sichtlich überrascht, einen elegant gekleideten, aber ihm völlig unbekannten Herrn vor sich zu sehen. Es war ein Mann von reckenhafter, breitschulteriger Gestalt und mit dunkel gebräuntem, starkknochigem Gesicht. Sein dichtes, welliges Haupthaar und sein stattlicher Schnurrbart waren völlig ergraut; die Züge des Antlitzes aber

und der fast noch jugendlich klare Blick der hellen grauen Augen ließen vermuten, daß er die Mitte der Vierzig wohl noch nicht lange überschritten hatte.

„Habe ich die Ehre mit Herrn Rolf Hartmann zu sprechen?“ fragte er, und es war eine offenkundige Verlegenheit in seinem Benehmen, die zu seinem imponirenden Aussehen in einem merkwürdigen Gegensatz stand. Beinahe zaghaft fügte er mit einem Blick auf Elfriede hinzu: „Es würde mir außerordentlich leid thun, wenn ich etwa zu einer ungelegenen Stunde gekommen wäre.“

„Die Dame ist meine Schwester, und Sie stören uns nicht, mein Herr,“ erwiderte Rolf höflich. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Mein Name ist Eckartstein. Ich weiß nicht, ob Ihnen dieser Name vielleicht von früher her ...“

Er stockte, und deutlich war unter der gebräunten Haut seines Gesichts die dunkle Blutwelle wahrzunehmen, die ihm bis in die Stirn hinauf stieg. Rolf warf einen fragenden Blick auf Elfriede und schüttelte den Kopf.

„Ich erinnere mich nicht, ihn jemals gehört zu haben. Darf ich fragen, unter welchen Umständen er mir bekannt geworden sein sollte?“

„O, es war nur eine Vermutung,“ wehrte der Fremde hastig ab. „Und es ist wohl auch nebensächlich, denn ich komme zu Ihnen wegen des Gemäldes, das Sie im Industriepalast ausgestellt haben.“

„Wegen meiner Tullia?“ fragte Rolf höchlichst verwundert, und Eckartstein nickte bestätigend.

„Ich habe den Wunsch, dies Bild zu erwerben, und ich hoffe, daß Sie noch nicht anderweitig darüber verfügt haben."

Der junge Maler war offenbar ein sehr schlechter Geschäftsmann, denn er würde sonst kaum mit einem so lebhaften Ausdrucke des Erstaunens geantwortet haben:

„Durchaus nicht! Aber ist das denn wirklich Ihr Ernst?"

„Gewiß! Das Werk hat mir außerordentlich gefallen und ich möchte es um jeden Preis besitzen."

Das alles klang so schüchtern und bescheiden, als sei der Mann gekommen, von dem Künstler eine große Gunst zu erbitten. Rolf aber war augenscheinlich noch immer im Ungewissen, ob man sich nicht doch vielleicht nur einen schlechten Scherz mit ihm machen wolle. Wie hilfeflehend sah er seine Schwester an, und Elfriede mochte diesen Blick wohl mißverstanden haben, denn sie stand auf und machte Miene, sich zu entfernen. Merkwürdigerweise war es der Fremde, der sie daran hinderte.

„Bleiben Sie doch, mein Fräulein!" bat er. „Es würde mir sehr peinlich sein, zu glauben, daß Sie durch mich verscheucht worden seien. Der geschäftliche Teil meiner Abmachung mit Ihrem Herrn Bruder wird sich ja gewiß sehr rasch erledigen lassen. Im Bureau der Ausstellung nannte man mir als Verkaufspreis für das Bild den Betrag von sechstausend Mark. Wollen Sie mir gestatten, Herr Hartmann, Ihnen diese Summe auf der Stelle zu zahlen?"

Der junge Maler starrte ihn ein paar Sekunden lang mit großen Augen an. Dann aber machte er eine beinahe heftig abweisende Bewegung.

„Nein, mein Herr! Seit dem Tage, da ich diesen Preis festsetzte, ist der Wert des Gemäldes in meiner eigenen Schätzung ein anderer geworden. Damals war mir noch nicht die Erkenntnis aufgegangen, daß es — aber, bitte, lesen Sie gefälligst diese Kritik!"

Mit raschem Entschluß hatte er das Zeitungsblatt ergriffen, um es dem Bewerber entgegen zu halten. Der aber lehnte es höflich ab, nachdem er einen flüchtigen Blick darauf geworfen.

„Ich habe sie gelesen," sagte er. „Gerade durch diese Besprechung bin ich veranlaßt worden, mir das Bild anzusehen, und ich — nun, ich habe es eben im Gegensatze zu dem Kritiker sehr schön gefunden. Ich lasse gerade jetzt ein neues Herrenhaus auf meinem Gut errichten, und es ist meine Absicht, den Gartensaal mit Ihrem Werke zu schmücken."

„Aber die sechstausend Mark, die Sie dafür zahlen wollen, ich kann sie unmöglich annehmen. Denn ich verhehle Ihnen nicht, daß ich das Gemälde jetzt selber nicht mehr für ein Meisterwerk halte."

Ein sehr angenehmes und gewinnendes Lächeln ging über Eckartsteins Gesicht.

„Darauf darf ich Ihnen wohl erwidern, daß sechstausend Mark auch ein viel zu geringer Preis wären für ein Meisterwerk. Bei Ihrer Jugend und mit Ihrem Talent werden Sie ohne Zweifel noch dahin

gelangen, auch solche zu schaffen. Und dann werden mir meine Mittel vielleicht nicht mehr gestatten, als Käufer bei Ihnen anzuklopfen. Für diesmal aber möchte ich das Geschäft gern auf der einmal gegebenen Grundlage abschließen. Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie sich damit einverstanden erklären wollten."

Seine liebenswürdige und feinfühlige Art war von einer so überwältigenden Wirkung auf den eben noch ganz entmutigten jungen Künstler, daß er ihm mit feucht schimmernden Augen die Rechte entgegen streckte.

„Es ist nicht um des Geldes willen, daß ich Ihnen für diese Worte von ganzem Herzen danke. Aber ich nehme Ihr Anerbieten doch nur unter einer bestimmten Bedingung an. Sie müssen mir das Recht einräumen, noch verschiedene Aenderungen an dem Bilde vorzunehmen, bevor es in Ihren Besitz übergeht. Die Besucher Ihres Hauses sollen nicht sagen dürfen, daß Sie von einem Stümper hintergangen worden seien."

„Wenn es zu Ihrer Beruhigung dienen kann, gebe ich Ihnen natürlich gern eine solche Erlaubnis. Da noch eine Reihe von Monaten ins Land gehen wird, bis die innere Ausstattung des Gebäudes vollendet ist, haben Sie ja auch Zeit genug, sich die Arbeit ganz nach Ihrer Bequemlichkeit einzurichten. Uebrigens," und er wandte sich mit der Artigkeit eines vollkommenen Weltmannes gegen Elfriede, „wäre es unbescheiden, mein Fräulein, zu fragen, ob sie ebenfalls Künstlerin sind?"

Sein Benehmen hatte ihm schon so ganz Elfriedens Gunst gewonnen, daß sie ihm wahrscheinlich auch auf eine viel unbescheidenere Frage bereitwillig Rede gestanden hätte.

„Nein,“ antwortete sie lächelnd. „Ich habe mich aus Mangel an Talent mit dem prosaischeren Beruf einer Buchhalterin begnügen müssen.“

„Ah! Und Sie sind in solcher Eigenschaft bereits thätig gewesen?“

„Gewiß! Schon seit drei Jahren.“

„Wie? Darf ich das glauben? Sie sind ja noch so jung!“

„Ich bin fast einundzwanzig Jahre alt, mein Herr.“

Eckartstein fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Einundzwanzig Jahre!“ wiederholte er wie jemand, der mehr zu sich selber als zu den anderen spricht. „Ja freilich, die Zeit steht nicht still.“ Und dann, sich merklich zusammenraffend, fügte er in seinem liebenswürdigen, herzlich klingenden Tone hinzu: „Sie hatten vielleicht das Unglück, Ihre Eltern durch den Tod zu verlieren, da sie schon so frühe in dem harten Kampf ums Dasein auf Ihre eigenen Kräfte angewiesen waren?“

Jetzt war es Rolf, der an Stelle der Gefragten Antwort gab.

„Meine Schwester war kaum sechs Monate alt, als uns der Vater genommen wurde. Er erlitt in der Ausübung seines Berufes einen jähen Tod.“

Eine kleine, flüchtig hingeworfene Farbenskizze, die

neben ihm an der Wand hing, schien gerade in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit Eckartsteins zu erregen. Er wandte zu ihrer angelegentlichen Betrachtung so weit den Kopf, daß den Geschwistern für die Dauer einiger Sekunden der Anblick seines Gesichts entzogen war. Noch immer mit dem Studium des unscheinbaren Bildchens beschäftigt, fragte er nach auffallend langem Schweigen:

„Ihr Herr Vater wurde das Opfer eines Unglücksfalls, wenn ich Sie recht verstehe?"

„Er war königlicher Oberförster, und er wurde im Walde von einem Wilddieb, den er auf frischer That ertappt haben mochte, erschossen."

Es war durchaus nicht heiß in dem Atelier; aber der Fremde mußte doch sein Taschentuch ziehen, um sich ein paar perlende Tropfen von der Stirne zu trocknen.

„Ein beklagenswertes Geschick," sagte er, und seine Stimme klang merkwürdig gepreßt. „Natürlich ist der Mörder für seine That zur Verantwortung gezogen worden?"

„Es war leider unmöglich, denn man hat ihn niemals entdeckt. Zwar weiß ich aus den Erzählungen meiner Mutter, daß nach einander mehrere Personen unter dem Verdacht der Thäterschaft verhaftet worden waren, aber sie alle mußten wieder freigelassen werden, weil es an Beweisen fehlte, sie zu überführen."

„Seltsam!" murmelte Eckartstein, dessen Augen noch immer beharrlich an der kleinen Skizze hingen.

„In der That höchst seltsam! Und Ihre Frau Mutter? Auch sie ist nicht mehr am Leben?"

„Nein! Sie starb vor etwa einem Jahr."

„So haben Sie den Ernst des Lebens allerdings sehr frühzeitig erfahren müssen. Aber verzeihen Sie, meine Fragen werden Ihnen vielleicht indiskret und zudringlich erscheinen sein. Ich würde mir auch nicht herausgenommen haben, sie zu stellen, wenn ich Ihnen nicht einen Vorschlag machen wollte, mein Fräulein."

„Einen Vorschlag — mir?" fragte Elfriede erstaunt. „Und das wäre?"

„Ich habe zwei Töchter im Alter von etwa siebenzehn und achtzehn Jahren, die fast ihr ganzes bisheriges Leben auf dem Lande zugebracht haben. Erst vor sechs Monaten, wo meine Frau durch zunehmende Kränklichkeit genötigt wurde, sich in die Behandlung eines hervorragenden Spezialisten zu begeben, sind wir hierher gekommen, und wir werden voraussichtlich erst im Laufe des nächsten Sommers auf das Gut zurückkehren. Das Befinden meiner Frau nötigt uns leider bis jetzt, ein etwas eingezogenes Leben zu führen; meine Töchter gehen nur wenig aus und sie würden gewiß sehr glücklich sein, wenn noch ein anderes junges Mädchen im Hause wäre, eine Dame, die wir ganz als zur Familie gehörig betrachten dürften. Würden Sie vielleicht geneigt sein, Fräulein Hartmann, es mit uns zu versuchen?"

„Das heißt, Sie würden mich als Gesellschafterin für Ihre Töchter engagiren, mein Herr?"

Eckartstein sah verlegen vor sich nieder.

„Ich möchte diese Bezeichnung gern vermieden sehen, denn sie hat heutzutage einen etwas üblen Klang. Nicht eine dienende und peinlich abhängige Stellung ist es, die ich Ihnen da antragen will, und am allerwenigsten sollen Sie meinen jungen Töchtern untergeordnet sein. Ich bin durch einen vor Jahren erlittenen Unfall, der mir mehrere steife Finger zurückließ, im Gebrauch meiner rechten Hand stark behindert. Namentlich das Schreiben fällt mir sehr schwer und ich bin für die Erledigung meiner Korrespondenz fast ganz auf fremde Hilfe angewiesen. Sie könnten also nebenher gewissermaßen das Vertrauensamt meines Privatsekretärs übernehmen, das bisher ausschließlich von meiner ältesten Tochter versehen worden ist. Ueber die Bedingungen würden wir gewiß leicht eine Einigung erzielen."

Er sah, daß Elfriede von dem unerwarteten Anerbieten in hohem Grade überrascht war, und ihr Zaudern mochte ihm die Befürchtung nahelegen, daß sie eine ablehnende Antwort geben könnte. Darum kam er ihrer Erwiderung zuvor.

„Natürlich erwarte ich nicht, daß Sie mir auf der Stelle eine bindende Zusage machen. Sie sehen mich zum erstenmal in Ihrem Leben, und meine Angehörigen sind Ihnen ebenso unbekannt wie die Verhältnisse des Hauswesens, in welches Sie da eintreten sollen. Aber ich möchte wenigstens Ihre Zusage haben, daß Sie sich der Mühe unterziehen wollen, uns kennen zu lernen.

Meine Damen werden sich aufrichtig freuen, wenn Sie uns in Begleitung Ihres Herrn Bruders besuchen. Hier ist meine Adresse."

Er hatte eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche genommen und mit ihr zugleich ein kleines Päckchen von bräunlichen Kassenscheinen.

„Zur Erledigung unseres Geschäftes, mein lieber Herr Hartmann," sagte er mit einem schüchternen Versuch, dem jungen Maler das Geld zu überreichen. Rolf aber weigerte sich mit aller Entschiedenheit, es anzunehmen, bevor die Ablieferung des Bildes, das bis zum Schluß der Ausstellung noch im Industriepalast verbleiben mußte, wirklich erfolgt sei. Nach vielen Ablehnungen von der einen und freundlichen Ueberredungsversuchen von der andern Seite mußte er, um den seltsamen Käufer zu beruhigen, wenigstens in die Annahme des halben Betrages willigen. Und als Eckartstein dann in der liebenswürdigsten und dringlichsten Form seine vorhin ausgesprochene Einladung unter Angabe eines bestimmten Tages wiederholte, da wäre es für die Geschwister geradezu unmöglich gewesen, ihm eine abschlägige Antwort zu geben.

Artig geleitete Rolf den Besucher bis an die Treppe hinaus, und wohl eine Minute lang hielt Eckartstein die Hand des jungen Künstlers fest, während er noch einmal aussprach, wie sehr es ihn erfreuen würde, wenn er auch mit seiner andern Bewerbung Glück hätte. Dann ging er eilig über die knarrende Stiege hinab und Rolf kehrte in das Atelier zurück, um ohne viele Umstände

seine Schwester um den schlanken Leib zu fassen und trotz ihres lächelnden Widerstrebens einen wilden Freudentanz durch das ganze Atelier mit ihr auszuführen.

„Jetzt glaube ich an Zeichen und Wunder,“ rief er, als er die Atemlose endlich auf das Ruhebett hatte niedersinken lassen. „Was man mir künftig auch erzählen mag, und wenn es das Uebernatürlichste wäre, ich werde es nicht mehr für unmöglich halten. Ist dieser Eckartstein nicht geradezu vom Himmel heruntergefallen, um mir den Glauben an mich selbst und den frischen, fröhlichen Lebensmut wiederzugeben? Ein vortrefflicher Mensch! Schade, daß Du die Stellung bei ihm nicht annehmen kannst. Aber Du wirst bei Schweizer & Comp. natürlich nicht ohne weiteres austreten dürfen.“

Nun hatte Elfriede keinen Grund mehr, ihm ihre Entlassung zu verschweigen, und lächelnd sagte sie ihm auch, weshalb sie vorhin davon nicht habe sprechen mögen. In tiefer Bewegung zog Rolf sie an sich und sah ihr voll inniger Dankbarkeit in die Augen.

„Ich habe an Dir einen viel größeren Schatz, als ich's verdiene, meine liebe, selbstlose, großherzige Elfe! Aber, bei Gott, ich will Dir's vergelten, und Du sollst doch dermaleinst noch stolz sein auf den nichtsnutzigen Bruder, der sich von euch schwachen Frauen so lange hat füttern und kleiden lassen. Nun, da ich einen Menschen gesehen habe, dem meine Tullia gefällt, nun fange ich ja wieder an zu glauben, daß ich am Ende doch ein Maler bin.“

Drittes Kapitel.

Es war ein vornehm ausgestattetes Empfangszimmer, in welches man den Maler und seine Schwester drei Tage später führte. Nur ein sehr reicher Mann konnte in der beneidenswerten Lage sein, sich eine lediglich zu vorübergehendem Aufenthalt bestimmte Wohnung so prächtig einzurichten. Während Elfriede durch den Luxus, der sie hier umgab, ein wenig verwirrt wurde, streifte Rolfs Künstlerauge wohlgefällig über all die kostbaren, auserlesenen Dinge hin, und noch schmeichelhafter als bisher empfand er die Auszeichnung, die ihm Eckartstein durch den Ankauf seines Bildes erwiesen hatte, da er sah, wie wertvolle, künstlerisch hervorragende Gemälde die Wände dieses Empfangssalons schmückten.

Bald nach ihrem Eintritt erschien der Herr des Hauses, und obwohl sie nur wenige Minuten hatten warten müssen, entschuldigte er sich deshalb doch bei ihnen in der verbindlichsten Weise. Wieder zeigte sein Benehmen anfänglich jene eigentümliche Befangenheit, die den Geschwistern bei seinem Atelierbesuche auf-

gefallen war, aber er war heute doch mit besserem Erfolge als bei jener ersten Begegnung bemüht, sie zu bekämpfen.

„Die Damen sind im Zimmer meiner Frau, die heute leider wieder etwas unpäßlich ist,“ sagte er nach der ersten Begrüßung. „Sie gestatten mir wohl, daß ich Sie dort mit ihnen bekannt mache?“

Man ging durch zwei andere Gemächer bis in das schöne, mit zartfarbigen Seidentapeten bekleidete und nur von gedämpfter Helligkeit erfüllte Boudoir. Trotz des Unwohlseins, von dem Eckartstein gesprochen hatte, erhob sich die Gattin des Hausherrn aus ihrem Sessel und ging den Besuchern um einige Schritte entgegen. Sie war eine zarte, schmächtige Erscheinung von bleichem, kränklichem Aussehen, aber mit den unverkennbaren Spuren ehemaliger Schönheit. Ihre Stimme war leise, als ob ihr das Sprechen schwer fiele, doch in ihrem Wesen war eine sanfte, gewinnende Freundlichkeit, die Elfriedes begreifliche Verlegenheit rasch verscheuchte. Auch an Rolf, der sich artig vor ihr verbeugte, richtete sie einige sehr liebenswürdige Worte; die Augen des Malers aber waren sehr bald von ihrem schmalen Gesicht und ihrer dürftigen Gestalt hinweg verstohlen zu den beiden jungen Mädchen hinüber geglitten, die Seite an Seite in einer der kleinen Fensternischen standen. Hätte er nicht gewußt, daß es die Töchter Eckartsteins seien, so würde er sie nach dieser ersten flüchtigen Musterung kaum für Schwestern gehalten haben. Wie sie an Größe und Gestalt sehr

verschieden waren, so wiesen auch ihre Gesichtszüge keinerlei augenfällige Aehnlichkeit auf. Die eine, anscheinend die ältere von beiden, die ihre zierliche Schwester um mehr als einen halben Kopf überragte, hätte durch das herrliche Ebenmaß ihrer Formen und durch die klassischen Linien ihres Antlitzes wohl auch ein anderes als ein Malerauge entzücken müssen. Sie hatte jenen mattfarbigen Teint von der durchsichtigen Weiße des Elfenbeins, die sich doch sehr wesentlich von krankhafter Blässe unterscheidet, und das tiefschwarze, zu einem einfachen griechischen Knoten aufgesteckte Haar bildete einen sehr wirkungsvollen Rahmen für das schöne Oval ihres Gesichtes, aus dem die großen dunklen Augen mit einem ganz eigenen, verschleierten Glanze leuchteten. In ihrem Aussehen wie in ihrer Haltung war etwas Gebietendes und frauenhaft Reifes, das sie trotz des in Wahrheit so geringen Unterschiedes auf den ersten Blick beträchtlich älter erscheinen ließ als ihre im holdesten Liebreiz einer fast noch kindlich frischen Jugend prangende Schwester. Sicherlich konnte die Jüngere keinen Anspruch darauf erheben, für eine so vollendete Schönheit zu gelten wie sie. Das kecke Stumpfnäschen und die all zu üppig gewölbten Lippen würden an einer Marmorbüste gewiß als empfindliche Mängel aufgefallen sein. Wenn sie hier dem lebendigen Geschöpfchen ganz und gar nichts von seiner bezaubernden Anmut zu nehmen vermochten, so durfte sich die junge Dame dafür bei der verschwenderischen Natur bedanken, die ihr so rosige Farben, ein so reizendes Grübchen im Kinn und so übermütig funkelnde braune Schelmen-

augen gegeben hatte. Das reiche blonde Haar, das sich an den Schläfen und an dem weißen Halse in widerspenstigen Löckchen ringelte, hatte einen leisen Stich ins Rötliche, gerade nur so viel, um allerlei goldige Reflexe aufleuchten zu lassen, wenn ein Sonnenstrahl darüber hin huschte; und niemals hatte Rolf so allerliebste kleine Ohren gesehen, als sie hier unter den seidigen Haarwellen hervortauchten.

„Meine Töchter Vera und Nelly,“ sagte Eckartstein vorstellend. „Ich hoffe, daß es der Jugend nicht schwer fallen wird, sich mit der Jugend zu befreunden.“

Und das schien in der That durchaus nicht schwer. Offenbar waren die Damen auf den Besuch vorbereitet gewesen, und es bedurfte nicht erst umständlicher Einleitungen, um ein lebhaftes Gespräch in Fluß zu bringen. Namentlich die sprudelnde Laune der blonden Nelly ließ nichts von Befangenheit oder Unbehagen bei den jungen Fremdlingen aufkommen. Mit der Vertraulichkeit einer Freundin hatte sie sich schon nach Verlauf der ersten zehn Minuten an Elfriede gehängt, und der muntere, neckische Ton, den sie Rolf gegenüber anschlug, hatte bei der Kürze ihrer Bekanntschaft fast einen kleinen Anflug von Koketterie.

Vera zeigte sich um vieles zurückhaltender. Sie hatte nichts von der überschäumenden Lustigkeit der Schwester, und ihr schönes Gesicht behielt immer seinen gleichmäßigen Ausdruck einer stolzen Ruhe. Aber dieser Stolz hatte so ganz das Gepräge einer in ihrem innersten Wesen begründeten Eigentümlichkeit, daß er

nicht verletzend wirkte, um so weniger, als sie offenbar bemüht war, den Geschwistern freundlich entgegen zu kommen.

Frau Eckartstein beteiligte sich an der Unterhaltung nur dann, wenn ihr Gatte geradezu das Wort an sie richtete; aber es war rührend zu sehen, mit einer wie hingebungsvollen, fast andächtigen Zärtlichkeit ihr Blick jedesmal, wenn er die Lippen öffnete, an seinem Antlitz hing. Die augenfällige Innigkeit und Herzlichkeit des Verhältnisses, das hier zwischen allen Familiengliedern bestand, hatte in Elfriede schon während der ersten Viertelstunde ihres Verweilens die Ueberzeugung wachgerufen, daß es sich sehr angenehm und glücklich leben müsse in einem Kreise so sympathischer Menschen.

Noch schwirrten die Stimmen fröhlich durcheinander, als ein neuer Besucher erschien, dem Eckartstein artig bis an die Schwelle entgegen ging.

„Willkommen, lieber Doktor! Wir fingen schon an zu fürchten, daß Sie uns ganz und gar untreu werden wollten."

Der Ankömmling mochte etwa in demselben Lebensalter stehen wie Rolf Hartmann. Er war von magerer, aber sehniger Gestalt und überragte an Körpergröße den Maler um ein beträchtliches. Sein hageres Gesicht mit dem kleinen blonden Schnurrbart und den beiden Hiebnarben auf der linken Wange war nicht gerade unschön, aber es wirkte trotz der regelmäßigen Züge und der klugen, hoch gewölbten Stirn keineswegs angenehm. Ein malitiöser Zug an den Mund-

winkeln und eine gewisse stechende Schärfe in dem Blick der kalten grauen Augen konnten es in manchen Momenten geradezu abstoßend erscheinen lassen.

Ein solcher Moment war schon der der Vorstellung, die Eckartstein natürlich sofort bewirkte.

„Herr Privatdocent Doktor Georg Gersdorf, der Sohn eines alten Kameraden aus meiner Jugendzeit und ein lieber Freund unseres Hauses. — Fräulein Elfriede Hartmann, Herr Rolf Hartmann, dessen Name Ihnen ja gewiß nicht mehr unbekannt ist, bester Doktor!“

In ganz unverkennbarem Sarkasmus hatte es während dieser letzten Worte des Hausherrn um die schmalen Lippen des neuen Besuchers gezuckt.

„In der That,“ sagte er kühl, „ich habe diesen Namen bereits im Ausstellungskatalog gelesen.“

Und ohne etwas weiteres hinzu zu fügen, wandte er sich mit ganz verändertem Gesichtsausdruck gegen Nelly.

„Ihr Herr Vater hatte die Freundlichkeit, mein durch eine übergroße Arbeitslast erzwungenes Fernbleiben zu bemerken. Darf ich hoffen, daß auch Sie in diesen langen acht Tagen manchmal ein wenig an mich gedacht haben?“

Es war eine ausgesprochene Vertraulichkeit im Klang dieser Anrede; die Gefragte aber warf wie schmollend die kirschrote Oberlippe empor und erwiderte ziemlich schnippisch:

„Nicht gerade häufig, Herr Doktor, wenn ich ganz

ehrlich sein soll. Einmal aber habe ich Ihre auffallende Zurückhaltung allerdings aufrichtig bedauert."

„Und aus welchem Anlaß wurde mir dies hohe Glück zu teil?"

„Aus Anlaß unseres ersten Ausstellungsbesuches. Als Docent der Kunstgeschichte hätten Sie doch gewiß einen sehr sachverständigen Führer abgegeben."

„Und es wäre mir ein unschätzbares Vergnügen 'gewesen. Aber hatten Sie es damit denn auch gar so eilig?"

„Ja! Wir mußten uns doch des Vaters neueste Erwerbung ansehen — diese grausame Tullia, die so schrecklich schön gemalt ist, daß wir vor ihr das Gruseln gelernt haben."

Ein sehr lebhaftes Erstaunen prägte sich in den Mienen des Doktors aus, und es klang sehr wenig schmeichelhaft für den anwesenden Schöpfer des Gemäldes, da er fragte:

„Wie? Sie haben diese Tullia gekauft, Herr Eckartstein? Und Sie beabsichtigen wirklich, das Bild in Ihrer Wohnung aufzuhängen?"

In seiner gewinnend liebenswürdigen Art war der Hausherr bemüht, den peinlichen Eindruck dieser so unverhohlen kundgegebenen Verwunderung zu beseitigen.

„Es hätte seinen Platz wohl allerdings besser in einer öffentlichen Sammlung gefunden," sagte er, „aber ich war zu selbstsüchtig, dieser Rücksicht die Erfüllung meines Wunsches zu opfern."

Nur noch spöttischer zogen sich die Mundwinkel des Doktors herab.

„Meinen aufrichtigsten Glückwunsch, Herr Hartmann!“ wandte er sich gegen Rolf. „Es ereignen sich heutzutage nicht allzu oft mehr derartige Wunder.“

Der Maler war bleich geworden; denn der ironische Stachel in dieser sonderbaren Gratulation hätte auch dem Unempfindlichsten fühlbar werden müssen. Aber die Notwendigkeit einer Erwiderung blieb ihm glücklicherweise erspart, denn wieder erfuhr das Gespräch eine Unterbrechung durch das Erscheinen eines weiteren Besuches.

Und diesmal war nicht erst eine Anmeldung vorhergegangen, welche die Gesellschaft aufmerksam gemacht hätte. Die Thür hatte sich vielmehr nach einem kurzen Anklopfen aufgethan, noch ehe jemand „Herein!“ gerufen, und mit dem strahlenden Antlitz eines Menschen, der sich der gelungenen Ueberraschung freut, war eine prächtige Männergestalt zwischen den zurückgeschlagenen Seidenportièren aufgetaucht.

Selten noch hatte Rolfs schönheitsdurstiges Auge mit solchem Wohlgefallen auf der Erscheinung eines Mannes geruht, als auf der dieses jungen, höchstens dreißigjährigen Recken mit dem kraftvollen Gliederbau und dem blondbärtigen, blauäugigen Haupte eines Nibelungenhelden. Nichts erschien ihm natürlicher als der beinahe einstimmige Freudenruf, mit dem die ganze Familie Eckartstein das Erscheinen des ungemeldeten Gastes begrüßte; denn in dieser prachtvollen Siegfriedsgestalt konnte sich nach seiner Ansicht keine andere als eine liebenswürdige Seele bergen.

Und die kleine Bewillkommnungsscene, die sich nun abspielte, mußte in ihrer warmherzigen Fröhlichkeit wohl als eine weitere Bestätigung dafür erscheinen. Da gab es Umarmungen und Händedrücke, denen man's anmerkte, daß sie der Ausdruck einer echten Freude waren, und selbst aus dem bleichen Antlitz der Hausfrau schwanden die Züge des Leidens, als sie dem Ankömmling ihre beiden Hände überließ, um mit einem stolzen, leuchtenden Blick zu ihm aufzuschauen.

Nelly war in ihrer geschmeidigen Beweglichkeit die erste gewesen, die mit einem kleinen Sprunge ihre Arme um den Hals des jungen Mannes geschlungen und ihm die frischen Purpurlippen zum Kusse dargeboten hatte. Dann war die Reihe an Eckartstein und seiner Gattin gewesen; als die letzte erst hatte Vera den Begrüßungskuß empfangen. Sie allein auch war stumm geblieben bei den lauten Freudenausbrüchen der anderen; aber ihr schönes, ernstes Gesicht hatte sich ganz wundersam verklärt; ihre großen, dunklen Augen hatten sich weit geöffnet, und es war ein Glänzen auf ihrem Grunde, das beredter sprach als irgend ein Jubelruf der Lippen.

„Helmuth! — Mein Junge! Welch eine Ueberraschung!" wiederholte Eckartstein einmal über das andere. „Das hast Du brav gemacht. Wahrhaftig, das war einmal ein Streich, der mir gefällt."

Endlich erinnerte man sich auch wieder der anderen Gäste, die diskret zurückgetreten waren, um die Familienscene nicht zu stören.

Mit sichtlichem Stolz stellte ihnen Eckartstein den neuen Ankömmling vor:

„Doktor Helmuth Bothmer, praktischer Arzt, mein Schwestersohn.“

Gersdorf beeilte sich, ihm als der erste die Hand zu reichen.

„Ihr Name wird in diesem Hause zu oft genannt, als daß Sie mir nicht wie ein alter Bekannter erscheinen sollten. Man muß außergewöhnliche Verdienste haben oder ein beneidenswertes Sonntagskind sein, um so viel Liebe auf sich zu vereinigen.“

Er hatte diesmal ohne alle Ironie und vielmehr mit dem offenkundigen Bestreben gesprochen, etwas recht Verbindliches zu sagen. Aber seine Worte mußten nicht ganz in der beabsichtigten Weise gewirkt haben, da der junge Arzt mit merklicher Zurückhaltung erwiderte:

„So bin ich vermutlich ein Sonntagskind, denn meine Verdienste waren bisher von recht bescheidener Art.“

Er wollte sich wieder gegen Elfriede wenden, vor der er sich ebenfalls tief verbeugt hatte; doch Eckartstein nahm ihn sogleich aufs neue in Beschlag.

„Welchem glücklichen Zufall verdanken wir denn nun eigentlich diese freudige Ueberraschung? Noch vor vierzehn Tagen schriebst Du mir doch auf meine Einladung, daß an ein Loskommen von der Klinik vorläufig nicht zu denken sei.“

„Damals, lieber Onkel, wußte ich auch selber noch

nicht, welche bedeutsame Wendung meines Geschicks mir unmittelbar bevorstand. Ich habe nämlich inzwischen die Aufforderung erhalten, mich als Arzt und Naturforscher einer Expedition anzuschließen, die zu wissenschaftlichen Zwecken das innerasiatische Hochland bereisen wird. Und Professor Gernsbach war großmütig genug, mich um dieser lockenden Aussicht willen aus meiner Assistentenstellung an seiner Klinik zu entlassen."

Der erste Eindruck dieser Neuigkeit auf die Familie Eckartstein war ersichtlich der einer lebhaften Bestürzung. Namentlich in Veras schönen Zügen prägten sich deutlich Schreck und Betrübnis aus. Eine Flut von ängstlichen Fragen ergoß sich über den jungen Arzt, und selbst Eckartstein machte ein sehr ernstes Gesicht, als Helmuth erklärte, daß die Dauer der Reise auf zwei Jahre berechnet sei.

„Zwei Jahre! das ist eine sehr lange Zeit, mein Junge! Wer weiß, wie Du uns da finden wirst, wenn Du zurückkehrst. Und ist das Ganze denn wirklich schon eine fest beschlossene Sache?"

„Ich habe mich vertragsmäßig verpflichtet, lieber Onkel. Und Du kannst Dir auch wohl denken, wie glücklich ich bin, daß man mir unter hundert anderen Bewerbern den Vorzug gegeben."

„Daß euch jungem Volk doch immer die Abenteuerlust im Blute stecken muß! An die Sorgen, die wir während Deiner Abwesenheit auszustehen haben werden, hast Du nicht einen Augenblick gedacht. Aber am Ende hast Du auch recht daran gethan. Wenn es

Dir Ehre und Nutzen bringen kann, so reise in Gottes Namen. Hoffentlich brauchst Du Dich ja nicht gleich morgen auf den Weg zu machen?“

„Nein! Es werden mindestens noch vier Wochen über den Vorbereitungen vergehen.“

„Und willst Du nicht während dieser Zeit hier bei uns Wohnung nehmen?“

„Ich habe mir gestern abend gleich nach meiner Ankunft ein Zimmerchen gemietet, und mit Deiner Erlaubnis möchte ich dort bleiben. Ihr sollt schon ohnedies Last genug mit mir haben.“

„Nun, wie Du willst! Ich liebe es nicht, Niemand in seiner persönlichen Freiheit zu beschränken. Und so lange wir Dich noch hier haben, wollen wir mit einander recht von Herzen vergnügt sein — nicht wahr, ihr Mädel?“

Nelly allein war es, die einem solchen Vorsatz sehr bereitwillig zustimmte. Vera schwieg, aber nicht für einen einzigen Moment wandten sich ihre dunklen Augen von dem blondbärtigen Antlitz des Vetters.

Der alte Diener meldete, daß das Essen angerichtet sei, und die ganze Gesellschaft begab sich in das große, dunkel getäfelte Speisezimmer. Helmuth hatte Vera den Arm gereicht, und er kam bei der Tafel zwischen ihr und Elfriede zu sitzen, während Rolf und Gersdorf Nellys Nachbarn waren. Die Unterhaltung hatte einen fröhlichen Charakter, aber es war zumeist der Privatdocent, der das erste Wort darin führte. Der junge Arzt schien kein zungengeläufiger und witziger

Plauderer wie Gersdorf. Er pflegte seine Antworten schlicht und kurz zu fassen und die klingenden Phrasen, mit denen der andere freigebig um sich warf, schienen ihm sogar manchmal ein gewisses Mißbehagen zu verursachen.

Anfänglich auch wurde er ganz von Vera in Anspruch genommen, die halblaut allerlei Fragen an ihn richtete, und erst nach geraumer Zeit fand er eine Gelegenheit, sich auch seiner Nachbarin zur Linken zuzuwenden. Von diesem Augenblick an aber beschäftigte er sich mit Elfriede viel mehr als mit seiner schönen Base. Ja, er überhörte sogar einmal eine für ihn bestimmte Aeußerung Veras und blieb ihr die Antwort schuldig. Sie wiederholte die Frage nicht; aber es sprühte seltsam in ihren schwarzen Augen auf und über ihr Gesicht glitt ein Schatten, der seinen ruhig ernsten Ausdruck für diesen einzigen Moment zu einem harten und finsteren machte.

Rolf verhielt sich während der lang ausgedehnten Mahlzeit im allgemeinen schweigsamer als es sonst seine Gewohnheit war. Die selbstbewußte Sicherheit, mit der Doktor Gersdorf fast beständig seine scharfe Stimme über das Geplauder der anderen hinweg tönen ließ, verdroß ihn um so mehr, als er auch jetzt in mancher Bemerkung des Privatdocenten eine gegen seine Person gerichtete Spitze zu spüren glaubte. Trotz der ausgezeichneten Speisen und der erlesenen Weine würde er dies üppige Diner vielleicht nicht unter die angenehmen Ereignisse seines Lebens gerechnet haben,

wenn ihn nicht gegen das Ende des Mahles hin seine holde Nachbarin durch einen offenkundigen Gunstbeweis überreich für den widerwillig verschluckten Aerger entschädigt hätte.

Aus einem der silbernen Fruchtkörbe, welche die Tafel schmückten, hatte sie mit Kennerblick eine Krachmandel gewählt, die sich nach der Oeffnung wirklich als eines jener bei jungen Damen in so besonderem Ansehen stehenden Zwillingsgebilde erwies.

„Hurra, ein Vielliebchen!“ rief sie vergnügt. „Wer will es mit mir essen?“

„Ich, Fräulein Nelly,“ sagte Gersdorf, indem er seine Hand nach der einen Hälfte der Frucht ausstreckte. Blitzschnell aber nahm sie die Mandel von ihrem Teller und legte sie auf den des jungen Malers.

„Auf ‚j'y pense‘, Herr Hartmann! Und wer verliert, der muß dem andern zu liebe thun, was er verlangt.“

Es war nicht die Bevorzugung allein, die sie ihm da vor dem Doktor zu teil werden ließ, sondern es war noch mehr der Ton ihrer Worte und das verheißungsvolle Leuchten in ihren Augen, was dem Künstler das junge Blut heißer durch die Adern jagte.

„Angenommen!“ sagte er, während ihre Blicke für die Dauer einiger Sekunden in einander ruhten. „Aber ich verheiße Ihnen im voraus, Fräulein Eckartstein, daß nicht ich es sein werde, der das Spiel verliert.“

Doktor Gersdorf räusperte sich vernehmlich.

„Vielleicht wird Herr Hartmann verlangen, daß

Sie ihm als Modell für eine Medea sitzen. Nach einer Steigerung seiner Leistungen strebt ja jeder Künstler, und auf die Tullia, die über ihres Vaters Leiche fährt, wird doch wenigstens eine Medea folgen müssen, die ihre Kinder umbringt."

Gerade in diesem Augenblick gab die Dame des Hauses das Zeichen zur Aufhebung der Tafel, und die geräuschvolle Unruhe in den nächsten Minuten überhob Rolf auch diesmal noch der Notwendigkeit, eine Antwort zu geben. Obwohl es Gersdorf gewesen war, der sie zu Tisch geführt hatte, nahm Nelly doch ohne weiteres den Arm des Malers, und sie ließ es auch willig geschehen, daß er ihre warme, weiche Hand an seine Lippen führte, während er ihr mit einem beinahe zärtlichen Klang in der Stimme „gesegnete Mahlzeit" wünschte.

Bald nach dem Diner fand Eckartstein Gelegenheit, Elfriede beiseite zu ziehen.

„Sie haben die Mädchen ja nun oberflächlich kennen gelernt, mein liebes Fräulein! Darf ich hoffen, daß ich heute eine zusagende Antwort von Ihnen erhalten werde?"

Freimütig und ohne Zaudern erwiderte die Gefragte:

„Ich werde die Stellung gern annehmen, die Sie mir zugedacht haben, Herr Eckartstein."

„Ah, wie mich das freut — wie mich das freut!" rief er mit einer Wärme, an deren Aufrichtigkeit kaum ein Zweifel möglich war. „Und wann werden Sie kommen?"

„Wann es Ihnen beliebt. Ich bin in diesem Augenblick durch keine anderweite Verpflichtung gebunden.“

„So sagen wir also: morgen,“ drängte er eifrig. „Geben Sie mir nur, bitte, Ihre Adresse und sagen Sie mir, zu welcher Stunde ich Ihnen meinen Wagen senden darf.“

Als Elfriede seinen Wunsch erfüllt hatte, wurden sie durch den Hinzutritt des jungen Arztes genötigt, von etwas anderem zu sprechen, und nicht lange nachher hielten es die Geschwister für angemessen, sich zu empfehlen.

In ausgelassen fröhlicher Stimmung geleitete Rolf seine Schwester nach dem bescheidenen Heim, das sie heute zum letztenmal aufsuchen sollte. In Ausdrücken der höchsten Begeisterung sprach er von der Familie, deren Gastfreundschaft sie soeben genossen hatten; die meisten seiner enthusiastischen Aeußerungen aber standen freilich in irgend welcher Beziehung zu Fräulein Nellys liebreizender Person. Er bemerkte es gar nicht, wie einsilbig Elfriedes Antworten waren und wie tief ihr feines Köpfchen gesenkt blieb, während er selber so unternehmungslustig in die Welt hinein schaute, als wäre es für ihn nur noch ein Kinderspiel, sich die ganze Erde zu erobern. Erst als sie einander vor der Hausthür Adieu sagten, fielen ihm ihr stilles Wesen und ihre eigentümliche Befangenheit auf.

„Aber was ist denn das mit Dir, meine kleine Elfe?“ fragte er verwundert. „Bist Du denn nicht

ebenso glücklich wie ich, daß uns der Zufall mit diesen prächtigen Menschen zusammengeführt hat?"

Da lehnte sie für einen Moment ihr Haupt an seine Schulter und sagte leise:

„Ja, Rolf — ich bin glücklich. Aber mir ist so bange — so seltsam bange. — Ich bin eine rechte Närrin, nicht wahr?"

Er küßte sie auf die Stirne und lachte.

„Ist das mein mutiges Schwesterchen, das sich bis heute so tapfer durchs Leben geschlagen hat? — Das Unglück hat Dich nicht erschreckt und vor dem Glück wolltest Du Dich fürchten?"

Sie machte sich los und sah mit einem sonnigen Lächeln zu ihm auf.

„Du hast recht — es sieht aus wie das Glück. Weshalb also sollte ich mich davor fürchten?"

Und nach einem letzten innigen Händedruck schlüpfte sie rasch ins Haus.

Viertes Kapitel.

Vier Wochen später feierte man in Ludwig Eckartsteins Hause ein großes Fest. Zu Ehren des Doktor Helmuth Bothmer war es veranstaltet worden; denn seine Abreise stand unmittelbar bevor, und Nelly hatte feierlich erklärt, daß es unverantwortlich wäre, ihn ohne Sang und Klang in die ungewisse Ferne ziehen zu lassen.

Zwar hatte sich der junge Arzt zuerst sehr entschieden dagegen gesträubt, den Mittelpunkt einer Feier und den Gegenstand irgend welcher verfrühten Huldigungen zu bilden; aber Nellys Bitten und Schmollen hatte zu guter Letzt in diesem Fall wie in jedem andern den Sieg behalten.

Nun füllte eine glänzende Gesellschaft die prächtigen Räume, die sich fast als zu klein erwiesen für den bunten, heiteren Schwarm. Daß auch Rolf Hartmann und Doktor Gersdorf zu den Geladenen zählten, war bei der Natur ihrer Beziehungen zu der Familie Eckartstein bereits vollkommen selbstverständlich, und der

Privatdocent hatte sich's denn auch nicht nehmen lassen, während des Soupers eine geistvolle und fein pointirte Rede zu Ehren des „kühnen Forschungsreisenden“ zu halten. Mehr verlegen als erfreut hatte Helmuth darauf erwidert, und in seinen kurzen, bescheiden ablehnenden Worten war durchaus nichts von dem selbstzufriedenen Stolz eines Mannes gewesen, der sich als der gefeierte Held des Tages fühlt.

Dann waren drüben im großen Musikzimmer gar lockende Klänge vernehmlich geworden, und obwohl die Zahl der tanzlustigen Paare etwas zu groß war für den vorhandenen Raum, wirbelte das junge Volk doch bald unermüdlich dahin, ohne sein Vergnügen von der Enge des improvisirten Ballsaales nur im mindesten beeinträchtigen zu lassen.

Im Speisezimmer, wo nach Mitternacht an zwei langen Tafeln der Kaffee eingenommen werden sollte, hatten unterdessen die Dienstboten unter Elfriedes Aufsicht mit erstaunlicher Geschwindigkeit das Abdecken und Aufräumen besorgt. Gern und willig fügten sie sich den freundlichen Anordnungen des jungen Mädchens, das in diesen kurzen vier Wochen bereits ein Liebling des ganzen Hauses geworden schien, und es spornte sie nicht wenig bei ihrer Arbeit an, daß Elfriede ohne Bedenken selber zugriff, wo es ihrer Meinung nach notwendig oder von Nutzen war.

Nun hatte sie die Mädchen hinausgeschickt, deren Dienste zunächst drüben in den Salons oder draußen in der Küche notwendig waren, und mit prüfendem

Blick überflog sie eben das fast vollendete Arrangement, als der Herr des Hauses auf der Schwelle erschien.

„Hier also finde ich Sie, Fräulein Elfriede!“ rief er mit jovialem Vorwurf. „Wissen Sie auch, daß sich das gar nicht für Sie schickt?“

„Arbeit schickt sich immer,“ gab sie, auf seinen heiteren Ton eingehend, zurück. „Und außerdem bin ich vorerst da drüben vollkommen überflüssig.“

„Wie das?“ fragte Eckartstein, indem er den Thürvorhang hinter sich fallen ließ und näher trat. „Nachdem Sie sich auf mein Bitten entschlossen haben, das düstere Gewand der Trauer für den heutigen Abend abzulegen, werde ich doch hoffentlich nicht erst neue Ueberredungskünste aufwenden müssen, um Sie auch zum Tanzen zu bewegen.“

Sie schüttelte mit freundlicher Bestimmtheit den Kopf.

„Das ist allerdings ein Punkt, in dem ich Ihnen nicht willfährig sein kann. Gerade heut würde es mir unmöglich sein zu tanzen.“

„Und warum gerade heut?“ beharrte er. „Hat denn dieser Tag für Sie eine besondere Bedeutung?“

„Ja, Herr Eckartstein! — Es ist der Todestag meines Vaters.“

Er stand ihr gegenüber, seine mächtige Gestalt leicht an einen der Anrichtetische lehnend. Ein Ausdruck zufriedener Heiterkeit war noch eben auf seinem gebräunten Antlitz gewesen. Bei diesen sechs Worten aber, die vollkommen ruhig über ihre Lippen gekommen

waren, ging jäh eine geradezu erschreckende Veränderung mit ihm vor. Seine weit geöffneten Augen nahmen einen unheimlich starren Ausdruck an; seine Mundwinkel zogen sich herab; alle Muskeln seines Gesichtes zuckten wie in einem Krampf, und statt des dunklen Bronzetons nahmen seine plötzlich vom Blut entleerten Wangen eine fahlgelbe Farbe an.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?“ fragte Elfriede bestürzt. „Sie fühlen sich nicht wohl?“

Er machte eine abwehrende Handbewegung, aber dabei ging über seinen gewaltigen Körper ein Zittern, daß die Gläser auf dem kleinen Tische hinter ihm erklirrten.

„Es ist nichts — nichts —“ brachte er mit Anstrengung hervor, „vielleicht die Hitze — wenn Sie mir — einen Tropfen Wein — aber nein — ich kann mir das ja auch selbst —“

Elfriede hatte sich schon nach dem Buffet gewendet, um aus einer der geöffneten Rotweinflaschen, welche dort noch standen, ein Glas zu füllen. Da fühlte sie Eckartsteins Hand auf ihrem Arm.

„Nicht von dem roten,“ sagte er hastig, „ich bitte Sie, nicht von dem roten! — Das sieht aus wie —“

Er brach ab, ohne den begonnenen Satz zu vollenden. Aber er griff gleichzeitig nach einer Cognackaraffe, füllte daraus einen Champagnerkelch mehr als zur Hälfte und stürzte den feurigen Trank mit einem einzigen Zuge hinab.

„Es ist schon vorüber!“ sagte er nach einem tiefen

Atemzuge. „Sie dürfen sich davon nicht erschrecken lassen, mein liebes Fräulein! — Es kommen mir zuweilen solche Anfälle, aber sie haben durchaus nichts zu bedeuten. — Also weil — weil heute Ihres Vaters Todestag ist, wollen Sie nicht tanzen. Und doch können Sie ja nicht einmal eine dunkle Erinnerung haben an diesen — diesen schrecklichen Tag.“

„Nein! Aber so lange meine arme Mutter lebte, war es für uns trotzdem stets ein Tag der Trübsal und der tiefen Trauer. Sie hat ihren Gatten wohl namenlos geliebt, denn sie konnte uns nie von dem Jammer jener furchtbaren Stunden erzählen, ohne ihn von neuem zu empfinden. Das Wort, daß die Zeit eine starke Trösterin sei, ist an ihr eigentlich niemals zur Wahrheit geworden.“

Eckartsteins zitternde Finger zupften, während sie sprach, an dem Kragen seines Oberhemds, als sei ihm plötzlich da oben am Halse etwas zu eng geworden. Seine undeutlich gemurmelte Antwort ließ nur schwer erraten, daß sie ein teilnehmendes Bedauern ausdrücken sollte, und dabei flog sein Blick schon mit einer gewissen angstvollen Sehnsucht nach der Thüre, als könne er den Moment kaum noch erwarten, wo er das Zimmer wieder würde verlassen können.

Es gab ein peinliches Schweigen. Elfriede, die sich durch sein unerklärliches Benehmen seltsam bedrückt fühlte, machte sich an den Tassen und Tellern auf der Tafel zu schaffen, um ihre Befangenheit zu verbergen. Und wohl zwei oder drei Minuten waren vergangen, ehe sie Eckartstein sagen hörte:

„Dies Fest würde heute nicht stattgefunden haben, wenn ich mich dessen — wenn ich das früher gewußt hätte, mein liebes Fräulein! Ich begreife, daß Sie nicht tanzen wollen. Aber Sie thäten doch vielleicht besser, zu den Fröhlichen zurückzukehren, um diese trüben Erinnerungen zu verscheuchen."

Sie erklärte, daß sie hinübergehen würde, wenn hier ihre Verrichtungen beendet seien, und er gab sich damit zufrieden. Wie in großer Verwirrung fuhr er noch einmal mit der Hand durch das dichte graue Haar, um dann ohne ein weiteres Wort das Speisezimmer zu verlassen.

Unter dem schwer lastenden Druck einer Beklemmung, für die der kleine Vorfall kaum eine genügende Erklärung war, blieb Elfriede zurück. Es war vielleicht nur diese eigentümliche Stimmung, die sie so erschrocken zusammenfahren ließ, als sie plötzlich von einer wohlbekannten Stimme halblaut ihren Namen rufen hörte. Sie wandte den Kopf und sah die hohe, ritterliche Gestalt Helmuths an derselben Stelle, wo soeben Eckartstein verschwunden war. Er zauderte einen Moment, wie wenn es ihm an Mut fehle, näher zu treten; dann aber kam er mit raschen Schritten auf sie zu.

„Ich suchte Sie, Fräulein Hartmann, weil ich Sie um einen Tanz bitten wollte. Aber nach dem, was ich eben von meinem Onkel gehört habe, darf ich wohl kaum darauf hoffen. Erinnerungen wie diese muß man respektiren. Nur daß Sie hier so allein bleiben wollen in der allgemeinen Fröhlichkeit, mag ich nicht mit ansehen."

„Es ist auch gar nicht das Verlangen nach Einsamkeit, das mich hier festhält," lächelte sie, tapfer gegen ihre Befangenheit ankämpfend. „Sie sehen, ich habe ernste Pflichten."

„Darf ich Ihnen zu ihrer Erfüllung vielleicht meinen Beistand leihen?"

„Vielen Dank für den guten Willen. Aber ich fürchte, es würde zu viel Zeit mit der nötigen Unterweisung verloren gehen."

„Schade! So gestatten Sie mir wenigstens, Ihnen ein weilchen Gesellschaft zu leisten. Mir ist schon ganz wirbelig geworden in der Hitze und dem Geschwirr da drüben."

Da sie keinen Widerspruch erhob, setzte er sich rittlings auf einen der mit Leder überzogenen Stühle und sah mit unverhohlenem Vergnügen ihren geschickten und anmutigen Hantirungen zu. Eine Weile wußte keines von ihnen den rechten Anfang für ein Gespräch zu finden. Dann sagte Helmuth ganz unvermittelt:

„Sagen Sie mir's ganz aufrichtig, Fräulein Hartmann! — Fühlen Sie sich glücklich in diesem Hause?"

Sie erhob das Köpfchen und sah ihm unbefangen in die blauen, treuherzigen Augen.

„Gewiß, Herr Doktor — vollkommen glücklich. Man behandelt mich ja so gütig, und es gibt gewiß keinen vortrefflicheren Menschen als Ihren Oheim."

„Wie wohlthuend es für mich ist, das zu hören! Wenn man jemand gut ist, möchte man ihn gerne von aller Welt verehrt wissen. Und Sie würden sich gar

nicht darüber wundern, wenn Sie ihn so kennen gelernt hätten, wie ich ihn kenne. Ich habe guten Grund, ihn wie einen Vater zu lieben."

Und als ob er ihrer Teilnahme von vornherein gewiß sei, begann er ihr die Geschichte seiner Jugend zu erzählen — eine einfache Geschichte, die doch eine Fülle frühzeitiger Kümmernis in sich schloß.

An seine Mutter, die eine ältere Schwester Eckartsteins gewesen war, bewahrte er kaum noch eine unbestimmte, schattenhafte Erinnerung. Seinen Vater hatte er nur als einen ernsten, verdüsterten, gebeugten Mann gekannt, den der Gram um die Verlorene und die Sorge um die Existenz gleich schwer zu Boden drückten. Denn die Jahre seiner Kindheit waren schlimme Jahre gewesen für die Landwirtschaft seiner Heimatprovinz. Trotz unsäglicher Mühen hatte sein Vater das ererbte Gut nicht halten können, weil ihn endlich die Kräfte verlassen hatten in dem grausamen Kampf gegen den feindseligen Bund der Elemente. Arm wie ein Bettler war er mit seinem Knaben von Haus und Hof gegangen, und Helmuth hatte wohl triftige Veranlassung, nur mit einigen raschen, schonenden Worten die schwere Zeit der bitteren Not zu streifen, die jenem traurigen Auszuge gefolgt war. Sie hatte nicht allzu lange gewährt, denn schon mit dreizehn Jahren hatte er auch an des Vaters frischem Grabhügel gestanden. Von einer Reise, die er unternommen hatte, um sich irgendwo für einen bescheidenen Posten zu melden, war der arme Mann nie mehr zurückgekehrt. Im einsamen, dunklen

Wartezimmer einer kleinen Eisenbahnstation war er am Blutsturz gestorben, und nichts hatte er seinem Knaben zurückgelassen als einen ehrlichen, makellosen Namen. Damals war Eckartstein gekommen, um den Verwaisten in sein Haus zu holen, und von Stund an hatte er ihn behandelt wie einen eigenen Sohn. Nie hatte Helmuth empfunden, daß ihm nur aus Barmherzigkeit zu teil wurde, was die beiden Mädchen als ihr natürliches Recht in Anspruch nehmen durften; alles, was er geworden war, verdankte er allein der Großmut des Oheims, und darum leuchtete es nun aus jedem seiner Worte wie ein sonniger Abglanz der Liebe, die Eckartstein für alle seine hochherzigen Wohlthaten eingetauscht.

„Und doch haben Sie sich nun so leicht zu einer langen, ungewissen Trennung entschlossen?“ fragte Elfriede, diesmal ohne zu Helmut aufzusehen. „Ist Ihnen vor dem Gedanken denn gar nicht ein wenig bange?“

Der Doktor strich seinen blonden Vollbart, und ein paar Sekunden vergingen, ehe er antwortete:

„Ja, Fräulein Elfriede — Ihnen darf ich's ja sagen, was ich sonst keinem anvertrauen möchte. Das Herz ist mir schwerer geworden mit jedem Tage, an dem der Zauber dieses glücklichen Familienlebens wieder auf mich wirkte. Wenn ich heute erst vor die Entscheidung gestellt wäre, wer weiß, ob sie noch ebenso ausfallen würde als vor fünf Wochen. — Aber es ist freilich nicht die Trennung von meinen Verwandten allein, die —“

Er stockte und sah verlegen vor sich hin, als hätte er plötzlich den Faden verloren. Und Elfriede that keine Frage hinsichtlich des Nachsatzes, den er ihr schuldig geblieben war. Mit etwas verdächtigem Eifer machte sie sich vielmehr an einem der großen Blumenaufsätze zu schaffen. Ein leises Erbeben ging über ihre feine Gestalt, als sie plötzlich inne wurde, daß Helmuth aufgestanden und ganz nahe zu ihr herangetreten war.

„Ich fragte Sie vorhin, ob Sie sich hier glücklich fühlen," nahm er mit merklicher Beklommenheit das unterbrochene Gespräch wieder auf. „Wissen Sie auch, Fräulein Elfriede, daß ich einen recht eigennützigen Grund zu dieser Frage hatte?"

Sie beugte ihr Gesicht noch tiefer auf die Blumen herab, und es klang eigentümlich gepreßt, als sie zurückgab:

„Ja, haben Sie mir den Grund denn nicht bereits genannt?"

„Nein — wenigstens nicht ganz aufrichtig. Ich wollte aus Ihrer bejahenden Antwort vor allem die Hoffnung schöpfen, daß ich Sie nach zwei Jahren noch hier wiederfinden werde. Denn, daß ich es offen ausspreche, Fräulein Elfriede, diese Hoffnung soll mir wie ein guter Stern auf meiner langen Wanderschaft voranleuchten, und —"

Da mußte er abbrechen, denn mit ihrem gewohnten Ungestüm riß Nelly in diesem Moment die Thürvorhänge aus einander:

„Natürlich! — Da drinnen ist er, der Löwe des

Tages, nach dem sich drüben voll heißer Inbrunst alle Herzen sehnen. Wenn Du Dich jetzt nicht durch eine Extratour mit mir loskaufst, hetze ich Dir ohne Barmherzigkeit ein ganzes Dutzend junger Damen auf den Hals."

„Dann muß ich freilich wohl das kleinere Uebel vorziehen," sagte Helmuth mit freundlichem Lächeln. „Auf Wiedersehen, Fräulein Elfriede! — Sobald dieser Kobold mich freigegeben hat, werde ich mir meine Antwort holen."

„Was für eine Antwort? — Habt ihr etwa Geheimnisse mit einander?" hörte die Gesellschafterin noch Nellys neugierige Frage, ehe sich die Thür hinter den Fortgehenden schloß. Mit leuchtenden Augen sah sie ihnen nach, und wie ein verklärender Schimmer der Glückseligkeit lag es auf ihrem lieblichen Gesicht. Ja, sie hatten ein Geheimnis mit einander, ein köstliches, wonniges Geheimnis, von dessen Dasein sie beide wußten, wie zaghaft auch ihre Lippen bisher vermieden haben mochten, davon zu sprechen!

Nun empfand Elfriede noch weniger als zuvor ein Verlangen nach der geräuschvollen Fröhlichkeit da drüben. Es bereitete ihr Vergnügen, den prickelnden Tanzweisen hier aus der Ferne zuzuhören und sich in süßer Unthätigkeit den seligen Gedanken hinzugeben, die jene letzten Worte Helmuths in ihr wachgerufen hatten. Eine Viertelstunde oder länger mochte sie so auf einem der ledergepolsterten Stühle gesessen haben, da war ihr's, als schlüge ein Laut wie halb unter=

drücktes, schluchzendes Weinen an ihr Ohr. Sie horchte auf, und nun konnte sie nicht mehr zweifeln, daß es in Wahrheit keine Täuschung gewesen war. Aus dem kleinen Nebengemache des Speisezimmers, in welchem sonst bei den Familiendiners der Kaffee genommen wurde, mußten die seltsamen, schmerzlichen Töne kommen. Nur ein schwerer Gobelin schloß den Eingang dieses Raumes nach dem Eßzimmer hin ab, und Elfriede stand auf, um ihn zurückzuschlagen. Aber sie hatte den Teppich noch nicht berührt, als ihr Arm wieder herabsank, denn sie hatte eine halblaute, aber von heftiger Leidenschaft durchzitterte Frauenstimme sagen hören:

„Haben wir die Bettlerin dazu in unser Haus genommen, daß ich durch sie um mein Lebensglück betrogen werde? Muß ich wirklich geduldig zusehen, wie sie mich schamlos bestiehlt?“

Es war Vera, die das gesprochen hatte. Elfriede würde dies dunkel gefärbte, klangvolle Organ erkannt haben, auch wenn sie durch mehr als den Raum dieser wenigen Schritte von ihr getrennt gewesen wäre. Eiskalt durchrieselte es ihren Körper, und sie mußte sich gegen den Pfosten der Thüröffnung lehnen, weil sie fühlte, wie ihre Kniee zitterten. Nicht weil sie horchen wollte, sondern weil es ihr wirklich an Kraft gefehlt hätte, sich von der Stelle zu rühren, blieb sie auf ihrem Platze. Aber sie mußte nun freilich auch alles vernehmen, was da drinnen noch weiter gesprochen wurde.

„Beruhige Dich doch nur um Gottes willen, Kind,“ mahnte mit gramvollem Ausdruck Frau Eckartstein.

„In dieser Fassungslosigkeit erkenne ich Dich ja gar nicht wieder. Hatte ich doch auch keine Ahnung, daß es so mit Deinem Herzen steht!“

„Sollte ich mich ihm etwa in aller Form antragen? — Oder sollte ich euch bitten, für mich bei ihm zu werben? — Aber er wußte es gut genug — glaube mir, Mutter; er wußte es seit langem! Und nur die Künste dieser koketten Männerjägerin haben ihn mir entfremdet!“

„Und bist Du ganz sicher, Vera, daß dies nicht dennoch nur eine Täuschung ist? Ich habe nie etwas Herausforderndes oder Unpassendes in ihrem Benehmen bemerkt.“

„Weil sie euch alle bethört hat und weil ihr blind in sie vernarrt seid, der Vater wie Du! Ich aber habe sie wohl gesehen und gehört, diese dreisten Ermutigungen mit Blicken und verschleierten Worten, wenn ich mir auch selbstverständlich den Anschein gegeben habe, nichts davon zu gewahren. — Und findest Du es vielleicht nicht unpassend, wenn er halbe Stunden lang aus der Gesellschaft verschwindet, die nur seinetwegen gegeben wird, um in irgend einem stillen, lauschigen Winkel unserer Gesellschafterin den Hof zu machen? Kann ich eine so brutale Rücksichtslosigkeit anders denn als tödliche Beleidigung empfinden?“

„Ich kann ja Deine Erregung begreifen, mein armes Kind — aber ich meine noch immer, daß Du keinen Grund hast, Dich so ganz der Verzweiflung hinzugeben. Auch wenn Du recht gesehen hättest, könnte

diese thörichte Tändelei unmöglich irgend welche Folgen haben. Eine Heirat zwischen Helmuth und diesem Mädchen wäre doch etwas völlig Undenkbares. Sie wird nicht im Ernst den Mut haben, ihre Wünsche bis zu ihm zu erheben."

Elfriede hörte nichts mehr, denn sie hatte sich mit energischer Willensanstrengung aufgerafft und war von dem Vorhang zurückgetreten. Für einen Augenblick wohl war sie in Versuchung gewesen, den Teppich zurückzureißen und ihrer leidenschaftlichen Anklägerin da drinnen ein heftiges Wort entgegen zu schleudern. Aber die letzte Aeußerung der Frau Eckartstein, diese mit der sanften, versagenden Stimme einer Kranken gesprochenen Worte hatten ihr die Kraft dazu genommen. Die heiße Zorneswallung, unter deren Herrschaft sie ein paar Sekunden lang gestanden, war vorüber; nur eine Empfindung namenlos bitteren Wehs war noch in ihrem Herzen. Gebrochen, mit schlaff herabhängenden Armen und totenbleichem Antlitz stand sie zwischen den festlich gedeckten Tafeln mit ihrem üppigen Schmuck an Blumen und blitzendem Silbergerät. Müde glitten ihre Augen über den ganzen Raum hinweg, der bis in seine verstecktesten Winkel den Reichtum derer offenbarte, die ihn bewohnten; und als ob es von hundert höhnenden Stimmen wiederholt würde, klang es immer aufs neue an ihr Ohr:

„Sie wird nicht im Ernst den Mut haben, ihre Wünsche bis zu ihm zu erheben."

Das Oeffnen einer Thür wurde hinter ihr vernehmlich und der Klang eines raschen Schrittes.

„Endlich habe ich mich freigemacht. Und nun, Fräulein Elfriede —"

Helmuth stand an ihrer Seite, aber sie wich vor ihm zurück und erhob unwillkürlich wie abwehrend die Hand.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Bothmer! — Ich kann Ihnen nicht Rede stehen; denn ich muß zu den anderen Dienstboten in die Küche —"

Er hatte die bittere Selbstdemütigung in ihren Worten nicht verstanden, denn er hörte aus ihnen nur die kränkende Zurückweisung heraus, deren Ursache er nicht begriff.

„Was ist das?" fragte er bestürzt. „Was habe ich gethan, daß Sie mich so fortschicken wollen?"

„Ich schicke Sie nicht fort, denn wie könnte ich mir dergleichen herausnehmen in einem Hause, dessen bezahlte Dienerin ich bin! — Ich bitte Sie ja nur, lassen Sie mich gehen!"

Mit einer flehenden Geberde trat er ihr in den Weg.

„Sagen Sie mir offen, womit ich Sie beleidigt habe, Fräulein Elfriede. Es muß wahrlich sehr gegen meinen Willen geschehen sein; aber ich werde Sie nichtsdestoweniger gern um Verzeihung bitten, wenn ich nur erst erfahren habe, worin mein Unrecht besteht."

„Ich habe von keinem Unrecht gesprochen, Herr Doktor, das Sie gegen mich begangen hätten. Aber halten Sie mich nicht auf — ich bitte Sie darum! Es ist wirklich hohe Zeit, daß ich mich an dem Platze nützlich mache, auf den ich gehöre."

Das Gesicht des jungen Arztes färbte sich dunkler. Eine tiefe Erregung zitterte im Klang seiner Antwort:

„Ich verstehe Ihr Benehmen so wenig als Ihre Worte. Nur das eine scheint mir gewiß, daß Ihnen während meiner Abwesenheit irgend eine schwere Kränkung zugefügt worden sein muß, und daß Sie ungerecht genug sind, mich entgelten zu lassen, was ein anderer verschuldet. Nennen Sie mir doch den Namen desjenigen, der Ihnen zu nahe getreten ist, und ich schwöre, daß ich ihn zur Rechenschaft ziehen werde, wer immer es sei.“

Mit einer stolzen Bewegung erhob Elfriede den Kopf.

„Ich bedarf keines Schutzes, Herr Doktor! — Wo es nötig sein sollte, wird mein Bruder für mich eintreten, denn er wäre der einzige, der ein Recht dazu besitzt.“

Es war eine Zurückweisung in der unzweideutigsten, schroffsten Form, und sie mußte den Doktor tief verletzt haben, denn er machte jetzt, als sich Elfriede anschickte, an ihm vorüber zu gehen, keinen Versuch mehr, sie zu halten. Seine Lippen hatten sich fest zusammengepreßt und ein Ausdruck strengen Ernstes war auf seinem Gesicht. Stumm folgte er ihr mit den Augen, bis die kleine Thür sich hinter ihr geschlossen hatte, die in den Gang nach der Küche führte. Dann wandte er sich, um auf dem entgegengesetzten Wege ebenfalls den Speisesaal zu verlassen.

Eine dunkel gefärbte, wohltönende Frauenstimme

rief seinen Namen. Den halb zurückgeschlagenen Gobelin in der Hand, stand Vera in der Thüröffnung des kleinen Nebengemaches. Ihre tiefen, glänzenden Augen waren wie in gespannter Frage auf ihn gerichtet.

„Willst Du mich nicht mit Dir nehmen? — Wir haben doch wohl, wie ich denke, den gleichen Weg.“

Höflich bot er ihr seinen Arm. Eine Aeußerung, die auf Elfriede Bezug haben sollte, lag ihm auf den Lippen. Aber er blickte in Veras schönes, marmorkaltes Gesicht und schwieg.

In der nächsten Minute schon schwirrte wieder der fröhliche Lärm des Festes um ihn her.

Fünftes Kapitel.

Mit einem Herzen voll der glücklichsten Hoffnungen war Rolf der Einladung zu diesem Feste gefolgt, und nun hatte es ihm Stunde um Stunde nur neue, schmerzliche Enttäuschungen gebracht. War es schon eine sehr unangenehme Ueberraschung gewesen, daß man ihm eine andere Tischdame bestimmt hatte als die jüngste Tochter des Hauses, so hatte er es geradezu wie einen beabsichtigten Hohn empfunden, als er Nelly auf das Zeichen zum Beginn der Tafel an Gersdorfs Arm dem Speisezimmer zuschreiten sah. Er hatte bis dahin nur wenige oberflächliche Worte mit ihr wechseln können, denn sie, die in ihrem duftigen, hellen Kleide heute bezaubernder aussah denn je, war ja beständig von vier oder fünf jungen Herren gleichzeitig in Anspruch genommen, und Rolf war zu stolz, als ein Ueberzähliger im Schwarm der huldigenden Trabanten zu figuriren.

Und nun mußte er sie für die Dauer mehrerer Stunden ganz dem verhaßten Nebenbuhler überlassen, diesem Doktor, der ihm mit jeder Begegnung widerwärtiger und unerträglicher geworden war. Er wußte,

daß sie bei ihren Eltern durchsetzen konnte, was ihr gefiel, und darum hielt er die Anordnung der Plätze für ihr eigenstes Werk. Und sie mußte dabei mit grausamer Berechnung zu Werke gegangen sein, denn durch seine Placirung war ihm sogar die Möglichkeit abgeschnitten, die beiden während des Soupers im Auge zu behalten. Man hatte ihm ein kleines Freifräulein zur Nachbarin gegeben, ein allerliebstes, schüchternes Ding, das eben erst die Backfischkleidchen abgelegt hatte und in innerster Seele glücklich war, einen Künstler als Kavalier zu erhalten. Aber dem armen Kinde war bei der Aufhebung der Tafel das Weinen näher als das Lachen; denn die Zerstreutheit und Unruhe des Malers hatten sie zu vollständigem Schweigen verurteilt, nachdem ihre ersten beklommenen Versuche, ein Gespräch in Fluß zu erhalten, an seiner Unaufmerksamkeit kläglich Schiffbruch gelitten hatten.

Am liebsten wäre Rolf jetzt sofort in hellem Zorn nach Hause gegangen, und nur die Rücksicht auf Elfriede war es, die ihn daran hinderte. Aber er gelobte sich, daß er nicht ein einzigesmal tanzen werde, wie lockend auch die Versuchung an ihn herantreten möge. Und obgleich er sich dadurch fortwährend zur Konversation mit den langweiligsten Menschen verdammt sah, blieb er mit der Starrköpfigkeit der Eifersucht diesem Vorsatz getreu. Manchmal zwar, wenn er Nellys zierliches Figürchen im Wirbel der Tanzenden auftauchen sah, wollte es ihm scheinen, daß auch sie forschend Umschau halte, und eine innere Gewißheit sagte ihm, daß

er es sei, den sie vermißte. Aber er zog sich dann jedesmal trotzig nur um so tiefer in irgend einen versteckten Winkel zurück.

Zuletzt jedoch, in einer kleinen Pause, gelang es ihm nicht mehr, ihr zu entrinnen. Am Arm einer Freundin kam sie mit ihrem süßen Lächeln geradenwegs auf ihn zu.

„Warum in aller Welt sieht man Sie denn gar nicht tanzen, Herr Hartmann?" fragte sie vollkommen unbefangen. „Haben Sie das sündhafte Vergnügen etwa schon in so jungen Jahren verschworen?"

„Nein," erwiderte er kurz. „Nur heute tanze ich nicht."

Er hoffte wohl insgeheim, daß sie sich mit dieser bündigen Erklärung nicht begnügen und ihm freundlich zureden würde. Doch da tauchte schon wieder, wie von einem tückischen Windstoß hergeweht, Gersdorfs hagere Gestalt vor ihnen auf, und nun drehte sich Rolf schnell um, damit er wenigstens nicht zu sehen brauche, wie sie mit einander tändelten.

Ein kleiner, dicker Börsenmann, der längst über die Jahre hinaus war, in denen körperliche Anstrengung noch ein Vergnügen bedeuten kann, saß unfern in Gesellschaft einer silberhalsigen Flasche an einem der kleinen Wandtische. Zu ihm gesellte sich der Maler, wie wenig Wohlgefallen ihm auch bisher die Persönlichkeit des Mannes eingeflößt hatte. Mit der bereitwilligen Freigebigkeit eines Menschen, der von fremdem Gute spendet, füllte ihm der Dicke sogleich ein Kelchglas mit schäumendem Wein.

„Sie tanzen auch nicht? Das ist vernünftig. Es gibt meiner Ansicht nach gar keine lächerlichere Art, die Zeit totzuschlagen. Schade, daß man nicht irgendwo einen kleinen Skat machen kann oder so 'was. Na, der Sekt ist wenigstens gut. Prosit, lieber Meister!"

Rolf bereute schon, sich gerade an den Tisch dieses feisten Lebemannes geflüchtet zu haben; aber er mußte wohl oder übel eine Weile ausharren, wenn er nicht geradezu unhöflich scheinen wollte.

„Hübsches Mädel, die kleine Eckartstein!" plauderte der Börsianer in ahnungslosem Behagen weiter. „Und ein Goldfisch — allerhand Achtung! — Na, die Sache mit dem Doktor Gersdorf ist ja auch wohl schon so ziemlich im reinen."

Der junge Maler bebte vor mühsam unterdrücktem Grimm.

„Wenn Sie dabei die Beziehungen dieses Herrn zu Fräulein Eckartstein im Sinne haben, so bedauere ich, keine Auskunft geben zu können," erwiderte er in einem nichts weniger als liebenswürdigen Ton. Aber der kleine Dicke hielt mit gemütlicher Beharrlichkeit an dem einmal aufgenommenen Thema fest.

„Natürlich ist er auf eine reiche Heirat angewiesen. Der Vater lebt als ehemaliger Offizier in einem kleinen Nest von seiner kärglichen Pension, und dem Herrn Doktor soll noch mancher von den Bären zu schaffen machen, die er während seiner Corpsstudentenzeit angebunden hat. Seine akademische Thätigkeit bringt ihm ja sicherlich nicht die Butter aufs Brot — man

kennt das doch! Und seine Kunstkritiken in der ‚Morgen-Zeitung‘ — na, fürstlich wird das Geschreibsel wahrscheinlich auch nicht bezahlt werden.“

Mit einem Ruck hatte Rolf den Kopf erhoben; in höchster Spannung waren seine weit geöffneten Augen auf den dicken Schwätzer gerichtet.

„Was sagen Sie da? Gersdorf schreibt Kritiken für die Morgen-Zeitung? Ist das verbürgt?“

„Aber natürlich. Ich weiß es aus seinem eigenen Munde. Seit einem halben Jahre ist er an der Redaktion fest angestellt für alles, was in das Fach der bildenden Künste schlägt. Seine Artikel sind mit einem lateinischen G. gezeichnet, und meine Frau, die sich für solche Sachen interessirt, weil es gerade Mode ist, behauptet, er führe eine sehr schneidige Feder. Ich für meine Person lese das Zeug selbstverständlich nur ganz ausnahmsweise.“

Rolf fühlte, wie ihm etwas heiß aus dem Herzen bis zum Halse hinauf und höher bis in die Schläfen emporstieg. Gersdorf also hatte diese vernichtende Rezension über seine Tullia geschrieben — er hatte ihm den bittersten Schmerz seines Lebens zugefügt, noch ehe sie einander zum erstenmal gesehen hatten, wie wenn er vom Schicksal dazu bestimmt sei, ihm überall feindselig entgegenzutreten. Ein wilder Zorn, ein leidenschaftliches Verlangen nach Rache, wie er es bis dahin selbst in den Augenblicken höchsten Verdrusses nicht gekannt hatte, nahm ganz von dem jungen Maler Besitz. Seine Hände ballten sich unwillkürlich zu

Fäusten, als müsse der Kampf, den er mit diesem Manne zu führen hatte, ein brutales, körperliches Ringen werden. Von dem Geschwätz des feisten Lebemannes an seiner Seite verstand er kein Wort mehr, aber seine sprühenden Augen bohrten sich in das bunte Gewühl, um den Gegenstand seines ingrimmigen Hasses zu erspähen.

Und sie brauchten nicht lange zu suchen. Als gelte es nur noch, ihn zu verhöhnen, kamen Gersdorf und Nelly in den rhythmischen Bewegungen des Tanzes, aus dem Kreise der anderen losgelöst, ganz nahe an seinen Tisch heran. Wie von einer unsichtbaren Faust emporgerissen, sprang der junge Maler auf, ohne zu wissen, was er denn nun eigentlich thun wolle; da in dem Augenblick, als die Tanzenden kaum noch um zwei Schritte von ihm entfernt waren, geschah etwas Unvorhergesehenes, Ueberraschendes, das ihn völlig außer Fassung brachte. Mit seinem holdesten Lächeln wandte sich ihm Nellys von Lust und Heiterkeit strahlendes Antlitz zu; sie ließ die Hand von dem Arm ihres Tänzers herabgleiten, löste mit raschem Griff die drei gelben Theerosen, die sie als einzigen Schmuck am Halsausschnitt ihres Kleides trug, aus der duftigen Spitzenwolke los und warf ihm in graziösem Schwunge das Sträußchen zu. So wenig war Rolf auf diesen Gunstbeweis gefaßt gewesen, daß er nicht einmal die Hand ausstreckte und daß die Blumen zu seinen Füßen auf den Boden fielen. Mechanisch bückte er sich, sie aufzuheben; in dem Moment aber, wo er die dornigen

Stengel zwischen den Fingern fühlte, klang es von einer hellen, lachenden Stimme an sein Ohr:

„J'y pense! — Sie haben Ihr Vielliebchen verloren, mein Herr!"

Er war in der That nicht gestimmt gewesen, sich des scherzhaften Spiels zu erinnern. Eine fast unwiderstehliche Versuchung wandelte ihn an, die zarten Gebilde in seiner Hand zu zerdrücken und sie dann achtlos von sich zu schleudern. Aber es war gut, daß er dieser Wallung nicht nachgab; denn eine Sekunde später stand, rasch atmend und erhitzt, die anmutige Geberin des Sträußchens so dicht vor ihm, daß ihn die leichte Wolke ihres Gewandes berührte. Sie hatte den verblüfften Gersdorf einfach stehen lassen, ohne ihm auch nur ein Wort der Entschuldigung zu gönnen, und nie war sie dem jungen Maler reizender und verführerischer erschienen als mit diesem demütigen, gleichsam um Verzeihung bittenden Aufschlag der schönen Augen.

„Sie haben verloren — das geben Sie doch wohl zu. Und wenn Sie ein Mann von Wort sind, dürfen Sie mir nun auch meinen Gewinn nicht weigern."

Wohl zitterte noch immer der heiße Groll in allen Fasern seines Herzens; aber er war doch nicht stark genug, diesen süßen, lockenden Sirenenklängen zu widerstehen.

„Sie dürfen von mir fordern, Fräulein Eckartstein, was Sie wollen. Meine Vergeßlichkeit hat mich für diesmal zu Ihrem willenlosen Sklaven gemacht."

„Nun wohl, so befehle ich Ihnen — aber Sie dürfen sich nicht einmal mit einem Stirnrunzeln dagegen sträuben — so befehle ich Ihnen, auf der Stelle mit mir zu tanzen, und zwar so lange, als die Musik noch diesen Walzer spielt.“

Etwas von dem Trotz des ungerecht Mißhandelten regte sich in ihm. Er suchte im stillen nach einer Möglichkeit, ihr die Qualen, die sie ihm bereitet hatte, durch eine abschlägige Antwort heimzuzahlen. Doch da fiel sein Blick auf den Privatdocenten, der an derselben Stelle stehen geblieben war, wo Nelly sich von ihm losgemacht hatte, und er sah die verbissene Wut in dem hageren, gelblich gefärbten Gesicht. Das gab mit einemmal den Ausschlag für seine Entschließung. Ohne ein Wort zu sprechen, verbeugte er sich leicht gegen Nelly und legte seinen Arm um ihren biegsamen Leib

Hatte er schon vorhin als Zuschauer trotz seines Unmuts die bestrickende Grazie ihres Tanzes bewundern müssen, so fühlte er dieselbe jetzt, wo sie — an seine Brust geschmiegt — leicht wie ein unkörperliches Wesen dahinflog, mit einem unbeschreiblich wonnigen Entzücken. Noch nie waren sie einander so nahe gewesen, noch nie hatte er seine Augen so lange und so tief in diese süß blickenden braunen Sterne versenken dürfen, und noch nie hatte der sinnbethörende Zauber ihrer jugendwarmen, geschmeidigen Gestalt ihn so feurig berauscht als in diesen glückseligen, weltvergessenen Minuten. Auch ohne die Bedingung, die ihm Nelly mit dem Rechte der Siegerin auferlegt hatte, würde er nicht

daran gedacht haben, sie freizugeben, so lange es noch eine Möglichkeit für ihn gab, den Genuß des köstlichen Augenblicks zu verlängern. Er hatte ja bis auf die letzte Erinnerung alles vergessen, was ihm vorher geschehen war; er dachte nicht mehr an seine Umgebung und es gab für ihn auf der ganzen Welt nichts mehr als den wildheißen, leidenschaftlichen Wunsch, dies herrliche Geschöpf so sein ganzes Leben hindurch in den Armen halten zu dürfen.

Und es war unmöglich, daß sie seine Gedanken nicht erriet. Wie sie da mit leicht nach hinten gelegtem Köpfchen zu ihm aufsah, ihn unwiderstehlich in den Bann ihrer Augen zwingend, mit hoch geröteten Wangen, wogender Brust und halb geöffneten, feuchten Lippen, da atmete ihr ganzes Wesen eine so weiche, schmelzende Hingabe, daß er hätte blind sein müssen, um sie nicht zu sehen. Und was nicht ausbleiben konnte, geschah. Fortgerissen von der Glut in seinem stürmisch pulsirenden jungen Blute, neigte er sein Antlitz tiefer zu ihr herab, so nahe, daß seine Lippen fast die widerspenstigen Löckchen an ihrer Schläfe streiften, und flüsterte mit sehnsüchtig innigen Lauten:

„Nelly! Meine süße, geliebte Nelly!“

Sie machte sich nicht voll Entrüstung von ihm los. Für einen Moment nur senkten sich ihre langbewimperten Lider über die sprühenden Augen herab, aber um ihre vollen Lippen huschte gleichzeitig ein glückliches Lächeln, wie er es holder und verheißungsvoller wahrlich nicht hätte erhoffen können.

In dem nämlichen Augenblick verstummte die Musik, und mit einem tiefen Aufseufzen wie beim Erwachen aus einem wonnigen Traum gaben sie sich der Wirklichkeit zurück.

Eine Stunde nach Mitternacht erst ließ sich die Gesellschaft, schon ein wenig gelichtet, an den beiden blumengeschmückten Tafeln nieder, um den Kaffee und einige andere Erfrischungen zu sich zu nehmen. Die Tischordnung des Soupers hatte keine Geltung mehr und man placirte sich ganz nach eigenem Wunsch und Gefallen. Rolf und Nelly, die seit jenem Tanz unzertrennlich geblieben waren, saßen auch jetzt Seite an Seite, unbekümmert darum, ob ihre Blicke und ihr verstohlenes Geflüster etwa die Aufmerksamkeit der anderen erregten. Der Privatdocent schien für Nelly überhaupt nicht mehr vorhanden zu sein, und in der That beobachtete Gersdorf, seitdem sie ihn mitten im Tanze hatte stehen lassen, eine Zurückhaltung, die seinem sonstigen dreisten und aufdringlichen Wesen wenig entsprach. Er hatte seinen Platz ganz am Ende der Tafel gewählt und ergötzte dort ein paar ältere Jungfrauen, die bis dahin wenig beachtet worden waren, durch allerlei boshafte Scherze auf Kosten dieses oder jenes ahnungslosen Tischgenossen. Nicht weit von ihm entfernt saß auch Elfriede neben einem weißköpfigen, halb tauben Geheimerat, der unglaubliche Mengen von Schokoladentorte verzehrte und diese süße Beschäftigung jeder Konversation vorzog. Sie war erst erschienen, als alle ihre Plätze eingenommen hatten;

niemand wußte, woher sie gekommen war, und erst jetzt mochte es dem einen oder andern aufgefallen sein, daß man sie seit mehreren Stunden nicht mehr gesehen hatte. Aber jeder einzelne war so vollauf mit anderen Interessen beschäftigt, daß sich wohl keiner lange den Kopf darüber zerbrach. Auch Helmuth Bothmer sah nur ein einzigesmal zu ihr hinüber mit einem raschen und doch zaghaft forschenden, gespannten Blick. Aber was er auf ihrem blassen Antlitz las, war ein Ausdruck starrer, kalter Ruhe, und er wandte sich ab, um fortan nur noch den Worten seiner Nachbarin, der schönen, dunkeläugigen Vera, zu lauschen.

Fast eine Stunde zog sich die heitere Kaffeesitzung hin, dann gab die Verabschiedung eines älteren Ehepaares das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Ein paar geräuschvolle Minuten noch und es war still geworden in den glänzend erhellten Räumen, die noch soeben das fröhliche Lachen und das Stimmengeschwirr der Gäste erfüllt hatte. Frau Eckartstein, die sich heute schon mehr zugemutet hatte als ihre schwache Gesundheit ihr eigentlich erlaubte, zog sich auf ihr Zimmer zurück und Nelly gab ihr das Geleite.

Nur die Gesellschafterin, die sich mit dem Silberzeug auf dem Buffet zu schaffen machte, war außer dem Hausherrn und seiner Tochter im Speisezimmer zurückgeblieben.

„Wollen Sie nicht auch zur Ruhe gehen, Fräulein Elfriede?“ fragte Eckartstein freundlich. „Fürchte ich doch, daß Sie Ihren hausmütterlichen Sorgen viel

zu viel von dem Vergnügen dieses Abends geopfert haben."

„Gestatten Sie mir nur, Ihnen eine Bitte auszusprechen, ehe ich mich entferne," erwiderte sie mit einer so müden und klanglosen Stimme, daß er betroffen aufsah. „Es mag eine unpassende Zeit dafür sein, aber ich schöbe es nicht gern noch länger hinaus."

„Ist es so eilig, mein liebes Fräulein? — Nun, Sie wissen ja, daß im vorhinein gewährt ist, was ich überhaupt zu gewähren vermag."

„Ich wollte Sie bitten, mich aus meinem Dienstverhältnis zu entlassen, und es wäre mir sehr lieb, wenn es auf der Stelle geschehen könnte."

Vera blickte auf. Das Unbehagen, das sich in ihren Zügen kundgab, verriet deutlich, daß sie über die Ursache dieses Verlangens nicht im Zweifel war. Eckartstein aber zeigte sich aufs äußerste bestürzt.

„Wollen Sie, daß ich Ihre Forderung ernst nehme, Fräulein Elfriede? — Sie haben den Wunsch, uns zu verlassen — man muß Sie also unter meinem Dache gekränkt oder beleidigt haben. Und ich habe doch wohl zunächst einen Anspruch darauf, zu erfahren, was man Ihnen gethan."

„Ich bitte Sie, mich nicht nach meinen Beweggründen zu fragen. Ich beklage mich über nichts, und ich werde Ihnen für Ihre freundlichen Absichten immer die wärmste Dankbarkeit bewahren."

„Sie beklagen sich nicht — das heißt, Sie wünschen denjenigen zu schonen, der Ihnen zu nahe getreten ist.

Aber ich kann mich damit nicht zufrieden geben. Hier soll es bei Gott niemand wagen, Ihnen wehe zu thun. Und wenn es geschehen ist, so werde ich Ihnen eine Genugthuung verschaffen, mit der Sie zufrieden sein können. Aber ich lasse Sie nicht fort."

„So glauben Sie mir doch, Herr Eckartstein, daß ich kein Verlangen nach irgend welcher Genugthuung trage. Wenn mir ein Kummer verursacht worden ist, so war es allein durch meine eigene Schuld. Es wäre Thorheit, wollte ich deshalb eine Anklage gegen jemand erheben."

Seine Erregung stieg von Sekunde zu Sekunde. Mit nervöser Handbewegung strich er sich durch das graue Haar.

„Aber fühlen Sie denn gar nicht, wie schmerzlich dieser Mangel an Vertrauen für mich ist? Mein Haus sollte Ihnen eine Heimat werden — alles Leid und Ungemach wollte ich von Ihrem Lebenswege fernhalten — Sie sollten mit der Zeit lernen, mich wie einen Vater anzusehen! Und nun werfen Sie mir kurz und bündig eine Absage, eine Kündigung hin wie dem ersten besten wildfremden Menschen. — Bei Gott, ich weiß nicht, womit ich das um Sie verdient haben kann."

Noch bevor sie ihm antworten konnte, sah Elfriede Veras elfenbeinbleiches Antlitz dicht vor dem ihrigen.

„Ich bin es, die Sie beleidigt hat, nicht wahr? — Um meinetwillen wollen Sie gehen? Aber ich bedaure mein Verhalten, denn ich weiß jetzt, daß ich Ihnen unrecht gethan habe. Und ich bitte Sie um Verzeihung. Ist Ihnen das genug, um Sie zum Bleiben zu bewegen?"

In höchstem Erstaunen hatte Eckartstein diese Erklärung angehört. Nun aber fuhr er zornig und mit drohender Geberde auf seine Tochter los.

„Du, Vera? — Was soll das heißen? — Auf der Stelle verlange ich zu wissen . . .“

Seine Augen funkelten und eine Scene peinlichster Art schien unausbleiblich. Da preßte Elfriede wie in schwerem innerem Kampfe die Handflächen zusammen und trat entschlossen zwischen die beiden.

„Fräulein Vera irrt. Ich wüßte in der That nicht, wodurch sie mich beleidigt haben sollte. Und wenn Sie es für undankbar halten, daß ich gehen will, so bitte ich Sie, meine Worte als nicht gesprochen anzusehen. Ich bin bereit, zu bleiben.“

Ratlos sah Eckartstein von der einen zur andern. Vera aber reichte der Gesellschafterin die Hand, und wenn sie auch einen Augenblick zauderte, wies Elfriede sie doch nicht zurück. Noch ehe man eine weitere Frage an sie richten konnte, wandte Elfriede sich dann zum Gehen.

„Gestatten Sie mir jetzt, mich zu entfernen. Gute Nacht!“

Sie hörte es nicht mehr, was etwa noch zwischen Vater und Tochter gesprochen wurde; aber sie sank in den Kleidern neben ihrem Lager auf die Kniee und drückte das Gesicht in beide Hände.

Als fahlen Lichtes der junge Tag heraufdämmerte, fand er sie noch immer in der nämlichen Stellung.

Sechstes Kapitel.

In Gesellschaft des Assessors von Manstein, eines Bekannten, dem er zu seiner Ueberraschung heute im Hause Eckartsteins wieder begegnet war, hatte Rolf den Heimweg eingeschlagen. So ganz war er noch von der Seligkeit seines jungen Glückes erfüllt, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, all diesen Jubel schon jetzt in den engen vier Wänden seines Zimmers zu verschließen. Als sie an einem vielbesuchten Kaffeehause vorübergingen, aus dessen Fenstern trotz der späten Stunde noch heller Lichtschein auf die Straße hinaus fiel, machte er seinem Begleiter den Vorschlag, auf ein Viertelstündchen einzutreten, und der Assessor sträubte sich nicht lange, der Aufforderung zu folgen.

Das Lokal war von Menschen erfüllt. Fast an jedem der Marmortische hatte sich eine Gruppe von Nachtschwärmern niedergelassen, die hier nach alter Gewohnheit ihren Schlummertrunk einnehmen wollten. Rolf, der sich in den Arm des Assessors gehängt hatte und lachend auf ihn einsprach, schenkte diesen späten

Gästen, die zumeist in schlaffer Haltung und mit übernächtigen Gesichtern auf ihren Stühlen hingen, wenig Beachtung. Erst als sie in einem Winkel nahe dem Buffet ein unbesetztes Tischchen für sich in Beschlag genommen und einen Punsch bestellt hatten, veranlaßte ihn der Klang einer wohlbekannten, vordringlich lauten und scharfen Stimme, seiner Umgebung einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mit einer Empfindung des Unbehagens nahm er wahr, daß ihn der Zufall in recht fatale Nachbarschaft geführt hatte. Eine Gesellschaft von sieben oder acht jungen Herren hatte sich da um einen der größeren Tische ganz in seiner Nähe gruppirt, und mitten unter ihnen saß der Mann, dem er an diesem Abend am allerwenigsten noch einmal zu begegnen gewünscht hätte. Obwohl er ja gleichfalls erst soeben gekommen sein konnte, hatte sich Gersdorf nach seiner Gewohnheit bereits zum eigentlichen Wortführer in dem kleinen Kreise gemacht, und das laute Gelächter, welches fast jedesmal seinen Worten folgte, bewies am besten, wie gut er in seinen Aeußerungen dem Geschmack der anscheinend nicht mehr ganz nüchternen Zuhörer zu schmeicheln verstand. Da er Rolf den Rücken zugekehrt hatte, blieb das meiste von dem, was er sagte, für den jungen Maler unverständlich aber der Tonfall der verhaßten Stimme war allein schon ausreichend, den eben noch so Glücklichen um einen guten Teil seiner rosigen Laune zu bringen. Die während der letzten Stunden fast verblaßte Erinnerung an das Ungemach, das ihm jener durch seine hämische

und vernichtende Kritik zugefügt hatte, stieg aufs neue in dem Künstler auf und brachte sein Blut in Wallung. Zwar setzte er sich im stillen vor, den schönen Nachklang der eben genossenen Seligkeit durch die Nachbarschaft des widerwärtigen Gesellen nicht zerstören zu lassen, und er nahm nur um so eifriger seine Unterhaltung mit dem Assessor wieder auf. Aber seine Lustigkeit war doch schon eine merklich erzwungene, und es wurde ihm von Sekunde zu Sekunde schwerer, den Unmut niederzukämpfen, dem jedes wiehernde Gelächter am Nebentische nur neue Nahrung gab.

Er wollte nichts von den Gesprächen vernehmen, die da geführt wurden. Er rückte seinen Stuhl so weit als möglich zurück und erhob die eigene Stimme fast überlaut, um diese Absicht zu erreichen. Doch eine geheimnisvolle Macht, der er nicht widerstehen konnte, zwang ihn gleichzeitig immer wieder, seine Aufmerksamkeit zwischen den Aeußerungen des Assessors und den Vorgängen am Nebentische zu teilen. Ein fast instinktives Empfinden sagte ihm, daß das aufdringlich geräuschvolle Benehmen des Privatdocenten nur dazu bestimmt sei, ihn zu reizen und daß es bei dieser Herausforderung noch nicht sein Bewenden haben würde. Hätte sich ihm ein annehmbarer Vorwand geboten, das Kaffeehaus zu verlassen, so würde er es wahrscheinlich ohne Bedenken gethan haben, denn er war in all seiner Aufregung doch noch kaltblütig genug, um sich zu sagen, daß dies nicht der rechte Ort für eine Abrechnung mit

seinem Widersacher sei. Aber der Assessor, der nichts von der wachsenden Verstimmung seines Begleiters wahrnahm, plauderte ahnungslos weiter, und es widerstrebte dem Maler, sich mit Hilfe einer eigens zu diesem Zweck ersonnenen Lüge aus der peinlichen Situation zu befreien.

Da schlug vom Nebentische her eine Aeußerung, die sich nur auf seine Tullia beziehen konnte, an sein Ohr. Es war nicht der Privatdocent, der sie gethan; aber Rolf zweifelte nichts desto weniger keinen Augenblick, daß Gersdorf durch irgend einen Kunstgriff die Unterhaltung geflissentlich auf diesen Gegenstand gelenkt habe. Nun konnte er das Verlangen nicht mehr bezwingen, über die Absichten, die der andere etwa verfolgte, volle Gewißheit zu erhalten. Er brach sein Gespräch mit dem Assessor ab, als sei plötzlich ein Anfall von Müdigkeit über ihn gekommen, und lehnte sich so weit in seinen Stuhl zurück, daß ihm kein Wort von drüben mehr entgehen konnte.

Und die erste Aeußerung des Privatdocenten schon gab ihm volle Gewißheit, daß seine Vermutung eine berechtigte gewesen war.

„Ein talentloser Stümper — gewiß!“ sagte Gersdorf mit einem Ausdruck von Geringschätzung, der auf den Zuhörer an und für sich schon wie eine tödliche Beleidigung wirken mußte. „Anfangs konnte ich nicht begreifen, wie man eine so erbärmliche Sudelei überhaupt auf die Ausstellung hat zulassen können, seitdem ich aber das zweifelhafte Vergnügen hatte,

den Herrn persönlich kennen zu lernen, wundere ich mich darüber nicht mehr. Wenn man ein geborener Schmarotzer ist, wie der, findet man immer den geeigneten Weg, sein Ziel zu erreichen. Wo einem ehrlichen Manne, der hübsch aufrecht geht, alle Thüren verschlossen sind, da zeigt sich so einem immer noch ein Spalt, durch den er in das Paradies hineinschlüpfen kann, und müßte er auch eine Stunde lang auf dem Bauche kriechen. Dieser komödiantische Bursche wird es noch zu etwas bringen — ich gebe euch mein Wort darauf. Augenblicklich angelt er nach einer reichen Mitgift, und wenn er sich auch bei den ersten Versuchen wahrscheinlich nur ein paar Fußtritte holen wird —"

Er kam nicht weiter, denn Rolf war so heftig aufgesprungen, daß sein Stuhl umstürzte und stand nun zum höchsten Erstaunen der ganzen Tafelrunde mit glühendem Gesicht vor dem Sprechenden.

„Wer ist es, von dem Sie da reden?" donnerte er ihm entgegen, unbekümmert darum, daß seine Stimme bis in die entferntesten Teile des Lokals dringen mußte. „Wagen Sie es doch, mir ins Gesicht zu sagen, daß ich es bin, auf den sich Ihre Worte beziehen!"

Gersdorf zeigte sich nicht im mindesten überrascht. Das fatale, ironische Lächeln, das seinem mageren Gesicht ein so bösartiges Gepräge geben konnte, zuckte wieder um seine Mundwinkel. Gelassen blies er eine mächtige Dampfwolke aus seiner Cigarrette, während er den Gegner mit höhnischem Blick vom Kopf bis zu

den Füßen maß. Nach Verlauf einiger Sekunden erst erwiderte er mit impertinenter Ruhe:

„Wenn Ihnen so viel an der Bestätigung gelegen ist — warum nicht? Ich erwies Ihnen in der That soeben die Ehre, mich mit Ihnen zu beschäftigen."

„So antworte ich Ihnen, daß Sie ein hämischer Schuft sind — ein erbärmlicher, lügenhafter Verleumder!"

Klirrend und klingend fielen einige von den Gläsern zu Boden, die auf Gersdorfs Tische gestanden hatten. Wie von einer Feder emporgeschnellt, war der Privatdocent aufgefahren, mit geballten Fäusten und unheimlich glimmenden Augen. Vielleicht würde er im nächsten Moment einen Schlag gegen den Beleidiger geführt haben, wenn nicht der Assessor von Manstein sich zwischen beide geworfen hätte.

„Ruhe, meine Herren! — Dies hier ist nicht der rechte Ort, solche Dinge zum Austrag zu bringen."

Auch von der Gesellschaft des Doktors mischten sich nun einige in den Streit, der sofort an allen Nachbartischen großes Aufsehen hervorgerufen hatte. Die Kellner des Kaffeehauses liefen zusammen und eine ganze Anzahl von Menschen schob sich zwischen die beiden Widersacher. Eine Fortsetzung der fatalen Scene war damit glücklich abgeschnitten, und dem dringenden Zureden des Assessors gelang es bald, Rolf zum Verlassen des Lokals zu bewegen, während Gersdorf mit erstaunlicher Kaltblütigkeit seinen Platz wieder eingenommen hatte.

„Sie hätten sich nicht so weit hinreißen lassen sollen," sagte Manstein mit gut gemeintem Vorwurf, als er sich in der Gesellschaft des jungen Malers draußen auf der Straße befand. „Dieser Doktor ist ohne Zweifel betrunken, und er wäre genötigt gewesen, Ihnen Abbitte zu leisten, wenn Sie ihn morgen zur Rede gestellt hätten. Nun dürfte die Sache allerdings gründlich verfahren sein."

„Ich kann nicht bedauern, was ich gethan habe!" erwiderte Rolf kurz. „Gersdorf hatte vom ersten Augenblick an die Absicht, mich herauszufordern; er wußte, daß ich seine Reden hören mußte, und er würde es als Feigheit gedeutet haben, wenn ich sie ruhig hingenommen hätte."

„Nun, es hat wohl keinen Zweck, jetzt noch zu erörtern, was besser geschehen oder unterblieben wäre, Aber der Doktor ist ehemaliger Corpsstudent. Ich halte es für ausgemacht, daß er Genugthuung von Ihnen verlangen wird."

„Ich erwarte es nicht anders, und es ist mir eben recht so. Früher oder später hätte ich mit dem Burschen ja doch Abrechnung halten müssen."

„Sie wünschten ein Duell? — Ah, das ist freilich etwas anderes. Darf ich Ihnen meine Dienste zur Verfügung stellen?"

Der Maler drückte ihm die Hand.

„Ich nehme sie dankbar an. Wenn mir Gersdorf morgen seinen Kartellträger schicken sollte, darf ich demselben also Ihre Adresse geben?"

„Gewiß. Da ich ein Augenzeuge des Vorfalls gewesen bin, wird Ihnen dies doch wohl angenehmer sein, als wenn Sie erst einen andern von dem Hergang unterrichten müßten. Uebrigens soll es mich herzlich freuen, wenn sich die Sache doch noch auf gütliche Art beilegen läßt. An meinem rechtschaffenen Bemühen soll es gewiß nicht fehlen."

Schweigend schüttelte Rolf den Kopf, und mit einem nochmaligen Händedruck gingen sie aus einander.

Siebentes Kapitel.

Es war zwei Tage nach dem Abschiedsfest für Helmuth Bothmer, und Eckartstein hatte eben angefangen, Elfriede einen Brief mit Instruktionen für seinen Oberinspektor zu diktiren, als ihm der Diener eine Visitenkarte überbrachte. Mit allen Anzeichen einer freudigen Ueberraschung eilte der Hausherr zur Thür.

„Willkommen, alter Freund — herzlich willkommen! — Welcher günstige Wind hat Dich endlich einmal von Deiner einsamen Insel hierher geweht?"

Nur für einen flüchtigen Augenblick und ohne ihren kräftigen Druck zu erwidern, nahm der Eintretende Eckartsteins dargebotene Hand. Es war ein Mann von großer, knochiger Gestalt in der ersten Hälfte der Fünfziger. Trotz des etwas philisterhaften schwarzen Anzuges verrieten Haltung und Bewegungen hinreichend deutlich den ehemaligen Militär. Ein struppiger, grauer Schnurrbart und ziemlich kurz geschorenes, borstenartig emporstehendes Haupthaar machten seinen fleischlosen Vogelkopf nicht eben anmutiger, und auf den ersten

Blick gewahrte Elfriede in seinem gelben, faltigen Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen des Privatdocenten.

„Erlauben Sie, Fräulein Hartmann, daß ich Sie mit dem Major Gersdorf bekannt mache, meinem ältesten und besten Jugendfreund," sagte Eckartstein. „Es wird Sie interessiren, denn Sie kennen ja seinen Sohn als einen lieben, oft gesehenen Gast unseres Hauses."

Das junge Mädchen neigte das Haupt und auch der Besucher markirte eine leichte Verbeugung. Für einen Moment sah er sie mit seinen scharfen, hellen Augen durchdringend an. Dann aber wandte er sich in einer eigentümlich kurzen, fast barschen Art wieder an den Hausherrn.

„Meine Zeit ist knapp bemessen. Kann ich Dich unter vier Augen sprechen, Eckartstein?"

Elfriede wartete nicht erst eine ausdrückliche Aufforderung ab, um das Zimmer zu verlassen. Während sie die Thür hinter sich zuzog, ging Eckartstein an den Druckknopf des Haustelegraphen.

„Weißen oder roten, Gersdorf? — Hast Du noch immer Deine alte Vorliebe für Scharzhofberger?"

Der pensionirte Major machte eine bündig abweisende Handbewegung.

„Nichts dergleichen, wenn ich bitten darf! Ich würde keinen Tropfen trinken. Die Veranlassung meines Besuches ist eine andere als Du zu vermuten scheinst."

„Du sagst das in einem so sonderbaren Ton. Was in aller Welt ist denn geschehen?“

„Etwas, das Dich vermutlich wenig aufregen wird, das aber für mich keineswegs gleichgiltig ist. Mein Sohn will sich schlagen.“

„Der Doktor?“ fragte Eckartstein betroffen. „Das ist allerdings eine böse Neuigkeit. Und deshalb bist Du hier?“

„Ja. Du wußtest also bisher nichts davon? — Und Du hast auch keine Vermutung über die Person seines Gegners?“

„Wie sollte ich dazu kommen? — Ich habe Deinen Sohn seit zwei Tagen nicht gesehen. Und er würde mir auch wohl kaum davon gesprochen haben.“

„Natürlich nicht. Aber ich hielt Dich für weniger ahnungslos, da sich die Sache doch hier in Deinem Hause und unter Deinen Augen vorbereitet hat.“

„Unter meinen Augen? — Ja, es ist doch nicht etwa Rolf Hartmann, mit dem sich der Doktor duelliren will?“

„Ich sehe, daß es Dir wenigstens nicht schwer geworden ist, die richtige Fährte zu finden. Ja, es ist dieser Pinselheld, dem er die Ehre angethan hat, ihn vor seine Pistole zu fordern.“

„Du solltest nicht so verächtlich von dem jungen Manne sprechen, Gersdorf! Er verdient es nicht. Aber ich begreife, daß Du ihn unter solchen Umständen mit wenig wohlwollenden Augen ansiehst. Die Sache muß natürlich beigelegt werden, denn sie kann ja unmöglich

von sehr ernsthafter Natur sein. Weißt Du etwas Näheres über die Ursache der Forderung?"

„Die eigentliche Ursache ist, daß Deine Tochter ein etwas — verzeih mir den harten Ausdruck! — etwas frevelhaftes Spiel mit meinem Jungen getrieben hat. Er war leichtgläubig genug, ihre Ermunterungen ernsthaft zu nehmen, und er stand auf dem Punkte, sich bei Dir um sie zu bewerben."

„Um Nelly? — Aber was fällt Dir ein, Gersdorf — sie ist ja noch ein Kind."

„Ich habe seit einem Jahre nicht mehr das Vergnügen gehabt, sie zu sehen, aber mir ist, als wäre sie schon damals im Begriff gewesen, die Kinderschuhe auszuziehen. Jedenfalls ist sie jetzt erwachsen genug, um jungen Männern die Köpfe zu verdrehen."

Eckartsteins Brauen zogen sich ein wenig zusammen.

„Ich könnte vielleicht erwarten, daß Du Deine Ausdrücke etwas weniger drastisch wählst, lieber Freund! Du wirst meiner Nelly sicherlich nicht nachsagen wollen, daß sie —"

„Gar nichts will ich ihr nachsagen!" fiel der Major schroff ein. „Ein junger Mensch, der sich von einem koketten Frauenzimmer am Gängelbande führen läßt, ist natürlich immer ein Narr und verdient kein Mitleid. Aber sie hätte sich damit begnügen können, ihm einfach den Laufpaß zu geben, als ihr ein anderer Anbeter besser gefiel. Daß sie ihn in Gegenwart dieses neuen Verehrers auch noch verhöhnen und beleidigen

mußte, war jedenfalls überflüssig. Aber was ist denn los? — Wo willst Du denn eigentlich hin?"

„Ich will meine Tochter rufen," erklärte Eckartstein, der erregt aufgesprungen war. „Sie selbst soll Dir auf diese Anschuldigungen Antwort geben."

„Unsinn! — Glaubst Du, daß ich gekommen sei, hier mit jungen Damen eine Komödie aufzuführen? — Die Geschichte zwischen Deiner Nelly und meinem Sohne ist ein für allemal abgethan, und ich erwähnte die sonderbaren Scherze des kleinen Fräuleins nur, damit Dir das folgende verständlicher werde. Wäre der Junge ein Philosoph und hätte er graue Haare wie wir, so würde er über seine eigene Dummheit gelacht und den beiden seinen Segen gegeben haben. Aber er ist sechsundzwanzig Jahre alt und die Galle war ihm übergelaufen. Da hat er sich denn an einem öffentlichen Orte etwas freimütig über diesen Farbenkleckser ausgesprochen, vielleicht sogar mit dem Wunsche, daß der andere, der an einem Nebentische saß, alles hören solle. Es hat einen Skandal gegeben und Dein Schützling hat ihm eine Beleidigung ins Gesicht geworfen, die nur durch eine demütige Abbitte gesühnt oder mit Blut abgewaschen werden kann. Du siehst, alles in allem ist die Sache ernsthaft genug."

„Es scheint so," entgegnete Eckartstein, seinen Unwillen mit starker Selbstüberwindung niederzwingend. „Aber sage mir doch vor allem, Gersdorf, wie Dir zwanzig Meilen von hier eine so genaue Kenntnis von all diesen Dingen gekommen ist?"

„Ich könnte Dir antworten, daß Dich das nichts angehe, aber ich sehe nicht ein, weshalb ich Dir ein Geheimnis daraus machen soll. Ich habe das alles aus der besten Quelle, nämlich aus dem Munde meines Sohnes.“

„Es scheint also, daß es heutzutage nicht mehr Brauch ist, Ehrenangelegenheiten mit strengster Diskretion zu behandeln.“

Der Major runzelte finster die Stirn.

„Du kannst Dir allen Sarkasmus sparen, mein bester Eckartstein! Mein Sohn ist von mir erzogen worden und er würde darum nicht nötig haben, im Punkte der Ehre irgend welche Belehrung von anderen anzunehmen. Aber Du erinnerst Dich vielleicht, daß sein Bruder als blutjunger Lieutenant im Duell erschossen wurde.“

Eckartstein neigte bejahend den Kopf.

„Du weißt, wie aufrichtig ich damals Dein hartes Schicksal beklagt habe, Gersdorf.“

Wieder machte der Major seine abweisende Handbewegung.

„Bitte — das ist ja vorbei. Aber man zieht seine Kinder nicht mit Mühen und Sorgen groß, damit ihnen der erste beste Dummkopf wegen einer Albernheit das Lebenslicht ausbläst. Und eine Albernheit war's, wegen deren mein Aeltester mit zweiundzwanzig Jahren ins Gras beißen mußte — nicht einmal das Pulver wert, das bei dem Duell verknallt wurde. Ich erfuhr den Hergang natürlich erst, als er tot war, und es

war ein schlechter Trost, daß ich mir sagen mußte, die Sache wäre mit Leichtigkeit beizulegen gewesen, wenn ein verständiger Mensch zur rechten Zeit ein einziges vernünftiges Wort gesprochen hätte. Ihn konnte ja keiner wieder lebendig machen; aber den andern, den letzten wollte ich mir nicht auf ebenso jämmerliche Weise nehmen lassen. Er schickte sich eben an, auf die Universität zu gehen, als wir seinen Bruder begruben. Und er wollte natürlich bei den Borussen einspringen, wie er's ja am Ende auch dem Namen schuldig war, den er trägt. Da nahm ich ihn mir beiseite und erklärte ihm mit kurzen Worten: ‚Das Duell ist ein Unsinn, aber wir beide können es nicht aus der Welt schaffen. Darum verbiete ich Dir nicht, Dich zu schlagen. Doch ich knüpfe meine Einwilligung, daß Du in das Corps eintrittst, an eine Bedingung. Du wirst Dich mit Deinem Ehrenwort verpflichten, mir von jedem ernsthaften Handel, das heißt, sobald es sich um einen Gang auf Säbel ohne Bandagen oder um eine Pistolenmensur handelt, vor dem Austrag der Sache Mitteilung zu machen. Meine Eigenschaft als Offizier gibt Dir die Gewähr, daß ich Dich niemals hindern werde, den Anforderungen der Ehre zu genügen. Aber ich will wenigstens die Möglichkeit haben, offenbaren Dummheiten vorzubeugen. Denn ich besitze auf der Welt nichts mehr als Dich, und wenn ich Dich hergeben soll, muß es wenigstens mit dem Bewußtsein geschehen, daß es nicht anders sein konnte.‘ — Vor dem frischen Grabhügel seines Bruders, der noch so

gerne eine gute Weile gelebt hätte, leuchtete ihm das ein. Er gab mir das verlangte Ehrenwort, und er hat es gehalten. Ich hoffe, Du wirst darum nicht schlechter von ihm denken, Eckartstein."

„Nein — wenn ich auch der Meinung bin, daß er in diesem Fall besser gethan hätte, der Veranlassung zu einem ernsthaften Zweikampf auszuweichen. Doch was hilft es, derartige nutzlose Betrachtungen anzustellen. Die Hauptsache ist, daß das Duell verhindert werde. Und zu diesem Zweck bist Du doch wohl hier?"

„Ja. Die Ehre des Farbenkleckser ist mir das Blut meines Sohnes nicht wert. Du mußt ihn bestimmen, heute noch Abbitte zu leisten."

Das war geradezu im Ton eines Befehls gesprochen. Eckartstein sah befremdet auf; aber er war noch immer zu rücksichtsvoll, seinem wachsenden Erstaunen über das sonderbare Benehmen des Jugendfreundes offenen Ausdruck zu geben.

„Ich fürchte, daß Du von meinem Einfluß auf den jungen Mann eine zu hohe Meinung hast," sagte er nur. „Und am Ende kann ich ihm doch auch nichts zumuten, das gegen seine Ehre ginge. Die demütigende Form einer Abbitte kann wohl nicht ernstlich in Frage kommen. Man wird eben auf beiden Seiten Zugeständnisse machen müssen."

„Davon ist nicht die Rede, soweit es meinen Sohn angeht. Er hat mir erklärt, daß er nichts zurückzunehmen habe, und daß er schon bis an die äußerste Grenze des Möglichen gehe, wenn er sich mit einer

Entschuldigung begnügt. Alle anderen Vorschläge würden zwecklos sein und die Zeit unnütz verzetteln. Du mußt das dem jungen Menschen von vornherein klar machen, Eckartstein."

„Unter solchen Umständen kann ich mir leider nur wenig Erfolg von meinen Vermittlungsversuchen versprechen. Hartmann müßte ja geradezu ein Feigling sein, um auf ein derartiges Ansinnen einzugehen."

„Bah! Was kommt es für ihn darauf an, wenn er sich etwas vergibt! — Man wird ihn darum in seinen Künstlerkreisen nicht anders ansehen als zuvor. Und er wird sich schon bereit finden lassen. Du hast es ja in der Hand, ihn zu zwingen."

„Ihn zu zwingen? — Ich? — Du wirst mir nachgerade doch etwas rätselhaft, mein lieber Gersdorf."

„Aber das ist doch ganz einfach. Er hat es auf Deine Tochter abgesehen, und Du kannst ihm für Deine väterliche Einwilligung nach Belieben Deine Bedingungen stellen. Sei versichert, daß er herzlich froh sein wird, auf eine so gute Art aus der Patsche zu kommen."

Eckartstein hatte den Sprechenden erst ein paar Sekunden lang angestarrt, als müsse er sich vergewissern, daß seine Worte in der That ernsthaft gemeint seien, dann aber schwollen ihm die Adern an den Schläfen hoch auf, und er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Nun ist's genug, Gersdorf! — Du weißt, daß ich Dir mehr gestatte als irgend einem Menschen auf Erden; irgendwo aber hat doch alles seine Grenze.

In der Sorge um Deinen Sohn bist Du Dir wohl nicht recht klar darüber geworden, eine wie beleidigende, ja, geradezu ungeheuerliche Zumutung in Deinen Worten war. Ich begreife Deinen Gemütszustand, und ich will darum nicht mit Dir rechten. Nun aber nichts Derartiges mehr! Es würde mir bitter leid thun, wenn unsere alte Freundschaft auf solche Weise Schiffbruch leiden müßte!"

Während er sprach, hatte er seinen Unmut schon wieder zum guten Teil bezwungen, und etwas von der vorigen Herzlichkeit klang bereits in den letzten Worten an. Steif wie ein aus Holz geschnitztes Bildwerk saß der Major da, die Augen auf eine der Stukkverzierungen an der Zimmerdecke gerichtet.

„Unsere alte Freundschaft —" wiederholte er mit kalter Ironie. „Es ist wirklich sehr liebenswürdig, daß Du Dich noch erinnerst, von wie großem Werte diese Freundschaft einst für Dich gewesen ist."

Eckartstein wußte offenbar nicht, was er ihm darauf antworten sollte, und so entstand ein peinliches, minutenlanges Schweigen. Zuletzt fing Gersdorf an, mit den langen, knochigen Fingern seiner rechten Hand einen Generalmarsch auf der Tischplatte zu trommeln, und dann kam es plötzlich in seltsam hart klingenden, ruckweise hervorgestoßenen Worten über seine Lippen:

„Rolf Hartmann — Fräulein Hartmann — merkwürdig! — Hartmann hieß ja wohl auch dieser unglückliche Oberförster von Tönningsheide?"

Als hätte man ihm einen Schlag versetzt, zuckte

Eckartstein zusammen. Seine hohe Gestalt schien kleiner zu werden, und er wandte den Kopf ab, so daß der Major sein Gesicht nicht mehr sehen konnte.

„Sprich nicht von dem, Gersdorf! — Du weißt, ich kann's nicht ertragen."

„Es sind seine Kinder — nicht wahr?"

„Ja. Und Du siehst nun wohl ein, daß ich gegen den jungen Maler dieselben Pflichten habe als wäre er mein eigener Sohn."

„Darüber habe ich kein Urteil. Aber wenn das Deine Meinung ist, so hast Du Dich dieser Pflichten, wie mir scheint, etwas spät erinnert."

„Als wenn ich nicht jahrelang alles mögliche und unmögliche aufgeboten hätte, sie zu finden! Sie waren ja wie von der Erde verschwunden, und jetzt erst habe ich erfahren, daß sich die Witwe mit den beiden Kindern damals zu alten Freunden in eine kleine Provinzstadt zurückgezogen hatte. Ich glaubte längst nicht mehr daran, daß ich sie jemals entdecken würde. Da las ich in einer Kritik zufällig den Namen Rolf Hartmann und ich wußte sogleich, daß es kein anderer sein könne als ihr Sohn."

„Ein ganz romanhaftes Ungefähr. Und was hast Du ihnen gesagt, um Dein ungewöhnliches Interesse an ihrem Schicksal zu erklären?"

„Der junge Maler hält mich für einen Mäcen, und ich bemühe mich natürlich rechtschaffen, meinen Mangel an Verständnis vor ihm zu verbergen. Und die Schwester — nun, sie hat eben zum Schein eine bezahlte Stellung in meinem Hause."

„Sehr einfach — in der That. Und es ist Dir gar nicht ein bißchen unbehaglich, sie so beständig in Deiner Gesellschaft zu sehen?“

Eckartstein kramte mit nervösen Bewegungen unter den Papieren auf seinem Schreibtisch.

„Sollte man es in zwanzig langen Jahren nicht endlich dahin bringen, einen unglückseligen Augenblick zu vergessen?“ sagte er nach einer Weile. „Und sie weiß ja nicht einmal, daß ich ihre Eltern gekannt habe. Aber war es denn nicht Dein Sohn, von dem wir reden wollten, Gersdorf?“

„Es geschieht seinetwegen, daß ich von diesen Dingen spreche. Du hast doch wohl in Deinem eigenen Hause keinen Horcher zu fürchten?“

Die rauhe, rücksichtslose Art des Majors machte fast jedes seiner Worte zu einem verletzenden Hieb. Trotzig kehrte sich ihm Eckartstein wieder zu.

„Nein. Aber ich begreife in der That nicht —“

„Höre mich an. Du darfst heute nicht von mir verlangen, daß ich viele Umschweife mache. Es ist Dir, wie Du sagst, glücklich gelungen, jene alte Geschichte zu vergessen. Das ist gut für Dich, und es könnte Dich mancher um ein so angenehmes Talent beneiden. Ich aber habe ein gutes Gedächtnis und ich erinnere mich noch recht deutlich des Tages, an dem Du wie ein Verzweifelter zu mir kamst, um mir Dein Geständnis zu machen. Sie hatten einen armen Teufel von einem Wilddieb eingesteckt unter dem Verdacht, den Oberförster erschossen zu haben. Es lagen an-

scheinend gewichtige Indizien gegen ihn vor und Du glaubtest an die Möglichkeit, daß der Mensch unschuldig verurteilt werden könnte. Das Gewissen ließ Dir keine Ruhe, und in Deiner Seelenangst wandtest Du Dich an mich.“

Eckartstein hatte sich mit beiden Händen auf die Schreibtischplatte gestützt. Sein fahles, verstörtes Gesicht mit den weit aufgerissenen Augen gewährte einen wahrhaft mitleidswürdigen Anblick.

„Du warst mein bester Freund, Gersdorf, und der einzige Mensch auf Erden, dem ich mich anvertrauen durfte.“

Das knochige Antlitz des andern blieb unbeweglich.

„Trotzdem thatest Du nicht, was ich Dir riet. Du weißt ja vielleicht noch, welche Antwort ich Dir gegeben.“

„Du sagtest, ich solle hingehen und mich der Staatsanwaltschaft stellen. Mehr als einmal schon habe ich Dir zugeschworen, daß es meine feste Absicht war, nach diesem Rate zu handeln. Aber am nächsten Morgen hörte ich, daß es dem Wilderer gelungen sei, sein Alibi nachzuweisen und daß man ihn bereits wieder in Freiheit gesetzt habe. Ich hätte keinem Menschen mehr genützt, indem ich mich der Gerechtigkeit zum Opfer brachte.“

„Und es war Dir natürlich äußerst angenehm, daß Du es nicht mehr nötig hattest. Nun, von einem gewissen Standpunkt aus läßt sich das ja am Ende auch begreifen.“

„Ich sehe wohl, daß Du noch immer an keinen andern Beweggrund für meine damalige Handlungsweise glaubst als an verdammenswerte Feigheit. Du hast mich das in jenen Tagen deutlich genug empfinden lassen, und es mußten Jahre vergehen, ehe wir wieder die alten Freunde waren. Aber ich hatte Dein hartes Urteil nur zur Hälfte verdient. Es war nicht die Furcht vor dem Tribunal und dem Gefängnis allein, die mich bestimmte, zu schweigen. Ich hätte dem Gerede der bösen Zungen auch den Namen einer edlen Frau preisgeben müssen, die wahrlich schon ohnedies hart genug getroffen war. Und ich hatte nicht den Mut, ihr noch diesen neuen Kummer zu bereiten."

„Aber diese Frau war doch unschuldig, wie Du mir damals mündlich und schriftlich versichertest. Was hatte sie also von Deinem Geständnis zu fürchten?"

„Nichts vor dem Gericht — aber vielleicht alles vor der hämischen, boshaften Welt. Sie wäre die erste nicht gewesen, die man auf den bloßen Schein hin verdammt hätte."

„Das ist ein Punkt, in dem unsere Auffassungen weit aus einander gehen, und wir haben schon vor fünfzehn Jahren, als Du zum erstenmale wieder an meine Thür klopftest, das hoffnungslose Bemühen aufgegeben, darüber zu einer Verständigung zu gelangen. In meinem Herzen habe ich Dein Verhalten niemals gebilligt, und es war vielleicht eine Schwäche, daß ich Dir auf Deine Bitte dennoch meine Hand reichte wie einem ehrlichen Manne."

„Gersdorf!“ fuhr Eckartstein schmerzlich auf. Aber vor dem Blick des Majors verstummte er mit zuckenden Lippen.

„Es war vielleicht eine Schwäche,“ wiederholte jener mit Nachdruck, „aber ich habe es gethan, und es ist nicht meine Gewohnheit, das, was einmal geschehen ist, zu bereuen. Niemand hat aus meinem Munde etwas von Deiner That erfahren. Selbst gegen meinen eigenen Sohn habe ich geschwiegen, als ich von ihm hörte, daß er in Deinem Hause so etwas wie eine Heimat gefunden. Du mußt mir das Zugeständnis machen, Eckartstein, daß Dein Geheimnis bei mir gut aufgehoben war bis zum heutigen Tage.“

Der andere beugte den Oberkörper weit vor. Das Weiße in seinen Augen schien sich unnatürlich zu vergrößern.

„Ja, bist Du denn überhaupt jemals in Versuchung gewesen, mich zu verraten? — Du — mich — Deinen Freund?“

„Die Freundschaft legt Pflichten auf, gewiß! Aber die Pflichten der Ehre gehen mitunter doch noch darüber. Und ich gestehe, daß ich in Deinem Fall zuweilen sehr ernste Zweifel hatte. Es ist keine Kleinigkeit, sich so wider Willen zum Mitschuldigen eines — nun, sagen wir: eines großen Unrechts gemacht zu sehen.“

„Dann bin ich Dir für Dein Schweigen wohl allerdings zu ganz besonderem Danke verpflichtet,“ murmelte Eckartstein tonlos. „Ich hatte es bisher in der That niemals von dieser Seite angesehen.“

„Mir scheint, Du hast Dir über die ganze Geschichte eben nur die Gedanken gemacht, die Dir bequem waren. Du bist ja allezeit ein vollkommenerer Lebenskünstler gewesen als ich."

Etwas wie ein bitteres Auflachen kam aus Eckartsteins Munde. Aber es blieb ihm halb in der trockenen Kehle stecken.

„Ein Lebenskünstler — ich! — Wenn Du wüßtest, was ich unter diesen ‚bequemen' Gedanken gelitten habe seit zwanzig Jahren! Aber wozu — wozu das alles? — Weshalb folterst Du mich mit dieser qualvollen Auseinandersetzung?"

„Es thut mir leid, daß Du mich noch immer nicht verstehst. Bis heute habe ich die Freundschaft über die Ehre gestellt und habe geschwiegen. Aber die Freundschaft ist ein Tauschgeschäft, bei dem sich noch mehr als bei jedem andern Leistung und Gegenleistung die Wage halten müssen. Wer sich dabei übertölpeln läßt, ist ein Narr, und ich habe niemals Gefallen daran gefunden, den Narren zu machen."

„Was für Reden sind das, Gersdorf? — Ich verstehe, bei Gott, nicht mehr ein einziges Wort."

Der Major zog mit ungeduldiger Bewegung die eckigen Schultern in die Höhe.

„Sollen wir etwa von vorn anfangen? — Wie hat sie sich denn an mir bewährt, Deine vielgerühmte Freundschaft? Deine Tochter hat meinen Jungen zum besten gehabt wie irgend einen beliebigen Strohkopf. Monatelang hat sie mit ihm kokettirt, hat mit allen

möglichen Künsten eine ernste Neigung in ihm großgezogen, nur um ihm eines guten Tages mit Hohn und Schimpf seinen Abschied zu geben, weil ihr das alles eben bloß ein müßiges Spiel, ein lustiger Zeitvertreib gewesen war. Und Du — der treue, zuverlässige Freund, hast nicht einen Finger gerührt, um dem frevelhaften Treiben Halt zu gebieten."

„Aber ich gebe Dir mein Wort, Gersdorf, daß ich von alledem nichts weiß. Wenn es wahr ist, daß Nelly dem Doktor durch ihr Benehmen Hoffnungen gemacht hat, so soll sie —"

Auf eine beleidigend brüske Art schnitt ihm der Major die Weiterrede ab.

„Keine Mißverständnisse, mein Lieber! — Das ist vorbei, auch für meinen Jungen! Und Du sollst Dir ja nicht einbilden, daß ich etwa gekommen sei, um auf Umwegen den Freiwerber für ihn zu machen. Wenn Deine Nelly ein Seraph wäre und bis über beide Ohren im Gold stäke, möchte ich mich trotz unserer Armut jetzt ergebenst dafür bedanken, sie zur Schwiegertochter zu bekommen. Nur weil wir einmal dabei sind, Abrechnung zu halten, kam ich darauf zurück. Du sagst, daß Du von alledem nichts gewußt hättest. Das ist kein Kompliment für die Zucht in Deinem Hause, doch ich könnte Dir's allenfalls glauben. Wie aber steht's denn nun mit den Freundschaftsbeweisen, die Du mir heute gegeben hast? Der Farbenkleckser kann in die Luft schießen, aber er kann ebenso wohl meinen Jungen treffen. Die Bedingungen sind scharf genug,

und je ängstlicher oder ungeschickter so ein Bursche ist, desto gefährlicher kann er werden. Ich stehe also vor der Aussicht, morgen meinen letzten Sohn zu verlieren. Und in Deine Hand war es gegeben, ihn mir zu erhalten. Ich habe mich so weit erniedrigt, Dich darum zu bitten. Auch das Mittel habe ich Dir gezeigt, das unfehlbar seine Wirkung thun würde. Du aber hast Dich begnügt, mit der Hand auf den Tisch zu schlagen und mir mit dem Bruch unserer Freundschaft zu drohen — dieser Freundschaft, die mir bisher denn doch eine verflucht einseitige gewesen zu sein scheint. Ich bin der Esel, der sich bei dem Tauschgeschäft hat übervorteilen lassen, und wenn ich jetzt wie ein begossener Pudel abzöge, würdest Du Dir wahrscheinlich die Hände reiben vor Vergnügen, daß Du uns auf so gute Manier los geworden bist. Aber ich mache Dir das Vergnügen nicht, Eckartstein! Zug um Zug! — Seitdem Du meinen Sohn preisgeben willst, habe ich keine Veranlassung mehr, auf Kosten meines eigenen Ehrgefühls den Hüter Deines guten Namens zu machen."

Mit einer gewissen steifen Schwerfälligkeit, die seinen Worten etwas noch Feierlicheres gab, erhob er sich aus seinem Stuhl, als sei die Unterhaltung für ihn nunmehr beendet. Mit dem Blick eines Menschen, der fassungslos etwas Ungeheuerlichem, Unbegreiflichem gegenübersteht, folgte Eckartstein jeder seiner Bewegungen.

„Willst Du — willst Du Dich nicht deutlicher erklären?" stieß er hervor, und die Gedanken schienen

sich ihm nur widerwillig zu Worten zu gestalten. „Möchtest Du jetzt vielleicht hingehen und den Leuten erzählen, daß ich ein Mörder bin?“

„Ich habe das fatale Wort bis jetzt noch nicht ausgesprochen, Eckartstein. Du bist es, der es zuerst gebraucht. — Aber da es denn einmal gefallen ist: ja, ich werde meinem Sohne nichts mehr verschweigen — er soll erfahren, daß es die Gastfreundschaft eines Mörders war, der er dies alles verdankt.“

Kerzengerade stand die lange, eckige Gestalt mitten im Zimmer. In ihrer Haltung nicht weniger als in der steinernen Härte des gelben, knochigen Antlitzes offenbarte sich die ganze Unerbittlichkeit einer zum Aeußersten entschlossenen Rachsucht. Dieser Mann brauchte wahrlich nicht erst zu versichern, daß es ihm blutiger Ernst mit jedem seiner Worte sei; man würde ihm ohne weiteres geglaubt haben, auch wenn er erklärt hätte, daß er jetzt hingehen werde, einen Menschen zu erschlagen.

Und Eckartstein mochte wohl schon bei früheren Anlässen erfahren haben, daß der durch eine unverdient frühzeitige Verabschiedung und durch zahlreiche harte Schicksalsschläge verbitterte Soldat kein Freund von leeren Drohungen sei. Er machte jedenfalls keinen Versuch, durch Bitten oder Vorstellungen das Schweigen des Majors zu erkaufen. In stummem Seelenkampfe stand er ein paar Sekunden lang dem Manne gegenüber, der ihm so unvermutet zum bittersten Feinde geworden war; dann, als der andere eine Bewegung nach der Thür hin machte, fragte er halblaut:

„Bis wann müßte Hartmanns Erklärung erfolgt sein, wenn das Duell noch verhindert werden soll?"

„Bis heute abend."

„Und wie müßte sie lauten?"

Der Major zog sein Portefeuille aus der Brusttasche und reichte Eckartstein ein beschriebenes Blatt.

„Mit dieser Fassung, die von seinen Kartellträgern festgestellt worden ist, hat sich mein Sohn einverstanden erklärt. Aber es dürfte auch nicht ein Buchstabe daran geändert werden."

Eckartstein las und um seine Lippen zuckte es herbe.

„Ich hätte Dich für großmütiger gehalten, Gersdorf! — Aber wozu noch davon reden! — Du kennst die Macht, die Dir mein argloses Vertrauen über mich gegeben hat, und Du weißt, daß ich keine Wahl habe. Handelte sich's nur um mich — bei Gott, ich würde Dir eine andere Antwort geben, aber ich habe Weib und Kinder — genug, ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um Deines Sohnes kostbares Leben vor jeder Gefahr zu behüten."

Der Major griff nach seinem Hute.

„Ich wohne im Hotel ‚Zu den vier Jahreszeiten' — für den Fall, daß Du mir bis zum Abend etwas mitzuteilen hast. — Der ironische Klang in Deiner letzten Bemerkung ist mir übrigens unverständlich. Meine väterlichen Empfindungen sind doch wohl genau so viel wert als die Deinigen. Und mir scheint, daß es weniger schmerzlich ist, eine Tochter zu verheiraten, als einen Sohn zu begraben."

Nun richtete sich auch Eckartstein hoch auf und sein Gesicht hatte wieder den alten Ausdruck mannhafter Energie.

„Ich habe mich darüber mit Dir nicht mehr auseinander zu setzen, wie ich denke. Wie viel mich das Opfer kostet, das ich für Dein Schweigen zu bringen habe, mag Dir gleichgiltig sein. Denn in dem Tauschgeschäft, mit dem Du vorhin unsere Freundschaft verglichen hast, sind wir nun doch wohl quitt — ein für allemal.“

„Wie es Dir beliebt. Ich habe gewiß keine Veranlassung, mich Dir aufzudrängen. — Du wirst mich also bis heute abend benachrichtigen?“

„Ja!“

„Gut! Ich werde das Hotel nicht vor neun Uhr verlassen. Bis dahin aber muß die Sache entschieden sein — so oder so! — Adieu!“

„Adieu!“

Steif und kerzengerade wie er eingetreten war, ging der Major hinaus. Dumpf aufstöhnend schlug sich Eckartstein mit der geballten Faust vor die Stirn.

„Soll ich denn nie zur Ruhe kommen — nie? — Und auf diesen Mann hätte ich gebaut wie auf einen Felsen. — Hirnverbrannter Thor, der ich gewesen!“

Er sah aus, als wenn er in dieser kurzen halben Stunde um ein Jahrzehnt gealtert wäre. Eine lähmende Mattigkeit lag ihm in allen Gliedern. Aber er gab der Schwäche nicht nach, die ihn niederziehen wollte, und mit finsterer Entschlossenheit raffte er sich auf, seine saure Pflicht zu thun.

Achtes Kapitel.

Nelly saß am Klavier, als ihr Vater eintrat, aber ihre Hände ruhten im Schoße und ihre braunen Augen flogen mit eigentümlich ernsthaftem und verträumtem Ausdruck weit über das aufgeschlagene Notenheft hinweg in irgend eine unbekannte, phantastische Ferne.

„Komm her zu mir, Kind," sagte Eckartstein, „und sieh mir frei ins Gesicht. Ich möchte Dich etwas fragen."

Sie leistete seinem Wunsche Folge; aber sie that es mit einer gewissen zögernden Scheu, die sonst ihrem Benehmen dem Vater gegenüber am allerwenigsten eigen war.

„Ein Verhör? — Hat mich denn jemand bei Dir verklagt?"

„Es könnte wohl so sein, Nelly! — Und Du hast, wie es scheint, kein ganz reines Gewissen, da Du es vermutest."

Sie schüttelte den Kopf; aber sie war rot geworden und vermied es, den Fragenden anzusehen.

„Ich ahne nichts; aber sage mir nur gleich, was

es ist. Ich verspreche, daß ich ein reumütiges Bekenntnis ablegen werde, wenn ich sehe, daß man Dir die Wahrheit berichtet hat."

„Du sollst einen Freund unseres Hauses durch Dein Benehmen empfindlich verletzt haben, Nelly!"

Sie warf schmollend die Oberlippe auf.

„Doktor Gersdorf also ist es, der mich verklatscht hat? — Nun, ich denke, er hätte besser gethan zu schweigen, denn er hat noch nicht einmal empfangen, was er verdiente."

„So wäre er zuerst unartig gegen Dich gewesen?"

„Ja. Er benahm sich gerade, als wenn — als wenn — nun, als wenn ich ihm ein Recht eingeräumt hätte, sich unpassende Vertraulichkeiten herauszunehmen. Anfangs gab ich mir den Anschein, es nicht zu bemerken, denn gerade an diesem Abend wollte ich eigentlich nicht unfreundlich gegen ihn sein. Zuletzt aber mußte ich mir's doch verbitten, und da rächte er sich auf eine ganz abscheuliche Weise."

„Er rächte sich? — Ja, wodurch denn, mein Kind?"

Die Rosen auf ihren Wangen glühten noch dunkler.

„Ach, ich möchte am liebsten nicht davon sprechen. Es war gar zu erbärmlich."

„Um so weniger solltest Du mir's verschweigen. Denn Doktor Gersdorf ist der Meinung, daß ihm von Dir bitteres Unrecht geschehen sei."

„Er hat sich wirklich über mich beklagt? — Nun, dann bedaure ich allerdings, daß ich ihm nicht, statt ihn einfach stehen zu lassen, recht gründlich meine

Meinung gesagt habe. Du hättest es nur hören sollen, mit wie hämischen, giftigen Worten er von ihm sprach, wie er ihn vor mir als einen talentlosen Charlatan bloßstellen wollte, als einen —"

„Ja, wen denn, Nelly? Ueber wen hast Du Dich denn eigentlich mit Gersdorf unterhalten?"

„Nun, über wen sonst als über Rolf Hartmann?" fuhr sie in ihrem Eifer heraus, wie wenn das etwas ganz Selbstverständliches wäre. „Er haßt ihn, weil er neidisch auf ihn ist, weil er ihm sein Genie mißgönnt und seine Erfolge. O, Du kannst Dir nicht vorstellen, bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten er sich in seiner Bosheit verstieg. Die Tullia sollte ein erbärmliches Machwerk sein, und Du solltest es nur aus Barmherzigkeit mit seiner Notlage gekauft haben, wie wir ja auch seine Schwester nur aus Barmherzigkeit zu uns genommen hätten. Mußte mir bei einem solchen Uebermaß von Abscheulichkeit nicht endlich der Geduldsfaden reißen?"

Jetzt war es Eckartstein, der den Augen seiner Tochter auszuweichen suchte.

„Und Du hast ihn dann also stehen lassen, wie Du sagst?"

„Ja — obgleich es mitten im Tanz war. Und ich bereue durchaus nicht, was ich gethan habe. Gerade das sollte seine Strafe sein, daß ich ihm auf der Stelle einen deutlichen Beweis lieferte, wie wenig Eindruck seine verleumderischen Reden auf mich gemacht."

„Es war also damit, daß Du ihn stehen ließest, doch noch nicht abgethan? — Du sahst Dich veranlaßt,

Herrn Hartmann auf irgend eine besondere Art auszuzeichnen — nicht wahr?"

Nelly senkte das Köpfchen.

„Eigentlich handelte sich's ja nur um das Vielliebchen, das wir schon vier Wochen zuvor mit einander gegessen hatten. Und dann — dann war ich ihm doch auch wirklich eine Genugthuung schuldig."

„Willst Du mir nicht auch sagen, worin diese vermeintliche Genugthuung bestand?"

Sie zögerte erst ein wenig mit der Antwort; aber es war nicht ihre Gewohnheit, zu lügen.

„Ich warf ihm das Rosensträußchen zu, das ich vorn an meinem Kleide getragen, und dann forderte ich ihn auf, mit mir zu tanzen."

„Während Du Gersdorf ohne Entschuldigung hattest stehen lassen? — Nun, das ist für eine wohlerzogene junge Dame allerdings ein etwas ungewöhnliches Benehmen. Sage mir doch aufrichtig, Nelly, ob Du etwas Aehnliches auch gethan haben würdest, wenn es irgend ein anderer Freund unseres Hauses gewesen wäre, über den sich Doktor Gersdorf abfällig geäußert hätte?"

Diesmal blieb sie ihm allerdings die Antwort schuldig, und nachdem er eine kleine Weile gewartet hatte, fuhr Eckartstein mit eindringlichem Ernste fort:

„Ich hoffte bisher, des Vertrauens meiner Kinder gewiß zu sein. Daß eines von ihnen jemals hinter meinem Rücken ein bedenkliches Spiel anfangen würde, hätte ich wahrlich nicht für möglich gehalten."

Statt aller Rechtfertigung schlang Nelly die Arme um seinen Hals und barg ihr glühendes Gesichtchen an des Vaters Schulter. Nun bedurfte es freilich keines weiteren Geständnisses mehr.

„Es gibt also in der That schon Heimlichkeiten zwischen Dir und einem jungen Manne? Und aus dem Munde eines Fremden mußte ich davon erfahren? Das ist eine bittere Kränkung für mich, mein Kind!"

„Sei mir nicht böse, Väterchen!" schmeichelte sie. „Siehst Du, ich selber wußte es ja bis dahin eigentlich gar nicht — und es kam so während des Tanzens, daß er mir's sagte — so wie etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches — es ist mir wirklich nicht einen Augenblick eingefallen, daß es ein Unrecht sein könnte. Und es ist ja doch auch keines — nicht wahr?"

„Du hast Herrn Rolf Hartmann also schon gewissermaßen Dein Wort gegeben?"

„Das wohl eigentlich nicht. Ich glaube, ich habe ihm überhaupt nichts gesagt. Aber es ist doch beinahe ebenso, als ob ich's gethan hätte."

„Und hast Du Dir auch wohl überlegt, was Du damit auf Dich genommen, Nelly? Du kennst diesen jungen Mann erst seit wenig Wochen, und Du hast ihn bisher nur unter Umständen gesehen, die Dir kaum einen Einblick in sein Innerstes erschließen konnten. Was gibt Dir Gewähr, daß die flüchtige Zuneigung, die Du jetzt für ihn empfindest, wirklich Liebe sei — jene starke und echte Liebe, die fest genug gewurzelt ist, um allen Wechselfällen des Lebens stand zu halten?

— Du bist ja fast noch ein Kind, und auch er soll den Beweis erst erbringen, daß er der Mann ist, dem ich das Schicksal meiner Tochter anvertrauen kann. Du hast es selbst gehört, daß man seine künstlerische Begabung nicht allgemein anerkennt —"

„Soll ich etwa den gehässigen Aeußerungen dieses boshaften Doktors Glauben schenken?" fiel Nelly ein, und ihre braunen Augen sprühten vor Entrüstung. „Ist es nicht genug, daß ich an sein Talent glaube? Und glaubst Du denn nicht ebenfalls daran, Vater? — Würdest Du etwa seine Tullia gekauft haben, noch ehe Du ihn kanntest, wenn Du ihn nicht für ein Genie, für einen Künstler von Gottes Gnaden hieltest?"

Eckartstein mußte sich abermals abwenden, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Ich könnte mich dazu vielleicht doch auch aus anderen Gründen entschlossen haben. Und dann — ich bin nicht gerade ein Kenner. Gewiß habe ich die beste Meinung von dem Talent und dem Streben des jungen Mannes. Aber wenn sich nun eines Tages dennoch herausstellen sollte, daß wir uns getäuscht haben, wenn es ihm nicht beschieden wäre, sich über die große Masse der Mittelmäßigen zu erheben — würde Deine Liebe zu ihm dann wirklich stark genug sein, die Enttäuschung zu verwinden?"

„Ja!" erklärte Nelly ohne Zögern, indem sie leuchtenden Blickes aufsah. „Wir werden eine solche Enttäuschung ja niemals erleben. Aber wenn sie dennoch käme, so würde ich ihm tapfer helfen, sie zu ertragen. Denn sie würde ihn selbst doch am aller=

härtesten treffen, und er hätte meine Liebe sicherlich nie so nötig als in einem solchen Augenblick."

Mit so viel Innigkeit und im Tone einer so felsenfesten Ueberzeugung hatte sie das gesprochen, daß darin von der übermütigen, ausgelassenen Nelly, die kaum zehn ernsthafte Worte hinter einander über die Lippen bringen konnte, ganz und gar nichts zu spüren war. Eckartstein strich ihr mit der Hand über die Stirn, und seine Stimme zitterte merklich, als er, wie nach einem letzten inneren Kampfe, sagte:

„Der Himmel gebe, daß es zu Deinem Glücke ausschlage, mein geliebtes Kind! Euch glücklich zu machen, ist ja am Ende die einzige Aufgabe, für die ich gerne noch ein Weilchen leben möchte."

„Du gibst uns also Deinen Segen? — O, Du liebes, goldenes Herzensväterchen! — wie dankbar wollen wir Dir dafür sein, wie unaussprechlich dankbar!"

Eine Weile mußte er die stürmischen Zärtlichkeiten, in denen sich ihr Jubel Luft machte, über sich ergehen lassen. Dann aber wehrte er sie sanft von sich ab.

„Noch sind wir nicht ganz so weit, Nelly, denn das letzte Wort in dieser Angelegenheit kann natürlich erst gesprochen werden, wenn ich den jungen Mann geprüft und mich überzeugt habe, daß auch seine Liebe stark genug ist, um im Notfalle selbst ein schweres Opfer zu bringen. Bis dahin wirst Du ihn nicht sehen, und Du wirst keinem etwas verraten von dem, was jetzt zwischen uns verhandelt worden ist. Willst Du mir das versprechen?"

Der kleine Vorbehalt, den er da gemacht hatte, war natürlich nicht darnach angethan, Nelly zu erschrecken oder ihre junge Glückseligkeit herabzustimmen. Sie gab mit lachendem Munde das verlangte Versprechen, und in dem Egoismus der Freude bemerkte sie nicht, wie angegriffen und verfallen heute ihres Vaters Antlitz aussah.

Eckartstein kehrte in sein Zimmer zurück und setzte sich an den Schreibtisch, um ein kurzes Billet an Rolf Hartmann zu entwerfen. Anfänglich war es seine Absicht gewesen, ihn selbst aufzusuchen, und nicht so sehr die Scheu vor dem demütigenden Charakter eines solchen Schrittes als das mit jeder Minute zunehmende körperliche Unbehagen, dessen er sich mit dem Aufwande seiner ganzen Energie nicht mehr erwehren konnte, hielt ihn nun von der Ausführung dieses Vorhabens ab. Doch es wollte ihm nicht gelingen, mit dem kurzen Briefchen zu stande zu kommen. Bald schienen ihm die Worte, in denen er den sofortigen Besuch des jungen Malers erbat, zu viel von seinen Absichten zu verraten, bald dünkten sie ihn nicht dringend genug, um Rolf unter allen Umständen zu sofortigem Erscheinen zu bestimmen. Drei Briefbogen schon hatte er zerrissen und nie waren die Schriftzüge, die er mühsam mit seiner halb gelähmten Hand hervorbrachte, unbeholfener und gequälter gewesen als heute. Eben wollte er mit dem vierten Versuch beginnen, als ihm plötzlich alles Blut heiß nach dem Kopfe zu drängen schien. Wie ein dunkelroter Schleier legte es sich vor seine

Augen, ein fürchterliches Sausen und Brausen war in seinen Ohren, und eine schreckliche Beklemmung, wie nur die Vorboten des Todes sie erzeugen konnten, preßte ihm das Herz zusammen. Mit einer letzten Anstrengung raffte er sich von seinem Sessel auf, um die Hand nach dem Druckknopf des Haustelegraphen auszustrecken; aber noch ehe seine unsicher tastenden Finger ihn berührt hatten, vergingen ihm die Sinne.

Neuntes Kapitel.

Doktor Helmuth Bothmer war gekommen, seinen Abschiedsbesuch zu machen, denn noch an diesem Tage wollte er reisen. Er sah ungewöhnlich ernst aus, und nichts von jener heiteren, siegesfreudigen Unternehmungslust, mit der er noch vor wenig Wochen von der Expedition wie von einem amüsanten Spaziergang gesprochen, war heute in seinem männlich schönen Gesicht.

Nelly war es, die ihm von allen Hausbewohnern zuerst entgegenkam. Man mußte wahrlich kein Menschenkenner sein, um ihr auf den ersten Blick anzusehen, daß sie in sehr aufgeräumter Stimmung sei.

„Also jetzt soll's wirklich losgehen — mitten hinein in die Tungusen und Pampusen? Weißt Du, Helmuth, es ist eigentlich eine rechte Verrücktheit von einem jungen Manne; der es daheim so gut haben könnte wie Du."

„Meinst Du?" fragte er mit erzwungenem Lächeln. „Findest Du denn nicht, daß es etwas sehr Schönes sei, sich unter die Pioniere der Wissenschaft zählen zu dürfen?"

„Nein, das finde ich gar nicht. Aber es mag wohl sein, daß ich für die Wissenschaft überhaupt niemals den rechten Sinn gehabt habe. Wenigstens pflegten es meine Lehrer und Lehrerinnen mit bewunderungswürdiger Einmütigkeit zu behaupten."

„Ein Gelehrter hätte also wenig Aussicht, Gnade vor Deinen Augen zu finden?"

„Nicht die geringste. Ich würde ihn entweder auslachen oder ich würde vor lauter Respekt nicht dazu kommen, ihn gern zu haben."

„Schade! — Für einen Husarenlieutenant aber wäre die Gefahr dieses fatalen Entweder-Oder vermutlich weniger zu fürchten — nicht wahr, kleine Nelly?"

„Oho, so fragt man die Leute aus, mein Herr Doktor! — Uebrigens kann ich Dir ja zu Deiner Beruhigung versichern, daß mir alle Husarenlieutenants der Welt ganz schauderhaft gleichgiltig sind. Meine Bewunderung gilt allein der göttlichen Kunst."

Helmuth, den es ersichtlich einige Mühe kostete, auf ihren lustigen Ton einzugehen, verbeugte sich scherzend:

„Ich bin Dir sehr verbunden für das ehrenvolle Vertrauen. Aber sage mir doch: ist der Onkel in seinem Zimmer?".

„Ja! Er muß wohl etwas sehr Wichtiges zu thun haben, denn er ist schon vor anderthalb Stunden hinein gegangen, ohne sich bis jetzt wieder blicken zu lassen. Thu mir den Gefallen, Helmuth, und hol ihn heraus! Ich habe nämlich nicht die Courage, hineinzugehen, und ich möchte ihn doch gar so gern etwas fragen."

„Vielleicht etwas, das mit Deiner Bewunderung für die göttliche Kunst in Verbindung steht? — Und bist Du auch ganz sicher, daß die Antwort nach Deinen Wünschen ausfallen wird?"

„O ja! — Aber ich will Dich nicht länger aufhalten. Du und der Vater — ihr werdet euch vor einer so langen Trennung ja natürlich noch schrecklich viel zu sagen haben. Und aus angeborener Menschenfreundlichkeit werde ich Vera auf die große Abschiedsscene vorbereiten; sie könnte meines schwesterlichen Beistandes bedürfen."

Flink wie ein Eichkätzchen huschte sie davon. Helmuth klopfte an die Thür des Arbeitszimmers, und es setzte ihn in Erstaunen, daß von drinnen keine Antwort kam. Er wartete eine Weile, um das Pochen dann stärker zu wiederholen. Aber auch jetzt erfolgte keine Aufforderung zum Eintritt. Zweifelnd stand der junge Arzt an der Pforte, ungewiß, ob er sich zurückziehen oder uneingeladen nähertreten solle. Fast unwillkürlich hatte er sich ein wenig vorgeneigt, um zu lauschen, ob ihm nicht irgend ein Geräusch die Anwesenheit des Oheims verrate. Anfänglich schien es ihm, als sei da drinnen alles totenstill; dann aber stieß er die Thür plötzlich mit Ungestüm auf und eilte in das Zimmer. Ein Laut wie ein röchelndes Stöhnen war an sein Ohr gedrungen, und mit der raschen Auffassung des erfahrenen Arztes war er sofort darüber im reinen, daß hier ein Unglück geschehen sei.

Schon der erste Blick in das Gemach mußte ihm

zu seinem Schmerz auch den letzten Zweifel nehmen. Eckartstein lag lang ausgestreckt auf dem Teppich neben seinem Schreibsessel. Sein nach oben gekehrtes Gesicht war hoch gerötet und seine Augen waren geschlossen wie die eines Schlafenden. Die linke Hand war zur Faust geballt; zwischen den Fingern der halb gelähmten Rechten aber hielt er noch die Feder. Seine Atemzüge waren kaum wahrnehmbar, von Zeit zu Zeit jedoch kam über seine leicht geöffneten, bläulich verfärbten Lippen ein kurzes, dumpfes Stöhnen gleich jenem, das zuerst Helmuths Aufmerksamkeit erregt hatte.

Wie groß auch die Bestürzung des jungen Arztes sein mochte, seine Geistesgegenwart und ruhige Entschlossenheit vermochte sie ihm doch nicht einen Augenblick zu rauben. Er kniete neben dem Bewußtlosen nieder, untersuchte seinen Puls wie seinen Herzschlag und hob den schweren Körper dann mit erstaunlicher Muskelkraft empor, um ihn auf dem Sofa in eine halb sitzende Stellung zu bringen.

Nun erst drückte er auf die Glocke, um den Diener herbeizurufen. Mit ganz erschrockenem und verstörtem Gesicht blieb der alte Mann an der Schwelle stehen.

„Barmherziger Gott, Herr Doktor, was ist —“

Helmuth winkte ihm zu schweigen.

„Still! — Herr Eckartstein ist plötzlich erkrankt, wie Sie sehen; aber mit Rücksicht auf das Befinden meiner Tante dürfen wir nicht gleich das ganze Haus alarmiren. Sie werden also zunächst niemand etwas davon sagen als Fräulein Hartmann. Hoffentlich ist sie zu Haus.“

„Ja wohl, Herr Doktor, ich sah sie vor einer Viertelstunde in ihr Zimmer gehen.“

„So bitten Sie das Fräulein in meinem Namen recht dringend, sich gütigst sofort hierher zu bemühen. Es handle sich um einen großen Dienst, den sie der Familie meines armen Oheims erweisen könne.“

Mit einem halb mitleidigen und halb scheuen Blick auf den Kranken entfernte sich der Diener, und er mußte sich seines Auftrages rasch entledigt haben, denn schon nach Verlauf weniger Minuten trat Elfriede ins Zimmer. Sie sah sehr bestürzt aus, und die traurigen Umstände, unter denen diese erste Wiederbegegnung mit Helmuth erfolgte, ließen nichts von jener Befangenheit aufkommen, die nach der Art ihrer letzten Unterhaltung sonst unausbleiblich gewesen wäre. Sie ließen sich nicht Zeit, einander zu begrüßen, und der junge Arzt wartete nicht erst Elfriedens Frage ab, um sie über die Natur des Unglücks aufzuklären, das sich hier zugetragen.

„Ich fand meinen Oheim bewußtlos auf dem Fußboden, als ich eintrat. Er hatte sich vielleicht schon eine Stunde oder länger in dieser Lage befunden. Es ist zwar kein Schlagfluß, wie ich zuerst befürchtete, aber immerhin ein Anfall von sehr ernster Natur. So lange diese tiefe Ohnmacht anhält, ist es unmöglich, irgend eine halbwegs zuverlässige Prognose zu stellen. Jedenfalls ist der Patient als ein Schwerkranker anzusehen, und die Damen müssen so schonend als möglich auf diese traurige Thatsache vorbereitet werden. Wollen

Sie die Güte haben, Fräulein Hartmann, die peinliche Aufgabe zu übernehmen?“

„Da es, wie Sie sagen, unvermeidlich ist — gewiß! — Aber Sie fürchten doch nicht etwa, Herr Doktor, daß das Allerschlimmste eintreten könnte!“

Er wandte ihr sein tiefernstes, kummervolles Antlitz zu und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ich werde meine Verwandten nichts von solcher Befürchtung merken lassen — und ich will ja auch von ganzem Herzen hoffen, daß sie grundlos sei, aber —“

Er vollendete nicht; doch der versagende Ton dieses letzten kleinen Wortes und das Beben seiner Schultern ließen Elfriede keinen Zweifel darüber, wie dieser unausgesprochene Nachsatz hatte lauten sollen.

„So werde ich denn zu Frau Eckartstein gehen,“ sagte sie leise. „Aber sollte es nicht zunächst geboten sein, den Kranken ins Bett zu bringen?“

„Die Lage, in der er sich augenblicklich befindet, ist die zuträglichste für ihn, und ich möchte jede Aenderung vermeiden, bevor ich einige Hilfsmittel aus der Apotheke und womöglich auch einen Kollegen zur Hand habe. Später werde ich Sie vielleicht um Ihren Beistand bitten. Für jetzt brauche ich nur den Diener, der so schnell als möglich die dringendsten Besorgungen machen soll.“

Er setzte sich an den Schreibtisch, um mit hastender Feder einige Rezepte und ein paar Zeilen an einen befreundeten Arzt hinzuwerfen. Er händigte sie mit den nötigen Anweisungen dem inzwischen wieder er=

schienenen Diener ein; aber als der Mann schon im Begriff war, zu gehen, rief er ihn noch einmal zurück:

„Auf dem Rückwege mögen Sie auch dies Telegramm aufgeben. Machen Sie den Beamten ausdrücklich darauf aufmerksam, daß es als dringend bezeichnet ist."

Die Depesche, welche er da nach kurzem Besinnen niedergeschrieben hatte, war an den Leiter der Forschungsexpedition gerichtet und lautete:

„Die plötzliche schwere Erkrankung meines teuersten Verwandten macht es mir unmöglich, zu reisen. Ich bitte, für Ersatz zu sorgen, da sich nicht voraussehen läßt, wie lange ich hier gefesselt sein werde. Doktor Lengefeld wird gewiß gern bereit sein, an meine Stelle zu treten."

„Ich konnte nicht anders," sagte er vor sich hin, als der Diener gegangen war. „Es wäre ein Verbrechen gewesen, ihn jetzt zu verlassen."

Eine Stunde später hatte sich das jüngst noch so sonnige Haus in eine Stätte des Kummers und der tiefsten Betrübnis verwandelt. Wie zartsinnig und geschickt es Elfriede auch angefangen hatte, der leidenden Frau Eckartstein die Kunde von der plötzlichen Erkrankung ihres Gatten beizubringen, sie hatte die unheilvolle Wirkung dieser Neuigkeit auf das wenig widerstandsfähige Nervensystem der bedauernswerten Dame doch nicht verhindern können. Von schrecklichen Weinkrämpfen heimgesucht, hatte die Patientin sogleich ins Bett gebracht werden müssen, und wenn auch ihr Zustand nicht gerade besorgniserregend war, so machte

doch die Möglichkeit, daß sich noch andere üble Zufälle einstellen könnten, eine sehr aufmerksame Pflege und Wartung nötig. Ihre Töchter hatten sich bereitwillig in dieselbe geteilt; aber es stellte sich sehr bald heraus, daß Nelly herzlich wenig Talent zur Krankenpflegerin hatte, mit wie viel Eifer sie sich auch der Erfüllung einer so ungewohnten Pflicht zu unterziehen versuchte. Wie es ihr sonst fast unmöglich war, ihrer angeborenen Lustigkeit Zügel anzulegen, wenn irgend eine Rücksicht auf andere es erheischte, so war sie heute vergeblich bemüht, ihren immer aufs neue hervorbrechenden Thränen zu gebieten und diejenige Fassung zu bewahren, die für niemand unentbehrlicher ist als für die Wärterin einer nervösen Patientin. Umsonst warf ihr Vera, die scheinbar ganz ruhig geblieben war, mahnende Blicke und halblaute, mißbilligende Aeußerungen zu. Die Wirkung war in den meisten Fällen nur ein mit verstärkter Gewalt ausbrechender Thränenstrom oder ein halb unterdrücktes Schluchzen, das die Kranke erschrocken aus der dumpfen Mattigkeit ihres Halbschlummers emporfahren ließ. Unter solchen Umständen zog es Vera endlich vor, ganz auf den Beistand der Schwester zu verzichten. Sie schickte Nelly in etwas ungnädiger Weise auf ihr Zimmer mit der bestimmten Weisung, nicht eher wieder zum Vorschein zu kommen, als bis man sie rufen würde, und in dem niederdrückenden Bewußtsein, daß sie sich wirklich sehr thöricht und tadelnswert benommen habe, unterwarf sich die Gemaßregelte schweigend diesem strengen Befehl.

In das Krankenzimmer Eckartsteins erhielt vorläufig niemand Zutritt außer Elfriede, die bis zum Eintreffen einer berufsmäßig geschulten Pflegerin alle für eine weibliche Hand ausführbaren Samariterdienste übernommen hatte. Der von Helmuth herbeigerufene Arzt war sehr bald erschienen; aber er hatte über die Natur des Krankheitsfalls und über seinen mutmaßlichen Verlauf nichts anderes oder Bestimmteres sagen können als Doktor Bothmer. Da man das Arbeitszimmer für das am günstigsten gelegene Gemach der Wohnung hielt, war es durch Aufstellung eines Bettes zur Krankenstube hergerichtet worden. Man hatte den Patienten entkleidet und gelagert, ohne daß er darüber aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht wäre, und während der zweite Arzt, durch anderweite Verpflichtungen abgerufen, bald wieder gegangen war, hatte Helmuth erklärt, daß er das Haus keinesfalls vor dem nächsten Morgen verlassen würde.

Als die Dunkelheit hereingebrochen war, saßen Elfriede und Bothmer in dem matt erhellten Krankenzimmer lange Zeit stumm bei einander. In dem Zustande Eckartsteins war noch immer nicht die geringste wahrnehmbare Veränderung eingetreten, und die Gesellschafterin brauchte nur einen Blick auf Helmuths tiefernstes Antlitz zu werfen, um auch ohne eine Frage gewiß zu sein, daß seine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang inzwischen nicht größer geworden war. Zuletzt stand der junge Arzt auf und ging auf dem dicken Teppich, der den Klang seiner Schritte

bis zur Unhörbarkeit dämpfte, ein paarmal auf und nieder.

„Ich fürchte, daß die Wärterin, nach der ich geschickt habe, heute abend nicht mehr kommen wird,“ sagte er mit behutsam gedämpfter Stimme. „Sie aber, Fräulein Hartmann, müssen von all den Aufregungen und Mühen bereits ermattet sein. Gewiß haben Sie den Wunsch, so bald als möglich abgelöst zu werden.“

Elfriede machte eine entschieden verneinende Bewegung.

„Ich bin durchaus nicht müde, und ich werde hier bleiben, bis die Pflegerin eintrifft. Am Krankenbette meiner armen Mutter habe ich mehr als eine Nacht durchwacht, ohne Schaden davon zu nehmen.“

Helmuth sah sie dankbar an, und es war, als ob er ihr zum sichtbaren Ausdruck dieser Dankbarkeit seine Hand reichen wollte. Aber es mußte doch etwas in ihrem Gesicht sein, das ihn davon zurückhielt, denn er begnügte sich zu sagen:

„Es ist ein großes Opfer, welches Sie da bringen wollen; doch ich habe kein Recht, es zurückzuweisen. An meinen Verwandten wird es sein, sich Ihnen später für diese Aufopferung erkenntlich zu zeigen.“

Da ihm Elfriede nicht antwortete, gab es wieder ein langes Schweigen, bis eine unruhige Bewegung vom Krankenbette her Helmuth an die Seite des Patienten rief.

„Gersdorf!“ kam es schwach, aber deutlich verständlich über die Lippen Eckartsteins. „Bist Du noch da?

— Es ist doch nicht zu spät — ich konnte ja nicht früher — ich —"

Das übrige war nur noch ein undeutliches Gemurmel, und es verstummte bald. Aber während der Kranke bis dahin ganz still und teilnahmlos gelegen hatte, warf er sich jetzt unruhig umher.

„Was bedeutet das?" fragte Elfriede, die ebenfalls aufgestanden war, leise. „Ist dies endlich ein Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins?"

„Ich wage es nicht zu entscheiden," war die geflüsterte Antwort. „Aber ich vermute allerdings, daß wir nahe vor einer Krisis stehen. Gott gebe, daß sie eine glückliche Wendung nehme."

Diesmal indessen schien ihn sein ärztlicher Scharfblick betrogen zu haben, denn nach einigen ungeduldigen Bewegungen und mühsam hervorgestoßenen unverständlichen Lauten fiel Eckartstein vollständig in seine vorige Regungslosigkeit und Apathie zurück. Helmuth wich während der ganzen nächsten Stunde nicht von seiner Seite und griff immer wieder in kurzen Zwischenräumen nach seinem Handgelenk, um die Zahl der Pulsschläge festzustellen, aber endlich mochte auch er zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß seine vorige Annahme ein Irrtum gewesen.

„Alles unverändert!" sagte er mit einem tiefen Seufzer. „Ich wollte wahrhaftig, diese schreckliche Ungewißheit nähme erst ein Ende."

Man klopfte leise, und Elfriede, die in der Thür ein paar Worte mit einem Mädchen gewechselt hatte, wandte sich gegen Helmuth:

„Fräulein Vera läßt den Herrn Doktor dringend bitten, wenigstens auf einen Augenblick herüber zu kommen. Frau Eckartstein habe einen neuen Anfall, der sich gar nicht beruhigen wolle.“

Helmuth warf einen Blick auf seinen Oheim und schickte sich an, dem Rufe Folge zu leisten.

„Sie werden die Freundlichkeit haben, den Patienten aufmerksam zu beobachten — nicht wahr? Wenn Sie etwas Auffälliges wahrnehmen sollten, bitte ich Sie, mir davon sofort durch ein Klingelzeichen Kenntnis zu geben.“

Er ging, und Elfriede blieb mit dem bewußtlosen Eckartstein allein. Obwohl durchaus nichts Fürchterliches mehr in seinem Aussehen war, fühlte sie doch eine Beklemmung, die sie sehnlichst eine baldige Rückkehr des Doktors wünschen ließ. Die feierliche Totenstille, welche über dem ganzen Hause lag, bedrückte sie, und die ängstliche Spannung der letzten Stunden hatte ihre Nerven so sehr erregt, daß selbst ein leises Knistern in der Nachtlampe sie erschreckte.

Da machte der Kranke abermals eine Bewegung und noch in demselben Moment war sie bei ihm, um mit einer aus Bestürzung und Freude seltsam gemischten Empfindung zu sehen, daß seine weit geöffneten Augen mit dem Ausdruck voller Geistesklarheit auf sie gerichtet waren.

„Sie sind bei mir, Fräulein Elfriede?“ flüsterte er, als sie sich über ihn beugte. „Sagen Sie mir doch, wie es zugeht, daß ich hier im Bett liege? — Bin ich denn krank?“

„Sie wurden von einer Ohnmacht befallen, die uns alle in große Angst versetzt hat. Aber nun ist es ja, Gott sei Dank, vorüber. Auch Herr Doktor Bothmer ist hier. Ich werde ihn auf der Stelle rufen.“

„Nein, nein — rufen Sie ihn noch nicht!“ bat Eckartstein hastig. „Ich möchte Sie zuvor etwas fragen.“

Aber er war wohl sehr schwach, da sich seine Augenlider sogleich wieder schlossen und da er aufs neue minutenlang wie ein Schlafender dalag, ohne die verheißene Frage zu thun. Gern hätte Elfriede dem Doktor, der noch immer nicht zurückkam, das verabredete Zeichen gegeben; aber sie konnte nicht zu der Glocke gelangen, weil Eckartstein ihre Hand ergriffen und nicht wieder frei gegeben hatte. Als sie sich endlich mit sanfter Gewalt losmachen wollte, schlug er abermals die Augen auf.

„Es ist hier so dunkel. Sagen Sie mir doch, Fräulein Elfriede, ist es denn schon Nacht?“

„Es ist tief in der Nacht, Herr Eckartstein.“

Er stöhnte und wandte den Kopf nach der andern Seite, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnte; ihre Hand aber hielt er jetzt noch fester umschlossen denn zuvor.

„Erlauben Sie mir, den Herrn Doktor zu rufen!“ bat Elfriede nach kurzem Zaudern. „Er hat es mir für den Fall Ihres Erwachens ausdrücklich anbefohlen. Und er wird Ihnen gewiß Linderung verschaffen können für Ihre Leiden.“

„Ich leide nicht,“ erwiderte er mit schwacher Stimme,

indem er ihr langsam sein Antlitz wieder zukehrte, „wenigstens nicht so, wie Sie vermuten. Und das, was mich wirklich peinigt, kann mir auch mein Neffe nicht vom Herzen nehmen — auch er nicht. O, daß es mich gerade heute überfallen mußte — gerade heute!“

Es waren immer nur wenige Worte, die er im Zusammenhang hervorbrachte, und auch diese kosteten ihn ersichtlich gewaltige Anstrengung. Elfriede hatte die peinigende Empfindung, daß er mit fast übermenschlichem Willensaufwande bemüht war, gegen eine lähmende Schwäche anzukämpfen. In ungeduldiger Erwartung lauschte sie nach der Thür hin, ob sich Helmuths Schritt denn noch immer nicht vernehmen lasse, denn es fehlte ihr wirklich an Mut, ihre Hand aus den eiskalten Fingern des Kranken zu befreien.

„Fühlen Sie keine Schmerzen?“ fragte sie. „Und wollen Sie nicht wenigstens etwas von dem Medikament nehmen, das Doktor Bothmer für Sie hat anfertigen lassen?“

„Nein, Fräulein Elfriede! — Mit Medikamenten und ärztlichen Künsten dürfte bei mir nicht allzu viel mehr auszurichten sein. Es sitzt hier einer auf der Decke, der sich so leicht nicht wieder verscheuchen läßt. Aber eben deshalb habe ich Sie etwas zu fragen, und Sie sollen mir ganz ehrlich Antwort geben. Wollen Sie — das — thun?“

„Gewiß, Herr Eckartstein — ich hätte ja sicherlich keinen Grund, es zu verweigern. Aber muß es denn wirklich gleich auf der Stelle sein? Ich fürchte so sehr,

daß Sie sich durch Anstrengung oder Aufregung schaden könnten.“

Fast ungeduldig wehrte er ihrem besorgten Zureden.

„Nicht doch — und was wäre auch daran gelegen? Aber Sie müssen nicht erschrecken, wenn es Ihnen sonderbar vorkommt, was ich Sie fragen will. — Sie haben nie erfahren, wer der Mörder Ihres Vaters gewesen ist — nicht wahr? — Und wenn Ihnen nun heute jemand den Mann zeigte, der — der Ihnen das gethan — glauben Sie, daß es Ihnen — möglich — sein würde, ihm — ihm zu verzeihen?“

„Niemals!“ wollte Elfriede ausrufen; aber die Seltsamkeit dieser völlig unerwarteten Frage erinnerte sie doch noch zur rechten Zeit daran, daß es ein Schwerkranker war, zu dem sie sprach. Wie wirr und regellos mußten sich trotz seines scheinbar völlig klaren Bewußtseins die Gedanken in seinem Kopfe wälzen, da er ohne jeden äußern Anlaß auf so fernliegende Dinge verfallen konnte!

„Ich habe in der That nie darüber nachgedacht, wie ich mich bei einem solchen Ereignis verhalten würde,“ sagte sie ausweichend und in jenem Tone sanfter Ueberredung, den man gegen Kinder und Kranke anzuwenden pflegt. „Und es ist auch wohl nicht nötig, daß ich es jetzt thue. Der Mörder meines armen Vaters ist gewiß längst gestorben. Und wenn er noch am Leben wäre, wie sollte man wohl jetzt, nach Verlauf von zwanzig Jahren, seine Schuld entdecken?“

Bei Elfriedens ersten Worten hatte Eckartstein wie

in höchster Spannung das graue Haupt ein wenig aus den Kissen aufgerichtet. Nun aber ließ er es wieder zurücksinken mit jenem dumpfen, schmerzlichen Stöhnen, das Elfriede schon vorher so sehr geängstigt hatte. Auch ihre Hand hatte er freigegeben — allerdings wohl gegen seinen Willen — und nun zögerte das junge Mädchen nicht mehr, an den Knopf des Telegraphen zu eilen und dem Doktor, der so unnatürlich lange ausblieb, das Notsignal zu geben.

Das Geräusch ihrer hastigen Bewegung mußte es gewesen sein, das Eckartstein von neuem aufgeschreckt hatte. Bei der tiefen Stille rings umher konnte er deutlich vernehmen, wie draußen auf dem Korridor mit schrillem Klange die Glocke anschlug, und er begriff sogleich, zu welchem Zweck Elfriede sie in Bewegung gesetzt hatte. Jäh hob er den Oberkörper empor, so daß er fast aufrecht im Bette saß, seine Augen öffneten sich unnatürlich weit und in seinem Gesicht war wieder jenes krampfige Arbeiten und Zucken wie an jenem Festabend, da er im Speisezimmer von einem so seltsamen nervösen Anfall heimgesucht worden war.

„Hören Sie mich an!" stieß er hervor. „Ich muß es vom Herzen haben, ehe ich sterbe. — Ich — ich habe den Oberförster Hartmann von Tönningsheide erschossen. Aber — Gott ist mein Zeuge — ich habe es aus Notwehr gethan — und nicht in der Absicht, ihn —"

Seine Kraft war zu Ende — er kam nicht weiter. Als Helmuth eine Minute später eilenden Fußes ins

Zimmer trat, lag Eckartstein mit schwerem, röchelndem Atem regungslos da wie zuvor. Elfriede aber stand neben dem Lager mit einem Antlitz, das in Entsetzen und Grauen versteint schien. Sie rührte sich nicht von der Stelle, obwohl sie dem jungen Arzte fast den Weg zu dem Patienten versperrte, und sie antwortete ihm nicht, als er sie fragte, was sich zugetragen habe.

Hätte ihn die Sorge um den geliebten Kranken nicht so ganz in Anspruch genommen, und hätte darum nicht diesem sein erster Blick gegolten, so würde die furchtbare Veränderung, welche während seiner Abwesenheit mit dem jungen Mädchen vorgegangen war, notwendig die seltsamsten Gedanken und Besorgnisse in ihm wachgerufen haben. Nun aber nahm ihn die Beobachtung seines Oheims, den er mit stockendem, kaum noch wahrnehmbarem Herzschlag verlassen hatte, und den er nun mit stürmisch jagenden Pulsen wiederfand, minutenlang in Anspruch, und als er endlich aufsah, um seine vorhin ohne Antwort gebliebene Frage zu wiederholen, da war Elfriede lautlos so tief in den Schatten zurückgetreten, daß sich ihr Gesicht für Helmuth völlig im Dunkeln befand.

„Die Krisis, die ich vorausgesehen hatte, ist allerdings eingetreten,“ sagte er, „aber in einer ganz andern Weise, als ich es erwarten konnte. Von welcher Art waren denn die Erscheinungen, die Sie veranlaßten, mich zu rufen?“

Eine Stimme, die er nimmermehr für diejenige Elfriedens gehalten haben würde, wenn er nicht die

Umrisse ihrer schlanken Gestalt so deutlich vor sich gesehen hätte, gab ihm Antwort aus dem Dunkel.

„Ihr Onkel begann zu sprechen — aber da er meine Hand festhielt, war ich leider nicht im stande, Sie sofort zu rufen.“

„Er war also bei Bewußtsein?“

„Ich bezweifle es nicht.“

„Hat er Sie denn erkannt?“

„Ja, ich glaube, daß er mich erkannte.“

„Und was hat er Ihnen gesagt?“

Es gab eine lange Stille, dann kam es klanglos von Elfriedens Lippen zurück:

„Ich erinnere mich nicht mehr, Herr Doktor — es war so vielerlei, und ich habe wohl auch nicht alles verstanden.“

Ihre sonderbare Art zu antworten, befremdete ihn nun doch. Da er sich noch immer vergebens bemühte, den Ausdruck ihrer Züge zu erspähen, fragte er sehr herzlich:

„Sollten Sie Ihren Nerven doch zu viel zugemutet haben, Fräulein Hartmann? — Wie wertvoll auch Ihr Beistand für mich ist, ich möchte doch wahrlich nicht die Verantwortung dafür auf mich nehmen, daß Sie am Ende noch selber erkranken.“

„Machen Sie sich meinetwegen keine Sorge. Ich fühle mich vielleicht etwas angegriffen. Aber das geht vorüber. — Ich bitte Sie nur, mich ein wenig mir selbst zu überlassen.“

Im Vergleich zu der beinahe zärtlichen Teilnahme,

die in seinen Worten gewesen war, klang diese Entgegnung rauh und geradezu unfreundlich. Schon seine Selbstachtung mußte dem jungen Arzt verbieten, sie noch weiter mit den Aeußerungen einer Besorgnis zu belästigen, die ihr offenbar so widerwärtig war. Das Ticken der Standuhr auf dem Schreibtisch und ein gelegentliches leises Knistern in der Nachtlampe waren wieder für lange Zeit die einzigen Laute, welche das tiefe nächtige Schweigen unterbrachen.

„Helmuth, mein Junge — bist Du da? — Gib mir Deine Hand! — Es ist brav von Dir, daß Du bei mir bist. Und Du wirst mich auch niemals verlassen — nicht wahr?"

„Welch eine Frage, Onkel! — Aber wie befindest Du Dich? Hast Du Schmerzen? Und fühlst Du Dich sehr schwach?"

„Etwas schwach bin ich vielleicht; aber sonst ist mir ganz wohl. Sage mir doch, Helmuth — bist Du ganz allein bei mir?"

„Auch Fräulein Hartmann ist da. Aber ich werde sie jetzt bitten, sich zur Ruhe zu begeben; denn wir brauchen uns um Dich ja nun, Gott sei Dank, nicht mehr zu ängstigen, lieber Onkel."

„Habt ihr euch denn geängstigt? — Es war doch nicht so schlimm — eine kleine Ohnmacht. Das kann einem Menschen von meiner Konstitution schon einmal widerfahren. Wie spät haben wir's eigentlich, mein Junge?"

„Es ist ungefähr zwei Uhr morgens."

„Zwei Uhr! — Dann möchte ich wohl noch ein

wenig schlafen. Denn ich muß sehr früh auf sein — spätestens um sechs Uhr. Ich habe etwas überaus Wichtiges zu besorgen."

„Nun, darüber werden wir ja nachher noch reden können, Onkel! Vorläufig sollst Du schlafen. Warte — ich werde Dir das Kissen noch ein wenig bequemer rücken — so!"

„Ich danke Dir. Ah, es thut so wohl, einen Menschen um sich zu haben, den man liebt. — Ja, ich will schlafen — schlafen."

Ein paar Minuten blieb es still, dann aber klang Eckartsteins Stimme von neuem:

„Höre, Helmuth! — Mir ist, als ob ich vorhin viel Unsinn geschwatzt hätte; aber das habe ich doch wahrscheinlich bloß geträumt."

„Sicherlich, Onkel! Wir beide haben wenigstens nichts davon gehört."

„Nichts? Wirklich nichts? — Was man doch alles träumen kann! Ach, ich kann Dir nicht sagen, welche entsetzliche Angst ich ausgestanden habe. Es war, als ob ich nicht wieder würde aufstehen können, als ob ich unthätig hier liegen bleiben müßte, während sie da draußen — — aber das sind Dinge, über die ich nicht sprechen darf. Dem Himmel sei Dank, daß es nur ein Traum gewesen ist."

Abermals legte er den Kopf auf die Seite; aber der Schlaf wollte noch immer nicht kommen. Obwohl ihn Helmuth freundlich mahnte, sich zu schonen, fing er doch nach einer kleinen Weile von neuem an:

„Du könntest mir einen Herzenswunsch erfüllen, mein Junge! Es erscheint Dir vielleicht als eine starke Zumutung; aber es ist ja auch das erstemal, daß ich Dich um etwas bitte.“

„Laß hören, Onkel! — Du weißt, daß Du von mir alles fordern kannst, was ein Mensch für den andern zu thun vermag.“

„Geh nicht fort, Helmuth! — Ueberlaß diesen Entdeckerruhm einem andern. Ich würde dann doch wenigstens einen Menschen haben, der mir treu bleibt, wenn alle mich verlassen.“

„Konntest Du glauben, daß ich reisen würde, während ich Dich krank weiß? Ich habe den Leiter der Expedition bereits benachrichtigt, daß er sich nach einem Ersatzmann für mich umsehen müsse.“

„Du guter Kerl! Aber ich will Dir das nie vergessen. Und Du sollst Dich über mich nicht zu beklagen haben. Du kommst mit uns auf das Gut, und da wollen wir glückliche Tage verleben — glückliche Tage! Jagen sollst Du, soviel Dir's gefällt, denn ich weiß ja, daß Du ein großer Jäger bist. Und wir wollen manchen Birschgang mit einander machen. So ganz habe ich mein altes Handwerk doch wohl noch nicht verlernt. Sie nannten mich nicht ohne Grund den besten Schützen, damals, als ich noch Forstassessor war auf Tönningsheide.“

Aus der Dunkelheit, in der sich Elfriede befand, kam ein Laut wie ein erstickter Aufschrei. Helmuth blickte erschrocken empor, und trotz der Selbstbeherrschung,

die er sich in seinem schweren Berufe erworben hatte, malte sich die Bestürzung deutlich auf seinem Gesicht, als er sie nun in den schwachen Lichtkreis der Lampe treten sah.

Ihre Wangen schienen schmaler, ihre Augen größer geworden; zwei tief eingegrabene, herbe Linien, die er nie zuvor wahrgenommen hatte, zogen sich von den Nasenflügeln bis zu den Mundwinkeln herab. Ihre Haut war von erschreckender Blässe, und ihre Bewegungen waren langsam wie die eines Menschen, der sich nur noch mit Anstrengung aufrecht erhält.

Ohne ein Wort zu sprechen, trat sie an das Bett des Kranken. Es war unverkennbar ihre Absicht gewesen, ihn anzureden; aber Eckartstein hatte in dem Gespräch mit Helmuth den geringen Vorrat seiner Kräfte verausgabt. Mit geschlossenen Augen und mit den tiefen Atemzügen eines Schlummernden lag er da. Ein paar Sekunden lang blickte Elfriede starr auf ihn herab, dann wandte sie sich gegen Helmuth.

„War Ihr Onkel soeben bei Bewußtsein, als er zu Ihnen sprach?“

„Ohne Zweifel! — Es ist der etwas ungeregelte Gedankengang eines Kranken, der sich in seinen Aeußerungen kundgibt, aber sein Geist ist zu meiner namenlosen Freude ungetrübt.“

„Woraus schöpfen Sie diese Gewißheit?“

„Vor allem natürlich aus dem Umstande, daß er ganz zusammenhängend und vernünftig gesprochen hat. Aber selbst wenn er noch nicht im stande gewesen wäre,

die einzelnen Vorstellungen und Gedankenbilder scharf aus einander zu halten, würden mir schon seine Art, sich auszudrücken und der völlig unveränderte, ruhige Blick des Auges jene beglückende Zuversicht gegeben haben."

„Und diese Anzeichen — sie sollten wirklich untrüglich sein?"

„In diesem Falle — ja. Hörten Sie es denn nicht, wie ganz anders vor einigen Stunden die wenigen, überhasteten, abgebrochenen und schwer verständlichen Worte klangen, die mich allerdings den Anfang eines Deliriums befürchten ließen?"

„Aber vorhin — während Ihrer Abwesenheit — sprach Ihr Oheim zu mir mit demselben Ausdruck und mit demselben klaren Blick. Halten Sie es für möglich, daß er auch da bei voller Besinnung gewesen sei?"

„Ich zweifle nicht daran, obwohl ich ja den Inhalt seiner Aeußerungen nicht kenne."

„So werde ich Ihnen beweisen, daß Sie sich irren. Es ist kaum eine Stunde seit jenem ersten Erwachen vergangen, und doch hatte Ihr Oheim unverkennbar nicht mehr die geringste Erinnerung an das, was er mir vorhin gesagt. Vor einer Stunde noch hielt er sich für einen Sterbenden und jetzt äußerte er die Absicht, bei Tagesanbruch aufzustehen. Wie läßt sich das alles mit Ihrer Meinung von seinem Geisteszustande vereinigen?"

„Auf die natürlichste Art. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er auch seine letzten Reden vollständig ver-

gessen haben wird, wenn er aus diesem Schlummer erwacht. Nach einem so erschöpfenden Anfall ist darin durchaus nichts Wunderbares, und man darf die Gehirnfunktionen eines Schwerkranken selbstverständlich nicht nach denen eines Gesunden beurteilen. Von einem Delirium oder einer geistigen Störung aber kann erst dann die Rede sein, wenn sich Sinnestäuschungen und Halluzinationen einstellen oder wenn der Patient die Fähigkeit verliert, zwischen Erlebtem und Erträumtem zu unterscheiden."

„Dahin aber muß es mit Ihrem Oheim bereits gekommen sein. Bildete er sich denn nicht soeben ein, daß er früher einmal Forstassessor in Tönningsheide gewesen sei?"

„Warum nennen Sie das eine Einbildung? — Wissen Sie nicht, daß er in der That erst kurz vor seiner Verheiratung die Forstcarrière aufgegeben hat, um Landwirt zu werden? — Auch mit dem Namen, den er da nannte, hat es wohl seine Richtigkeit. Tönningsheide hieß, wenn ich nicht irre, die Oberförsterei, der er zuletzt zugeteilt war, ehe er sich entschloß, seinen Beruf zu wechseln."

Die großen, gespenstisch starren Augen des jungen Mädchens wandten sich ihm zu.

„Nein, das wußte ich nicht. — Und wann hat er sich dort aufgehalten?"

Helmuth mußte eine kleine Weile nachdenken.

„Ich bin darüber nicht genau unterrichtet. Mein Onkel sagte mir einmal, daß gerade diese Zeit seines

Lebens reich an herben Erfahrungen gewesen sei, und er liebte es darum nicht, von ihr zu sprechen. Da es aber nicht lange vor seiner Verheiratung gewesen sein kann, dürften meiner Schätzung nach wohl zwanzig oder einundzwanzig Jahre darüber vergangen sein."

Noch etwas weiteres wollte ihn Elfriede fragen; doch ihre Stimme versagte. Sie legte plötzlich ihre linke Hand über die Augen, während die rechte nach dem Bettpfosten wie nach einer Stütze griff. Ein konvulsivisches Zittern ging über ihren schlanken Leib, und sie wäre unfehlbar in der nächsten Minute zusammengebrochen, wenn nicht Helmuth, der die bedrohliche Schwäche kommen sah, aufgesprungen wäre und sie mit starkem Arm umfaßt hätte.

„Sie sind krank, Fräulein Elfriede," sagte er, sie in seiner Bestürzung zum erstenmal wieder mit ihrem Vornamen anredend. „Ich kann nicht zugeben, daß Sie noch länger hier bleiben. Erlauben Sie mir, Sie bis an Ihr Zimmer zu begleiten, denn Sie müssen sich auf der Stelle niederlegen."

Bebend und willenlos hatte sie für die Dauer weniger Sekunden in seinem Arm geruht. Nun aber machte sie sich heftig los und erwiderte in rasch hervorgestoßenen, rauh und hart klingenden Worten:

„Ja, Sie haben recht. Ich kann hier freilich nicht bleiben — jetzt nicht mehr. — Aber ich bedarf der Begleitung nicht. Den Weg, den ich zu gehen habe, finde ich wohl allein."

Sie war schon aus dem Zimmer, ehe er begriffen

hatte, was diese seltsame Antwort bedeuten solle, und ehe er dazu gekommen war, sie um eine Erklärung zu bitten. Er hatte längst aufgehört, ihr Benehmen zu verstehen, und er mußte wohl endlich die Hoffnung aufgeben, daß es ihm jemals gelingen werde, das Rätsel zu lösen, das Elfriede seit jenem Festabend umgab. Aber noch nie in seinem Leben war ihm eine Erkenntnis so schmerzlich gewesen wie diese; noch nie hatte er sich mit so schwerem Herzen für immer von einem holden Traume losgesagt als in dieser gramvollen, düster traurigen Nacht.

Zehntes Kapitel.

Der Regulator über ihrem kleinen Schreibtisch schlug neun, als Elfriede den Deckel des Koffers schloß, in den sie alle ihre Habseligkeiten eingepackt hatte. Es waren ihrer nicht allzu viel, und doch hatte sie einer Zeit von mehr als sechs Stunden bedurft, um diese Arbeit zu beenden. Aber sie war freilich oft lange regungslos in ihrer knieenden Stellung auf dem Fußboden verharrt, das geisterbleiche Antlitz in den Händen bergend oder mit ausdruckslosem Blick unverwandt vor sich hin ins Leere starrend. Noch immer war es ihr ja nicht völlig gelungen, das Fürchterliche zu fassen und es bis in seine letzten grausamen Konsequenzen auszudenken; noch immer erhoben sich in ihrem Herzen neue Zweifel an der Möglichkeit jenes Ungeheuerlichen, Grauenhaften, das da vor ihr aufgetaucht war wie ein gräßlicher Geisterspuk, das ihre Gedanken verwirrte und mit zerfleischenden Krallen in ihre junge Seele griff.

Aber wie ängstlich sie sich auch an jeden dieser Zweifel als an eine neu erwachende Hoffnung geklam=

mert haben mochte, vor der furchtbaren Unzweideutigkeit jener Selbstanklage waren sie doch zuletzt in nichts zerfallen, einer wie der andere. Und alles, was ihr bis dahin rätselhaft gewesen war in dem Benehmen Eckartsteins: seine unbegreifliche Großmut gegen sie und den Bruder, sein Verhalten bei dem ersten Besuch in Rolfs Atelier, sein Entsetzen bei der Erkenntnis, daß er ein glänzendes Fest veranstaltet habe gerade am Jahrestage seines Verbrechens — das alles fügte sich nun in ihrer Vorstellung an einander wie die zusammengehörigen Glieder einer einzigen Kette. Nein, es war nicht mehr möglich, an eine wahnwitzige Einbildung zu glauben, wo so viel Kundgebungen eines gepeinigten Gewissens für die Schuld des Mannes sprachen, der ihr sein angstvolles Geständnis gemacht, als er die Hand des Todes über seinem Haupte zu fühlen meinte. Er allein war der Mörder ihres unglücklichen Vaters. Und sie hatte unter seinem Dache gelebt, sie hatte sein Brot gegessen, hatte hundertmal seine Hand berührt — diese verbrecherische Hand, die ungestraft ein Menschenleben hatte vernichten dürfen! Zermalmend wälzte sich das Bewußtsein der ungeheuren Schmach über sie her. All die Verehrung, welche sie bis vor wenig Stunden für diesen Mann empfunden — jede dankbare und liebevolle Regung, die sein heuchlerischer Edelmut, seine scheinbare Uneigennützigkeit und Hochherzigkeit in ihr wachgerufen hatten, sie schienen ihr jetzt wie ebenso viele Verbrechen, deren sie selbst sich gegen das geheiligte Andenken des teuersten Menschen

schuldig gemacht, und sie wandelten sich in ein Gefühl des Hasses, vor dessen bis dahin ungekannter Wildheit sich ihre eigene Seele entsetzte.

Eine Stimme in ihrem Innern, die ihr wie die Stimme eines fremden Wesens war, schrie nach Rache. Während der letzten sechs Stunden hatte es Augenblicke gegeben, wo dies zarte, scheue Wesen ganz erfüllt war von einem leidenschaftlichen Verlangen, die Fenster ihres Stübchens aufzureißen und in die Nacht hinauszuschreien:

„Hier unter diesem Dache versteckt sich ein Mörder! — Reißt ihn aus den Kissen, damit noch vor seinem Tode die Schuld gesühnt werde, die er den Augen der Menschen zwanzig Jahre hindurch zu verbergen gewußt!"

Aber das waren freilich nur vorübergehende Augenblicke gewesen. Eine lähmende Mattigkeit war ihnen jedesmal gefolgt, ein Zustand der Erschöpfung, in welchem sie kaum noch etwas anderes fühlte als den Wunsch, zu sterben. Denn was auch immer auf diese schreckliche Entdeckung folgen mochte — unumstößlich gewiß war doch das eine, daß ihr Leben in dieser Stunde von Grund aus zerstört worden war und daß es für sie nach einer solchen Nacht keine Hoffnungen mehr gab auf irdisches Glück.

Wohl bemühte sie sich, zu einem klaren und festen Entschluß zu gelangen in Bezug auf das, was sie nun weiter zu thun habe. Aber es gab da eine Grenze, über die hinaus sie nicht kam, einen Punkt, an dem

sich ihre Gedanken verwirrten, und an dem sie mit Verzweiflung immer von neuem die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage erkannte. Was sie auch that, um ihrer kindlichen Pflicht zu genügen, stets war es das Verderben Eckartsteins, das sie damit herbeiführte, und das Verhängnis, das ihn ereilte, mußte mit zerschmetternder Wucht auch die Häupter derjenigen treffen, deren Schicksal unauflöslich mit dem seinigen verknüpft war. Sie dachte an die kranke, halb gebrochene Frau, deren Zimmer gerade unter dem ihrigen lag, sie dachte an die beiden ahnungslosen Mädchen, aber ungleich deutlicher noch als diese drei stand vor ihrer Seele das Bild des warmherzigen, ritterlichen Mannes, von dem sie wußte, daß er jenen Mörder wie einen Vater liebte. Weib und Kinder des Unglückseligen mochten den vernichtenden Schlag überstehen können — er aber würde ihn gewiß nicht verwinden. Und vor dieser Ueberzeugung brachen alle mühsam erkämpften Entschlüsse Elfriedens immer wieder zusammen.

Und doch mußte etwas geschehen. Sie hatte kein Recht, das schauerliche Geheimnis in ihrer Brust zu verschließen; denn sie verging sich damit ja nicht nur gegen die Toten, sondern auch gegen einen Lebenden, der ihrem Herzen näher sein mußte als alle jene anderen. Ihrem Bruder war sie unter allen Umständen die volle Wahrheit schuldig. Und wenn er als Ankläger auftreten wollte, damit die blutige Schuld ihre Sühne finde, so mußte sie sich der unerbittlichen Notwendigkeit in Ergebung beugen, ob auch der Schwert-

streich der rächenden Gerechtigkeit tief in ihre eigene Seele schnitt.

Unter solchem Kämpfen und Ringen hatte sie ihre Vorbereitungen zum Auszuge getroffen. Mit dem ersten Morgengrauen schon hatte sie das unselige Haus verlassen wollen, aber so widerwillig nur hatten ihr die ermatteten Glieder gehorcht, daß fahl und trübe der junge Tag heraufgezogen war, ehe sie ihr freudloses Werk vollbracht. Nun endlich standen Koffer und Schachteln bereit, so daß sie den ersten besten herschicken konnte, sie abzuholen, und nun endlich durfte sie gehen.

Sie netzte ihr Gesicht und ihre brennenden Augen mit kaltem Wasser — es war die einzige Wohlthat, die sie in diesem Hause noch annehmen durfte — drückte, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen, den Hut auf die reichen Flechten und zog den dunklen Schleier bis über das Kinn herab. Als sie die Thür ihres Zimmers öffnete, blieb sie wie angewurzelt stehen; denn in einer Entfernung von kaum zwei Schritten sah sie sich Nelly Eckartstein gegenüber. Das arme, junge Ding sah geradezu rührend aus mit seinem übernächtigen, verweinten Gesichtchen, und als sie sich jetzt laut aufschluchzend an die Brust Elfriedens warf, da hatte diese nicht Kraft genug, die Tochter des Mörders von sich zu stoßen.

„Ach, was für eine Nacht war das — was für eine schreckliche Nacht! — Eine zweite von dieser Art könnte ich sicherlich nicht überleben. Aber das Schlimmste

ist ja nun, Gott sei Dank, überstanden. Helmuth sagt, daß der Vater außer Gefahr sei, wenn er auch wohl noch ein paar Wochen lang wird das Bett hüten müssen. Ich habe einen Augenblick zu ihm hinein schauen dürfen. Er schläft ganz ruhig, aber er sieht so furchtbar elend aus. Mir zittern noch immer die Kniee, so habe ich mich über die Veränderung in seinem Gesicht erschrocken."

Sanft suchte sich Elfriede aus der Umarmung des jungen Mädchens zu befreien.

„Gehen Sie zu Ihrer Mutter, Fräulein Nelly — sie wird sich gewiß nach Ihnen sehnen."

„Vera erlaubt nicht, daß ich hinein komme. Sie sagt, ich könne mich zu wenig beherrschen. — Aber Sie sind ja in Hut und Mantel. Wollen Sie denn schon ausgehen?"

„Ja."

Die Kürze und Schärfe der Antwort machte Nelly betroffen.

„Gewiß wollen Sie ein wenig frische Luft schöpfen. Helmuth sagt, Sie hätten beinahe die ganze Nacht bei dem Vater gewacht und befänden sich gar nicht wohl. Darum hauptsächlich kam ich herauf. Aber ich habe auch noch eine Bestellung."

„Eine Bestellung — für mich?"

„Ja. Es ist jemand unten, der Sie sprechen möchte — der Assessor von Manstein."

Mit jenem instinktiven Ahnungsvermögen, das den Menschen oft gerade in Augenblicken gewaltiger seelischer

Erregung eigen ist, wußte Elfriede auf der Stelle, daß ihr eine neue Unglücksbotschaft bevorstand, und daß es nur Rolf sein konnte, auf den sie sich bezog. Sie drückte die Fingerspitzen in die Handflächen und warf den Kopf zurück, wie wenn sie dem mitleidlosen Schicksal Trotz bieten wollte.

„Wo ist der Assessor?" fragte sie hart, indem sie sich nach der Treppe wandte.

„Unten im Empfangssalon," erwiderte Nelly schüchtern. „Er entschuldigte sich sehr, daß er zu einer so unpassenden Stunde käme. Aber es sei eine wichtige Angelegenheit, die leider keinen Aufschub gestatte."

Ohne ihr zu antworten, eilte Elfriede die Stufen hinab. Nur mit einem Neigen des Hauptes begrüßte sie den jungen Mann, der sie in dem prächtigen Gemach erwartete, und sie schlug den Schleier nicht zurück, der ihm die Blässe ihres Antlitzes verbarg.

„Ich bitte um Verzeihung, Fräulein Hartmann," begann er in einem tiefernsten Ton, indem er befangen vor sich niederblickte, „nur ein außergewöhnlicher Anlaß —"

Aber sie fiel ihm in die Rede.

„Sie haben mir etwas von meinem Bruder zu sagen? — Ist ihm ein Unglück widerfahren?"

Verwundert sah er auf. Auch wenn er es noch versucht hätte, schonende Ausflüchte zu machen, würde sie die Bestätigung ihres Verdachts in seinen Augen gelesen haben.

„Man muß es wohl so nennen, obschon ja glücklicher-

weise kein Anlaß zu ernsten Befürchtungen vorhanden ist. Eine Verwundung, die nach ärztlicher Versicherung in einigen Wochen geheilt sein wird; — nur weil ich es für meine Pflicht hielt —"

„Eine Verwundung?" unterbrach ihn Elfriede. „Wie, um des Himmels willen, ist er dazu gekommen?"

Der Assessor hatte auf Grund ihrer ersten Anrede wohl vermutet, daß sie hinsichtlich des Zweikampfes nicht mehr ganz ahnungslos sei, und nun, da er diese Annahme als einen Irrtum erkannte, drehte er verlegen seinen Hut.

„Ich weiß in der That nicht, ob ich darüber bereits sprechen darf, mein Fräulein —"

Ein paar Sekunden lang sah ihn Elfriede verständnislos an, dann aber begriff sie alles.

„Ah, er hat sich also duellirt!" sagte sie bitter. „Wahrhaftig, er konnte mir seine brüderliche Liebe nicht besser an den Tag legen als durch einen solchen Knabenstreich."

„Zürnen Sie ihm nicht!" bat der Assessor mit Wärme. „Ich darf Ihnen aus bester Ueberzeugung versichern, daß er sich in einer Zwangslage befand und nicht anders handeln konnte, wenn er seine Ehre unangetastet erhalten wollte."

„Und wenn er gefallen wäre, hätte ich mich mit dem Bewußtsein trösten dürfen, daß seine Ehre unangetastet sei! Aber verzeihen Sie — ich weiß wohl, daß ein Mann dergleichen nicht versteht. Sagen Sie mir nur, wie es um ihn steht. Und aufrichtig! Sie

sehen ja, daß Ihre Neuigkeit mich nicht aus der Fassung gebracht hat."

Er war in der That insgeheim nicht wenig verwundert über ihre nach seiner Auffassung nahe an Gleichgiltigkeit streifende Ruhe. Daß ihm die Erfüllung seiner peinlichen Aufgabe so leicht gemacht werden würde, hatte er allerdings nicht erwartet.

„Ihr Bruder hat eine Verletzung des rechten Unterarmes davongetragen," sagte er. „Nur des verhältnismäßig bedeutenden Blutverlustes wegen und weil ihm dort schließlich doch eine sorgfältigere Behandlung zu teil werden kann, haben wir ihn zunächst ins Krankenhaus gebracht. Die Verwundung ist schmerzhaft; aber ich wiederhole, daß für sein Leben durchaus keine Gefahr besteht."

„Natürlich werde ich sogleich nach dem Krankenhause fahren. Man wird mir doch gestatten, ihn zu sehen?"

„Ohne Frage! — Und Sie erlauben mir vielleicht, daß ich Sie begleite. Der Wagen, in dem ich gekommen bin, hält noch vor dem Hause."

„Ich nehme den Wagen dankbar an, Herr Assessor! Auf die Begleitung aber, die Sie mir so freundlich anbieten, möchte ich verzichten. Ich finde die Ruhe, die man für einen Krankenbesuch braucht, wohl am ehesten wieder, wenn ich eine Weile mir selbst überlassen bin."

Er verbeugte sich und öffnete ihr die Thür, nach der sie sich gewendet hatte. Doch ehe sie hinausging, kehrte ihm Elfriede noch einmal ihr Antlitz zu.

„Ich vergaß Sie zu fragen, mit wem sich mein Bruder denn eigentlich geschlagen hat. Oder sind Sie etwa durch diese sogenannten Gesetze der Ehre verhindert, es mir zu sagen?“

Herr von Manstein machte eine bedauernde Bewegung mit den Schultern und schwieg.

„Sein Gegner war Doktor Gersdorf — nicht wahr? Ich habe ja seit langem die Abneigung bemerkt, die zwischen ihnen besteht.“

„Es ist allerdings ein Gesetz der Ehre, mein gnädiges Fräulein, den Namen des gegnerischen Duellanten zu verschweigen, bis er sich von selber gemeldet hat. Sie werden es also nicht für einen Mangel an freundschaftlichen Empfindungen halten, wenn auch ich genötigt bin, mich diesem Brauche zu fügen.“

Er folgte der Voranschreitenden, um sie wenigstens bis zum Wagen zu begleiten. In dem Vorzimmer, das sie passiren mußten, stand Nelly am Fenster und wandte ihnen, als sie vorübergingen, ihr betrübtes Kindergesichtchen zu. Sie hatte wohl auf ein liebevolles Wort oder auf einen freundlichen Blick von Elfriede gehofft, aber die Gesellschafterin ging mit abgekehrtem Antlitz vorüber, und nur der Assessor machte ihr eine höfliche, stumme Verbeugung.

Elftes Kapitel.

Man führte Elfriede auf ihren Wunsch sofort zu dem Oberarzt des Krankenhauses, der eben von seinem ersten Rundgang durch die einzelnen Stationen in das Sprechzimmer zurückkam. Es war ein ernster, graubärtiger Herr mit wohlwollendem Gesicht und klugen, scharfblickenden Augen. Sobald ihm die Besucherin ihren Namen genannt hatte, nötigte er sie durch eine freundliche Handbewegung, sich zu setzen.

„Sie wünschen Ihren Bruder zu sprechen; aber das ist augenblicklich nicht möglich. Der starke Blutverlust hat ihn erschöpft und er ist gleich nach der ziemlich schmerzhaften Prozedur des Verbindens in einen Schlaf gefallen, den wir unter keinen Umständen stören dürfen. Ich hoffe, daß ein paar Stunden vergehen werden, bevor er erwacht.“

„Und sein Zustand ist wirklich nicht besorgniserregend, Herr Professor?“

„Nun, die Wunde ist ja nicht gerade leicht, mein liebes Fräulein! Die Kugel hat ihm das rechte Handgelenk vollständig zerschmettert. Aber er hat, wie es

scheint, eine gute Konstitution, und es ist darum vorläufig kein Grund vorhanden, ernstere Befürchtungen zu hegen."

Die scheinbare Fassung des jungen Mädchens hatte den Arzt wohl dazu verführt, sich etwas rückhaltloser zu äußern, als er es sonst den weiblichen Angehörigen eines Patienten gegenüber zu thun pflegte. Da er aber sah, wie sie zusammenzuckte und unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen fuhr, bemühte er sich nach Kräften, seine Uebereilung wieder gut zu machen.

„Uebrigens mag auch das, was ich da von der Art der Verletzung sagte, schrecklicher klingen als es in Wirklichkeit ist. Ohne einige schmerzhafte Tage wird es ja nicht abgehen; aber daran stirbt man nicht, und wir flicken Ihnen den Bruder schon wieder zurecht."

„Und Sie glauben, daß es nötig sei, ihn im Krankenhause zu behalten?"

„Vorläufig — ja. Es könnte sich bei aller Vorsicht doch etwas Wundfieber einstellen, und er würde anderswo auch wohl kaum eine so sorgfältige Pflege haben."

„Gibt es gar keine Möglichkeit, Herr Professor, daß ich hier bei ihm bleiben könnte?"

Sie fragte das in so innig bittendem Tone, daß er nicht das Herz hatte, ihr eine abschlägige Antwort zu geben.

„Wenn Sie sich mit einem etwas dürftigen Nachtquartier begnügen wollen, ließe sich's wohl machen. Wir haben Ihren Bruder in einem Zimmer der ersten

Klasse untergebracht, und das Kämmerchen, das ich Ihnen überlassen könnte, liegt unmittelbar daneben. Es wurde früher als Badestube benützt, und für die Aufstellung einer Lagerstätte bietet es wohl gerade Raum genug."

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für Ihre Freundlichkeit. Und ich darf also gleich dableiben?"

„Wenn Ihnen daran gelegen ist — gewiß! — Aber Sie werden sich doch wohl einige Sachen hierher kommen lassen müssen, mein liebes Fräulein."

„Ich werde es sogleich veranlassen, wenn mir die Möglichkeit geboten werden kann, irgendwo eine Zeile zu schreiben."

Der Oberarzt klingelte und erteilte dem eintretenden Wärter die nötigen Weisungen. Elfriede wurde in ein Zimmer geführt, das die jungen Assistenzärzte gewöhnlich für die Erledigung ihrer Korrespondenzen benützten. Da fand sie alles, was für die Abfassung eines Briefes erforderlich war, und sie schrieb mit raschen Federzügen das kurze Billet, das der Familie Eckartstein von ihrem Entschlusse, nicht wieder in das Haus zurückzukehren, Kenntnis geben sollte. Sie hatte es nach flüchtigem Bedenken an Vera adressirt und hatte ihm eine ganz knappe und förmliche Fassung gegeben. Um beständig in der Nähe ihres schwer erkrankten Bruders zu sein, habe sie sich entschlossen, im Krankenhause zu bleiben, und man möge die Güte haben, ihr durch einen Dienstmann die Sachen zu übersenden, die fertig gepackt in ihrem Zimmer ständen.

Weder einen Gruß noch einen Wunsch für die Patienten im Eckartsteinschen Hause fügte sie hinzu. Wie auch immer sich Vera diese scheinbare Unhöflichkeit und Kälte deuten mochte, sie war entschlossen, sich den Angehörigen Eckartsteins gegenüber keiner heuchlerischen Unwahrhaftigkeit mehr schuldig zu machen.

Als sie den Brief zur Beförderung aufgab, hatte Elfriede eine Empfindung, als ob nun alles hinter ihr abgebrochen sei, was sie mit dem sonnigen Leben verbunden hatte. Jetzt erst thaten sich die dunklen Pforten der unbekannten Zukunft vor ihr auf, jener Zukunft, von der sie mit voller Sicherheit nur das eine wußte, daß sie keine Hoffnung auf Glück, keinen Lichtstrahl der Freude mehr in ihren geheimnisvollen Tiefen barg.

Man zeigte ihr das winzige Stübchen neben dem Zimmer des Bruders, und auf ihre Bitte gestattete man ihr auch, bei dem Schlafenden einzutreten.

Elfriede war auf Schlimmeres vorbereitet gewesen als sich ihr hier beim ersten Blick darbot. Rolf war nur um ein Geringes bleicher als sonst, und seine Züge waren die eines ruhig und schmerzlos Schlummernden. Ohne den Verband, der seinen Arm einhüllte, würde man ihn kaum für einen Kranken gehalten haben.

Das junge Mädchen ließ sich geräuschlos neben dem Lager nieder, um geduldig auf den Augenblick seines Erwachens zu harren. Aber in dieser unbehaglichen Situation, die ihr aus Rücksicht auf den Schlaf des Verwundeten jede Bewegung verbot, wurde sie doch allgemach von der bleiernen Mattigkeit überwältigt,

die ihr schon seit langem in allen Gliedern lag. Während der letzten achtundzwanzig Stunden hatte sie die Augen nicht mehr zum Schlummer geschlossen, und auf die furchtbare Erregung aller Nerven folgte nun die unvermeidliche Reaktion. Sie kämpfte wohl noch eine Weile gegen diese Müdigkeit; aber die schweren, brennenden Lider sanken endlich herab, als wären sie ihr von unsichtbaren Händen zugedrückt worden, und sie vergaß wenigstens auf eine kurze Zeit die traurige Wirklichkeit in tiefem, traumlosem Schlaf.

Die Sonne hatte ihre Mittagshöhe längst überschritten, als Elfriede verwirrt emporfuhr. Nur eines geringfügigen Geräusches, eines tiefen, schmerzlichen Atemzuges hatte es bedurft, sie zu wecken, aber sie brauchte wohl eine Minute, um ihre Umgebung zu erkennen und sich auf die Ereignisse zu besinnen, die sie hierher geführt hatten.

Eine zärtlich klingende Stimme nannte leise ihren Namen, und sie sah in die geöffneten Augen ihres Bruders, die mit warm leuchtendem, liebevollem Blick auf sie gerichtet waren.

„Elfriede — meine gute, treue Elfriede — Du willst mich also doch nicht verlassen, obwohl ich Dir einen so bitteren Kummer bereiten mußte?“

Sie beugte sich über ihn und legte ihre weiche Hand auf seine Stirn.

„Sprich jetzt nicht davon, Rolf! — Wir wollen ein anderesmal untersuchen, ob es denn wirklich sein mußte. Jetzt kommt es ja nur darauf an, daß Du

mir recht bald heil und gesund zurückgegeben wirst. — Gewiß leidest Du große Schmerzen, Du Armer!"

Sie hatte das verräterische Zucken um seine Mundwinkel bemerkt; aber er zwang sich heldenmütig zu einem Lächeln.

„O, es läßt sich ertragen, zumal seit ich Dich an meiner Seite weiß. Ich wollte, Du könntest immer bei mir sein, meine liebe, barmherzige Elfe!"

„Ich gehe auch nicht wieder fort. Man hat mir auf meine Bitte gestattet, vorläufig im Krankenhause zu bleiben."

Nun leuchtete es wirklich wie heller Sonnenschein über sein Gesicht.

„Wirklich? Ah, wie gut Du doch bist! — Aber was werden sie bei den Eckartsteins dazu sagen? Gewiß wird man Dich dort nur sehr ungern entbehren."

Ein bitteres, heftiges Wort wollte sich ihr auf die Lippen drängen, aber sie dachte noch zur rechten Zeit an den Zustand des Bruders, und es blieb ungesprochen.

„Meine schwesterliche Pflicht muß jeder andern vorangehen," sagte sie nur. „Ich würde niemand gestattet haben, mich in ihrer Erfüllung zu hindern."

Die Wärterin trat ein, um dem Patienten einige leichte Stärkungsmittel zu bringen. Auch für Elfriede kam bald nachher das einfache Mittagsmahl aus der Krankenhausküche, und obwohl es sie trotz ihres langen Fastens große Ueberwindung kostete, etwas zu genießen, zwang sie sich doch dazu um des Bruders willen, der

schon eine besorgte Frage wegen ihres angegriffenen Aussehens an sie gerichtet hatte.

„Der Arzt läßt Sie bitten, sich recht ruhig zu verhalten," sagte die Diakonissin zu Rolf. „Jede Anstrengung oder Aufregung könnte den Eintritt des Wundfiebers begünstigen, wie er meint."

Die Mahnung war wohl noch mehr für Elfriede als für den Patienten bestimmt gewesen, und sie war nicht in den Wind gesprochen; denn als Rolf nach einer Weile von neuem den Versuch machte, etwas wie eine Rechtfertigung vorzubringen, wehrte ihm seine Schwester mit freundlicher Entschiedenheit ab.

„Ich glaube ja gern, daß Du Deiner Ueberzeugung nach nicht anders handeln konntest," versicherte sie herzlich, „weshalb also sollen wir jetzt noch erörtern, was doch nicht mehr zu ändern ist!"

Er suchte mit seiner gesunden Linken ihre schlanken Finger und drückte sie voll dankbarer Wärme. Sie sprachen während der nächsten Viertelstunden nur wenig; denn es wurde Rolf doch immer schwerer, zu verbergen, wie qualvolle Schmerzen ihm seine Wunde verursachte. Als sie vorübergehend ein wenig nachzulassen schienen, äußerte er:

„Das fatalste bei der Geschichte ist, daß es gerade der rechte Arm sein mußte. Gestern nachmittag habe ich meine Tullia von der Ausstellung zurückbekommen, und ich brenne natürlich vor Verlangen, die Aenderungen vorzunehmen, die ich Eckartstein verheißen habe. Es wird ein ganz anderes Bild werden — ihr sollt euer

blaues Wunder daran erleben. Nun wissen aber allein die ewigen Götter, wann ich im stande sein werde, dies Schmerzenskind aus seiner Kiste zu nehmen.“

Elfriede hatte die Empfindung, als ob er den Namen Eckartsteins immer mit einem ganz besonderen Klange von Liebe und Verehrung ausspräche, und wenn sie sich auch selber sagte, daß das vielleicht nur eine Täuschung sei, so fühlte sie doch jedesmal, wenn der unglückselige Name über seine Lippen kam, einen Stich im Herzen.

„Du solltest Dir darum wirklich heute noch keine Sorge machen,“ erwiderte sie ausweichend. „Die Ungeduld wäre ja gewiß kein Mittel, Deine Genesung zu beschleunigen.“

Später kam der Oberarzt, um selber nach dem Verwundeten zu sehen. Da eine nennenswerte Steigerung der Körpertemperatur nicht vorhanden war, fand er seinen Zustand befriedigend.

„Am Abend wird Ihnen Doktor Werner eine kleine Morphiumeinspritzung machen, damit die Schmerzen Sie nicht um Ihre Nachtruhe bringen. Weiter ist vorläufig nichts nötig. — Uebrigens — fühlen Sie sich wohl darnach aufgelegt, einen kurzen Besuch zu empfangen?“

„Ist denn jemand da, der mich besuchen möchte, Herr Professor?“

„Ja — eine Dame, die sehr beweglich um Zulassung gebeten hat. Ihren Namen kann ich allerdings nicht verraten, denn sie hat ihn mir nicht genannt.“

Elfriede, die sich in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatte, machte eine rasche Bewegung, als ob sie vortreten und gegen die Gestattung dieses Besuches Einspruch erheben wollte. Aber es war zu spät, denn schon hatte Rolf, von einer beglückenden Ahnung erfüllt, durch seinen freudigen Ausruf ihre Absicht vereitelt.

„Lassen Sie die Dame herein, Herr Professor! — Ich bin sicher, daß dieser Besuch mir keinen Schaden bringen wird.“

Lächelnd drohte ihm der Oberarzt mit dem Finger.

„Aber ich gestatte höchstens zehn Minuten und ich nehme an, daß Sie vernünftig genug sein werden, junger Freund, sich auch während dieser kurzen Zeit nicht für einen Gesunden zu halten. Doktor Werner soll mir später getreulich Bericht erstatten, wie er Sie gefunden hat.“

„Rolf, ich beschwöre Dich —“ begann Elfriede hastig, als der Professor hinaus war; aber es hatte bei diesem Anfang ihrer Beschwörung sein Bewenden, denn sie hätte nichts Weiteres mehr hinzufügen können, ohne auch von der Besucherin gehört zu werden. Einen Augenblick war Nelly Eckartstein in der Thür stehen geblieben, glühend vor Aufregung und Befangenheit, dann aber, als ihr von der Lagerstätte des Kranken her mit einem Ausdruck jubelnder Zärtlichkeit ihr Name entgegentönte, hob sie das verlegen gesenkte Köpfchen und eilte mit einem Schluchzen, das eine seltsame Mischung von Weinen und Lachen war, auf den Verwundeten zu.

„Sie müssen nicht schlecht von mir denken, weil ich allein und heimlich hergekommen bin. Aber ich konnte es zu Haus nicht mehr aushalten in dieser namenlosen Angst.“

Rolf streckte ihr seine gesunde Hand entgegen und zog das feine, warme Kinderhändchen, das sich da hinein schmiegte, überglücklich an seine Lippen.

„Nelly — meine teure, geliebte Nelly!“ flüsterte er. „Wie soll ich es anfangen, Dir für Deinen tapferen Entschluß zu danken!“

Sie hatte sich auf den Stuhl neben seinem Bett niedergelassen und sah unter Thränen lächelnd auf ihn herab. Es fiel ihr nicht ein, ihm ihre Hand zu entziehen, und das vertrauliche Du, dessen er sich in der ersten stürmischen Freudenwallung bedient hatte, mußte ihr wohl sehr wenig mißfallen haben, da sie es sich ohne viele Bedenken ebenfalls aneignete.

„Ach, Du weißt nicht, Rolf, was für schreckliche Stunden ich Deinetwegen durchlebt habe. Schon seit dem Morgen, wo der Assessor von Manstein dagewesen war, hatte ich so eine unbestimmte, bedrückende Ahnung — und als dann der Brief Deiner Schwester kam mit der Nachricht, daß sie nicht zurückkehren werde, weil sie bei Dir im Krankenhause bleiben müsse, da war mir's gerade, als wenn — nein, ich kann Dir's nicht schildern, wie mir da gewesen ist, Rolf! Der Vater und die Mutter durften natürlich gar nichts davon wissen. Sie sind noch immer viel zu leidend, als daß ihnen eine neue Aufregung zugemutet werden könnte —“

„Wie? Deine Eltern sind krank?“ unterbrach sie der junge Maler erstaunt. „Aber davon hat mir Elfriede ja bis jetzt nicht ein einziges Wort gesagt.“

„O, mein Gott — und es war also gewiß recht ungeschickt, daß ich so damit herausfuhr. Es ist aber wahrhaftig nicht die allergeringste Gefahr mehr vorhanden.“

„So hat eine solche Gefahr überhaupt bestanden? Was, um Gottes willen, ist denn eigentlich geschehen?“

„Der Vater bekam gestern einen von den Anfällen, die er schon früher manchmal gehabt — vor vielen Jahren, als ich noch ein ganz kleines Mädchen war. Aber es war nie so schlimm gewesen als diesmal. Und es muß ganz plötzlich gekommen sein, ohne alle vorherigen Anzeichen, denn eine Stunde, ehe ihn Helmuth bewußtlos auf der Erde fand, hatte er noch in voller Gesundheit mit mir gesprochen. Und er war so gut gegen mich gewesen, so himmlisch gut.“

Das selige Leuchten, das dabei in ihren braunen Augen war, rief eine glückliche Hoffnung in seinem Herzen wach.

„Wovon hatte er mit Dir gesprochen, Nelly?“ fragte er etwas zaghaft. „Doch nicht von — von unserer Liebe?“

Die purpurne Glut flammte wieder bis in die Stirn hinauf über ihr reizendes Gesichtchen. Sie beugte sich noch tiefer zu dem Maler herab und hauchte ihm ins Ohr:

„Ich sollte es noch nicht sagen; aber nun ist ja

alles so ganz anders gekommen, als wir's erwarten konnten. — Ja, ich habe es ihm gestanden und er wird uns seinen Segen geben, ganz gewiß, er wird es thun."

Dem jungen Künstler stieg es heiß in die Augen. Ein unnennbares Glücksgefühl weitete seine Brust, und doch hatte er dem grausamen Geschick, das ihn hier wie einen ohnmächtigen Gefangenen an das Leidenslager fesselte, während des ganzen schmerzenreichen Tages nicht so bitter gegrollt als in diesem Augenblick.

„Mein tapferes, großherziges Lieb! Und jetzt, wo ich meine ganze Kraft daran setzen möchte, mir mein Glück zu verdienen, jetzt muß ich hier als ein jämmerlicher —"

Eine weiche Hand legte sich sanft auf seinen Mund.

„Still! Du sollst jetzt mit niemand hadern, weder mit Dir selbst noch mit dem Schicksal. Alle diese Leiden werden ja bald vorüber gehen und dann werden wir so vergnügt sein — ach, so vergnügt."

Dabei zitterten auch an ihren Wimpern, ohne daß sie es wußte, zwei große Thränen. Wie gerne hätte Rolf sie dort weggeküßt! Aber die Vorrichtung, die man an dem Bett angebracht hatte, um den zerschossenen Arm unverrückbar in der nämlichen Lage festzuhalten, machte es ihm unmöglich, sich auch nur aufzurichten.

„Ja, das wollen wir," sagte er, indem er sich zu einem heiteren Lächeln zwang und liebkosend das rundliche Händchen streichelte. „Und zehnfach will ich nachholen, was ich jetzt wider meinen Willen versäumen

muß. Ich kann Dir ja keine Schätze bieten; aber Du sollst Dich doch auch des Mannes nicht zu schämen haben, den Du mit Deiner Liebe beglückt hast, ohne ihn erst nach seinen Verdiensten zu fragen."

Nelly zögerte erst, ihm zu antworten. Es war, als ob irgend ein Geständnis, das sich heiß aus dem Herzen drängte, ihr nicht recht über die Lippen wolle. Plötzlich aber neigte sich das holde Köpfchen so tief herab, daß ihn der warme Hauch ihres Atems streifte, und wie eine süße Elfenmusik klang es ihm ins Ohr:

„Ich würde Dich doch lieb haben, Rolf, auch wenn Du nicht ein großer Künstler wärest."

Zum erstenmal fanden sich ihre Lippen. Reiner und unschuldiger aber war sicherlich nie ein Kuß zwischen zwei jungen Menschenkindern gewesen, die sich mit der ganzen Inbrunst ihrer glückdurstenden Herzen liebten.

„Die zehn Minuten, die der Professor Dir bewilligt hat, sind vorüber, Rolf! Vergib, wenn ich es für meine Pflicht halte, Dich daran zu erinnern."

Kalt und ernüchternd, wie ein eisiges Sturzbad, waren diese herb klingenden Worte Elfriedens in die weltvergessene Seligkeit der Liebenden gefallen. Nelly hatte sich rasch aufgerichtet und ihr Antlitz schien mit Blut übergossen. Sie hatte es, ebenso wie der junge Maler, ja schon längst vollständig vergessen, daß sie nicht allein mit einander waren, und nun schlug sie vor dem marmorstrengen, fast düsteren Antlitz El-

friedens in höchster Scham und Verwirrung die Augen nieder.

„Ist es denn wirklich schon so weit?“ fragte Rolf mit schmerzlichem Vorwurf. „Und müssen mir die Minuten des Glückes zugezählt werden, als wäre eine, die darüber ist, schon hinreichend, mich umzubringen?“

„Frage darnach den Arzt, der diese Vorschrift gegeben hat. Ich muß mich darauf beschränken, seinen Befehlen Geltung zu verschaffen. Und ich vermute außerdem, daß man in Fräulein Eckartsteins Elternhaus um ihren Verbleib besorgt sein wird.“

Nelly hatte ihre erste Bestürzung überwunden. Sie ging auf Elfriede zu und sah in rührender Bitte zu ihr auf.

„Warum sind Sie seit diesem Morgen so ganz anders gegen mich als bisher? Warum nennen Sie mich jetzt plötzlich Fräulein Eckartstein und nicht Nelly wie sonst? Habe ich Ihnen denn etwas zu leid gethan?“

Wieder wie in jenem Augenblick am Morgen, da ihr dies kindliche Geschöpf in seiner ahnungslosen Unschuld entgegen getreten war, fühlte Elfriede eine Anwandlung weichherzigen Mitleids. Aber sie behielt das Bewußtsein, daß sie ihr nach der erschreckenden Wahrnehmung dieser letzten Minuten nicht mehr nachgeben dürfe, und sie nahm all ihre Kraft zusammen, um fest und hart zu bleiben.

„Fragen Sie mich nicht!“ sagte sie. „Ich bin hier

nichts als eine Krankenpflegerin, und es geschieht einzig im Interesse meines Bruders, wenn ich Sie bitte, jetzt zu gehen."

Unverkennbar in tiefster Seele verwundet durch diese schroffe Zurückweisung, gehorchte Nelly dem Befehl, der ihr in so grausam unzweideutigen Worten zu teil geworden war.

„Auf Wiedersehen, mein süßes Lieb!" rief ihr Rolf nach, als sie der Thüre zuschritt. Aber sie wagte es nicht mehr, ihm anders als durch einen langen Blick voll schmerzlicher Sehnsucht und hingebender Zärtlichkeit Antwort zu geben.

„Warum bist Du so unfreundlich gegen sie gewesen?" sagte Rolf, sobald er mit seiner Schwester allein war, und der Unmut, den ihr Benehmen in ihm erzeugt hatte, klang deutlich aus dem Ton seiner Frage. „Zürnst Du mir etwa, daß ich Dich nicht schon früher zur Mitwisserin unseres Geheimnisses gemacht? Denn ich kann doch wahrhaftig nicht annehmen, daß Du mir vielleicht gar mein Glück mißgönnst."

Elfriede war so weit zurückgetreten, daß er sie nicht sehen konnte, wie verdrießlich ihm auch offenbar die Unmöglichkeit war, in ihren Zügen zu lesen. War sie doch kaum mehr im stande, sich zu beherrschen, und fühlte sie sich doch kaum noch stark genug, die Last dieser ungeheuren Verantwortung zu tragen, die sie aus liebevoller Rücksicht auf seinen Zustand durch ihr Schweigen auf sich genommen hatte und die sie angesichts dieser letzten Entdeckung vollends zu erdrücken drohte. Vor

einer Stunde noch hätte sie ihm vielleicht alles offenbaren können; jetzt aber durfte sie nicht reden, wenn sie ihn nicht töten wollte. Denn das, was er da aus ihrem Munde erfahren mußte, war unter solchen Umständen fast zu furchtbar für einen Gesunden; wie hätte sie annehmen dürfen, daß der Kranke im stande sein würde, es zu ertragen!

„Nein, Rolf," sagte sie leise. „Ich gönne Dir von Herzen alle Glückseligkeit, die einem Menschen zu teil werden kann. Und ich bin Dir auch nicht böse wegen Deines Schweigens. Aber Du mußt mich jetzt nicht nach diesen Dingen fragen. Wir beide wollen vorerst an nichts anderes denken als an Deine Genesung, und wenn Du gesund bist, werde ich Dir bereitwillig Rede stehen auf jeden Vorwurf, den Du gegen mich erheben kannst."

Die Antwort befriedigte ihn augenscheinlich sehr wenig, aber im Bewußtsein seiner Ohnmacht und in einem neuen Anfall wütender Schmerzen biß er die Zähne zusammen und schwieg. Je tiefer der Abend herabsank, desto heftiger wurden die Qualen, die seine Wunde ihm bereitete, und als endlich der junge Assistenzarzt erschien, hatte er nicht mehr, wie vorhin dem Professor gegenüber, die Kraft, mit einem Lächeln von seinen Leiden zu sprechen.

Das wunderthätige Morphium erst brachte ihm Linderung und Schlaf. Auf das Zureden der Diakonissin, die ihr versprach, sie zu wecken, wenn sich etwas Bedrohliches ereignen sollte, zog sich Elfriede, zum

Tode erschöpft, in ihr winziges Kämmerchen neben dem Krankenzimmer zurück. Aber noch lange stand sie neben der eisernen Bettstätte, ehe sie sich zu entkleiden begann, und in ihrem Herzen schrie es verzweiflungsvoll:

„Herrgott im Himmel, zeige mir den Weg, den ich zu gehen habe, denn mein armseliger Menschenverstand vermag ihn nicht mehr zu finden!“

Zwölftes Kapitel.

In der Thür der elterlichen Wohnung traf Nelly bei ihrer Heimkehr mit einem Manne zusammen, der das Aussehen eines Hotel-Kommissionärs hatte und der auf Befragen erklärte, eine wichtige Bestellung an den Hausherrn zu haben.

„Mein Vater ist krank," sagte das junge Mädchen, „und er kann niemand empfangen. Wenn Sie Ihren Auftrag nur ihm selbst ausrichten können, werden Sie sich also an einem der nächsten Tage wieder hierher bemühen müssen."

Der Mann war in offenbarer Verlegenheit, wie er sich bei dieser unvorhergesehenen Sachlage verhalten solle; nach einigem Bedenken aber zog er einen versiegelten Brief aus der Tasche, um ihn Nelly zu überreichen.

„Ich sollte das Schreiben Herrn Eckartstein allerdings nur zu eigenen Händen übergeben, aber wenn es so steht, möchte ich doch wohl das gnädige Fräulein bitten, es an meiner Stelle zu thun. Der Herr, der mir den Brief gegeben hat, ist bereits abgereist, und

es könnte ja möglicherweise etwas darin stehen, das keine Verzögerung duldet."

Nelly fragte ihn nicht, wer dieser Herr gewesen sei, denn sie war zu wohlerzogen, um in Bezug auf Dinge, die ihren Vater betrafen, eine ungehörige Neugier an den Tag zu legen. Aber als sie den Boten verabschiedet hatte, konnte sie sich doch nicht enthalten, das Billet etwas näher zu betrachten. Es trug in steilen, eckigen Schriftzügen den Namen ihres Vaters und darüber die dick unterstrichenen Worte: „Privatim! Zu eigenen Händen!" Das rote Siegel, welches dem ganzen Briefe ein etwas altmodisches Aussehen gab, zeigte einen undeutlichen Wappenabdruck, der wohl mit Hilfe eines Siegelringes hergestellt sein mochte; sonst aber fand sich nirgends ein Zeichen, das einen Schluß auf die Person des Schreibers gestattet hätte.

Nachdem sie im Vorzimmer rasch Hut und Mantel abgelegt hatte, ging Nelly behutsam auf den Fußspitzen bis an die Thür des Gemaches, in welchem sich ihr Vater befand. Sie lauschte und hörte Helmuth mit lauter Stimme einige heiter klingende Worte sagen, die nur an den Kranken gerichtet sein konnten. Da faßte sie sich ein Herz und trat leise ein.

Eckartstein mochte soeben erst aus seinem langen Schlummer erwacht sein, denn er hatte die Hand an die Stirn gelegt wie jemand, der sich nach wirren und lebhaften Träumen auf die Wirklichkeit zu besinnen sucht. Er sah sehr krank und abgespannt aus. Seine

Gesichtszüge waren schlaff geworden, wie die eines Greises. Als er Nelly gewahrte, runzelte er die Stirn, und es hatte ganz den Anschein, daß er sie sogleich wieder hinaus schicken wollte. Da aber erblickte er, noch ehe sie ein Wort gesprochen hatte, den Brief in ihrer Hand und streckte hastig den Arm gegen sie aus.

„Was ist das? Ein Brief für mich? Von wem kommt er? Wer hat ihn Dir gegeben?“

Es war eine unverkennbare Erregung in seinen raschen Fragen. Der junge Arzt machte ein ernstes Gesicht und Nelly zweifelte nicht, daß sie schon wieder eine große Ungeschicklichkeit begangen habe. Aber es war nun freilich zu spät, etwas daran zu ändern, denn jeder Versuch, ihm das Billet vorzuenthalten, würde die Aufregung und Unruhe des Patienten natürlich nur gesteigert haben. So zog sie es denn vor, bei der Wahrheit zu bleiben, und berichtete beklommen von dem Gespräch, das sie soeben draußen mit dem Hotel-Kommissionär geführt hatte.

Sobald er den Wappenabdruck angesehen, hörte Eckartstein nicht mehr auf das, was sie sagte. Er winkte ihr ungeduldig, zu schweigen, und begann mit zitternden Fingern den Umschlag zu lösen. Helmuth, der ihn sehr aufmerksam beobachtete, war leise an seine Seite getreten; aber der Kranke hatte seine Annäherung doch wahrgenommen, und nun wandte er sich gegen ihn mit einer Unfreundlichkeit, die sonst niemals in seinem Wesen war:

„Hältst Du mich denn für einen Sterbenden, dem

irgend ein gleichgiltiger Brief vollends den Garaus machen könnte? Noch vor fünf Minuten sagtest Du mir doch, ich sei bis auf meine Schwäche wieder ganz gesund — und wenn mich irgend etwas von neuem krank machen könnte, so wäre es diese Bevormundung aus übertriebener Aengstlichkeit.“

Ohne ein Wort zu erwidern zog sich Helmuth bis an das Fenster zurück, indem er Nelly durch ein Zeichen aufforderte, dasselbe zu thun. Erst als er sich mit einem mißtrauischen Blick überzeugt hatte, daß sie beide auf die Straße hinab sahen, nahm Eckartstein den Brief aus dem Umschlage und begann zu lesen.

Das Schreiben zeigte keine Anredeformel. Es war nur kurz und lautete:

„Nachdem ich Dich gestern abend bis neun Uhr vergebens erwartet hatte, habe ich, wie es Dir angekündigt war, meinem Sohne alles gesagt. Er war sehr überrascht, wie Du Dir denken kannst; aber Du hast nichts zu fürchten: er wird schweigen. Wir sind keine Denunzianten, und Du magst die alte Geschichte auch weiter mit Deinem eigenen Gewissen abmachen, wie es Dir bis jetzt so ausgezeichnet gelungen ist. Mein Sohn hat sich an diesem Morgen seine Genugthuung für die erlittene Beleidigung genommen und es ist ihm wie mir nunmehr höchst gleichgiltig, ob der von seiner Kugel gezeichnete Pinselheld Dein Schwiegersohn wird oder nicht. Ich schreibe Dir das im Augenblick der Abreise zu Deiner Beruhigung, denn ich habe kein Interesse daran, Deine Angst zu verlängern.

„Daß wir einander von nun an Fremde sind, bedarf wohl kaum noch ausdrücklicher Erwähnung.

G."

Den halb zerknitterten Brief in die gefalteten Hände pressend, ließ Eckartstein den Kopf in das Kissen zurück sinken. Ein tiefes Aufatmen, als sei plötzlich eine erstickende Last von ihm hinweg gewälzt worden, hob seine Brust, die unnatürliche Spannung seiner Züge löste sich zu einem Ausdruck fast heiteren Friedens und Minuten lang lag er regungslos da, wie wenn er die Wonne dieser Befreiung von einer geistzerrüttenden Furcht bis zum Grunde auskosten wolle, ehe er irgend einen andern Eindruck auf sich wirken ließ.

Dann wandte er langsam das Haupt, und als er die beiden noch immer angelegentlich durch das Fenster blicken sah, sagte er in ganz verändertem, weichem und innigem Tone:

„Helmuth, mein lieber Junge, komme doch einmal her zu mir!"

Der Arzt folgte auf der Stelle seinem Ruf. Nicht der leiseste Schatten gereizter Empfindlichkeit war in seinem schönen Gesicht.

„Kann ich Dir mit irgend etwas dienen, liebster Onkel?"

„Ja, ich habe eine Bitte. Wirf dies Blatt hier ins Ofenfeuer und sieh zu, daß es gut verbrennt. Da den Umschlag auch. Ich möchte durch nichts mehr daran erinnert werden, daß dieser Brief jemals in der Welt vorhanden war."

Ohne das leiseste Befremden zu zeigen, erfüllte der Doktor seinen Wunsch.

„Der ist besorgt und aufgehoben," deklamirte er, als sich das rasch aufflammende Papier vor den Augen des Kranken in ein luftiges Gebilde von knisternder schwarzer Asche verwandelt hatte. „Sein Anblick wird Dich gewiß nicht mehr ärgern."

„Und Du bist mir nicht böse, mein Junge? Am Ende hast Du wirklich was Besseres um mich verdient, als daß ich Dich nun noch obendrein mit verdrießlichen Krankenlaunen quäle."

Helmuth zeigte ihm ein gewinnendes Lächeln von heiterster Unbefangenheit.

„Aber, Onkel! Ein Arzt, der in seinem Beruf empfindlich sein wollte, wäre ja wie ein Kapitän, der das Wasserfahren nicht vertragen kann. Dabei möchten schöne Dinge heraus kommen. Ein Patient mag mir meinetwegen die Arzneiflasche an den Kopf werfen; wenn er nur darüber gesund wird, nehme ich's ihm gewiß nicht übel."

Mit einem stolzen und glücklichen Blick sah Eckartstein zu ihm auf. Dann aber legte sich plötzlich wieder eine Wolke über seine Stirn. Etwas, das ihm in der Freude über seine Erlösung ganz entfallen war, mußte sich plötzlich wieder in seine Gedanken gedrängt haben.

„Wo ist Fräulein Elfriede?" sagte er. „Ich möchte sie auf der Stelle sprechen."

Helmuth tauschte einen verlegenen Blick mit Nelly; dann erwiderte er zögernd:

„Du wirst für den Augenblick wohl darauf verzichten müssen, lieber Onkel! Fräulein Hartmann war gegen Morgen so angegriffen und erschöpft, daß ich sie selber in meiner Eigenschaft als Arzt gebeten habe, während der nächsten vierundzwanzig Stunden auf ihrem Zimmer zu bleiben. Man würde eine Rücksichtslosigkeit begehen, wenn man sie jetzt ohne zwingende Veranlassung stören wollte."

„Aber eine solche Veranlassung ist vorhanden," beharrte Eckartstein mit Nachdruck. „Der Brief, den Du eben verbrannt hast, enthielt eine Nachricht, der für niemand wichtiger ist als für sie. Ihrem Bruder ist ein Unfall zugestoßen, vielleicht ist er schwer krank. Man muß sie davon auf der Stelle in Kenntnis setzen."

Nun trat auch Nelly, deren Anwesenheit er anscheinend ganz vergessen hatte, zögernd wieder an sein Bett heran.

„Sie weiß es bereits, lieber Vater," sagte sie, „und nur weil wir Dir heute noch nichts von Rolfs Unglück erzählen wollten, haben wir Dir bis jetzt verschwiegen, daß Fräulein Elfriede schon seit dem Vormittag bei ihrem Bruder im Krankenhause ist."

In ihren Augen wie in ihrer Stimme waren Thränen. Voll liebevollen Mitleids nahm Eckartstein ihre Hände.

„Das sind schlimme Tage für Dich — nicht wahr, mein armes Kind? Und hast Du auch schon erfahren, wie es mit dem Befinden Hartmanns steht?"

„Er hat sich duellirt, und mit keinem andern als

mit diesem abscheulichen Gersdorf. O, ich weiß es ganz bestimmt, obwohl es mir keiner gesagt hat. Hätten wir den schlechten Menschen doch nie über unsere Schwelle kommen lassen; ich kann es gar nicht schildern, wie ich ihn hasse."

„Aber Hartmann? Hat er eine schwere Verletzung davongetragen?"

„Er ist am rechten Arm verwundet worden," berichtete sie schluchzend. „Es soll sehr schmerzhaft sein; aber der Oberarzt sagte mir —"

„Er sagte Dir? — Ja, wo hast Du ihn denn gesprochen?"

Sie hatte sich selber verraten, wie es noch immer der Fall gewesen war, wenn sie sich durch ihre bewegliche Natur zu irgend einem kleinen Unrecht hatte verleiten lassen. Und sie kannte ihre Ungeschicklichkeit im Lügen gut genug, um zu wissen, daß sie sich bei dem Versuch, eine Ausflucht zu ersinnen, nur in ein unentwirrbares Netz von Widersprüchen verstricken würde. Darum entschloß sie sich auch diesmal, lieber von vornherein die volle Wahrheit zu sagen. Und es war jedenfalls der beste Ausweg gewesen; denn Eckartstein zeigte sich gar nicht sonderlich entrüstet.

„Du wirst eben immer dasselbe unverbesserliche Sprudelköpfchen bleiben," sagte er nur, indem er sie mehr zärtlich als strafend ansah. „Aber die Auskunft, die Du da mitgebracht hast, genügt mir nicht. Welch ein Unglück, daß ich nicht selber hingehen kann, mir eine zuverlässigere zu holen!"

„Gestatte mir, es für Dich zu thun, lieber Onkel," erklärte Helmuth, der aus Nellys Geständnis und seiner nachsichtigen Aufnahme mit unverkennbarem Vergnügen erraten hatte, wie hier die Dinge lagen. „Einem Kollegen werden die Herren Aerzte wahrscheinlich bereitwilliger Rede stehen als einer jungen Dame."

Eckartstein hatte ohne Zweifel ein solches Anerbieten erwartet und er war natürlich weit davon entfernt, Einspruch zu erheben.

Während der Doktor sich ohne Zögern auf den Weg machte, blieb er mit Nelly allein. Sie mußte sich an sein Bett setzen und ihm etwas aus den Zeitungen vorlesen. Aber seine Gedanken waren nicht bei den Tagesneuigkeiten, denn als die junge Vorleserin mitten in dem Parlamentsbericht war, unterbrach er sie mit der Frage:

„Hast Du ihm etwas von unserer gestrigen Unterredung gesagt, Nelly?"

„Ja, lieber Vater. Ich glaubte, Du würdest mir deswegen nicht böse sein. Eine große Freude soll ja das beste Heilmittel sein, und ich war so glücklich, daß ich ihm diese bereiten konnte."

„Du hast sehr eigenmächtig gehandelt, mein Kind! Ich habe Dir gestern kein bestimmtes Versprechen gemacht und außerdem könnte ich doch inzwischen recht wohl andern Sinnes geworden sein."

Die Art, in der sie gesprochen waren, nahm diesen bedrohlichen Worten von vornherein alles Beängstigende, und Nelly begnügte sich denn auch, ihrem Vater

einen schallenden Kuß zu geben. Lächelnd wehrte er sie ab.

„Du denkst, daß man mit einem Kranken machen könne, was einem gefällt — nicht wahr? Das ist gar nicht hübsch und Du hättest dafür eigentlich eine kleine Strafe verdient. Aber ich will noch einmal großmütig sein. Du Schmeichelkätzchen! Nur eine Bedingung mache ich dabei — und diesmal rede ich wirklich im vollen Ernst.“

„Nenne sie, Väterchen, und ich werde Dir beweisen, daß ich auch eine gehorsame Tochter sein kann.“

„Du darfst einen so unüberlegten Schritt, wie es dieser Besuch im Krankenhause war, nicht zum zweitenmal thun, Nelly! Einen Gruß magst Du ihm meinetwegen hie und da senden und vielleicht auch ein paar Blumen, aber Du wirst ihn nicht wieder sehen, bis ich selber im stande gewesen bin, mit ihm zu sprechen.“

Nelly erstickte ihn fast mit ihren stürmischen Liebkosungen, und Vera, die in diesem Augenblick eintrat, machte ein unwillig erstauntes Gesicht.

„Du scheinst zu vergessen, daß Du bei einem Patienten bist, Nelly,“ sagte sie etwas scharf. „Ist es Helmuth gewesen, der Dich hier zur Wärterin bestellt hat?“

Nelly mußte sich zusammen nehmen, um die unfreundliche Anrede nicht auf gleiche Art zurück zu geben, und das Streifschen Sonnenschein, das während der letzten Viertelstunde ins Zimmer gefallen war, schien

wieder erloschen, seitdem Veras schöne, stolze Gestalt sich mit ernster Würde über den Teppich bewegte.

Helmuth kam zurück, und die Nachrichten, die er brachte, stimmten im wesentlichen mit dem überein, was schon Nelly berichtet hatte. Aber es klang doch nicht ganz so zuversichtlich und er sagte vielleicht auch nicht alles, was er wußte. Den Verwundeten selbst hatte er nicht gesehen, und als sein Oheim geneigt schien, ihm deshalb einen kleinen Vorwurf zu machen, erklärte er ziemlich ernst, daß seiner Ueberzeugung nach auch für die nächsten Tage jeder Besuch bei dem Patienten viel besser unterbleibe.

„So steht es doch schlimmer mit ihm als Du es mir verraten willst?“ fragte Eckartstein besorgt. „Ich bitte Dich dringend: verschweige mir nichts! Denn wenn auch Nelly geschont werden muß, mir wenigstens solltest Du doch die volle Wahrheit sagen.“

„Man hat mir versichert, daß vorläufig keine Gefahr für sein Leben sei, Onkel, und der Professor, der ihn behandelt, ist einer der ersten unter den Chirurgen der Gegenwart. Wir haben also keinen Grund, an der Richtigkeit seiner Prognose zu zweifeln. Aber die Verletzung ist an und für sich sehr schwer und ich fürchte, er wird seine rechte Hand nie wieder gebrauchen können, auch wenn die Heilung im übrigen den normalen Verlauf nimmt, auf den man hofft.“

„Aber, um des Himmels willen!“ rief Eckartstein bestürzt. „Wie soll er dann seine schwierige Kunst

ausüben, wenn ihm das wichtigste Werkzeug dazu fehlt?"

„Das eben ist die schmerzliche Frage, die mich quält, weil auch ich keine Antwort darauf zu geben weiß. Wir müssen aber einstweilen alle unsere Hoffnung auf die Geschicklichkeit des behandelnden Arztes setzen. Ihm, der schon manchmal das unmöglich Scheinende möglich gemacht hat, wird es vielleicht auch diesmal gelingen, ein halbes Wunder zu verrichten."

Das klang nicht sonderlich troftreich. Eckartstein versank in trübe Gedanken, und als später Nelly wieder bei ihm war, als er sah, wie trotz ihres Herzeleids zuweilen mit sonnigem Glanz eine beglückende Hoffnung in ihren braunen Augen aufleuchtete, da mußte er sein Gesicht der Wand zuwenden, um ihr nicht zu zeigen, wie schmerzlich es darin zuckte.

Wenn das Schreckliche zur Wahrheit wurde, wenn Helmuths Befürchtung sich in ihrem ganzen Umfange erfüllte — wie viel unsägliches Weh stand seinem armen, ahnungslosen Kinde dann noch bevor! Wie sollte sie die schreckliche Enttäuschung tragen! Wie sollte sie sich mit der niederschmetternden Gewißheit abfinden, daß der Mann, dessen Künstlerruhm den Stolz und das Glück ihres Lebens ausmachen sollte, als ein schaffensunfähiger Krüppel bereits am Ende seiner kaum begonnenen Laufbahn stand!

Der Privatdocent hatte sich oft gerühmt, daß er ein unfehlbarer Pistolenschütze sei. Wenn er nun gerade dies beabsichtigt hatte, dies, das ihm die fatale Not-

wendigkeit ersparte, sein Gewissen mit der Verantwortung für ein geopfertes Menschenleben zu belasten und das ihm doch den Vollgenuß einer wahrhaft satanischen Rache sicherte! Wenn es nicht der Zufall gewesen war, der seiner Kugel diese verhängnisvolle Richtung gegeben hatte. —

„Ah, der Schurke!“ murmelte Eckartstein vor sich hin, „der tückische, herzlose Schurke!“

Dreizehntes Kapitel.

Abgesehen von einem leichten Wundfieber, das sich am zweiten Tage eingestellt hatte, um schon nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden vollständig wieder zu verschwinden, hatte die Genesung des jungen Malers bisher in der That einen durchaus normalen Gang genommen. Auch die Schmerzen waren mit dem Beginn der zweiten Woche erträglicher geworden, und der behandelnde Arzt hatte dem Patienten gestattet, das Bett zu verlassen. Im Eckartsteinschen Hause erhielt man über sein Befinden täglich ausführlichen Bericht, denn Helmuth zog seine Erkundigungen jetzt nicht mehr bei den Kollegen im Krankenhause ein, sondern er war ein regelmäßiger und jedesmal mit herzlicher Freude willkommen geheißener Besucher des Verwundeten geworden.

Hatte schon seit dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft ein sehr freundliches Verhältnis zwischen den beiden jungen Männern bestanden, so waren sie einander jetzt noch um ein gutes Stück näher gerückt. Denn Helmuth erschien ja niemals, ohne einen Gruß

von Nelly mitzubringen und irgend eine geheimnisvolle kleine Bestellung, deren Sinn er selber durchaus nicht zu ahnen schien, und die für den Maler doch jedesmal eine neue Glücksbotschaft bedeutete.

Bei seinem ersten Besuche, der ein unerwarteter gewesen war, hatte Doktor Bothmer auch Elfriede im Krankenzimmer gefunden. Wortkarg und befangen war die Begrüßung zwischen ihnen gewesen, denn Helmuth stand noch unter dem schmerzlichen Eindruck der letzten, schroffen Zurückweisung, die er von ihr erfahren, und sie hatte ihn durch ihr Benehmen wahrlich nicht ermutigt, jenes seltsame Vorkommnis aus seiner Erinnerung zu streichen. Sobald sich ihr nur eine Möglichkeit dazu bot, hatte sie das Gemach verlassen, und an allen folgenden Tagen war beim Erscheinen des jungen Arztes immer nur die Diakonissin in der Gesellschaft des Verwundeten gewesen. Helmuth erkundigte sich stets nach dem Befinden seiner Schwester, denn er hatte mit banger Sorge ihre fahle Blässe und ihre dunkel umschatteten Augen gesehen, aber wenn er dann von Rolf gehört hatte, daß sie ganz gesund sei, that er ihres Namens im Laufe der Unterhaltung nicht wieder Erwähnung.

Peinigender als die Schmerzen in seinem zerschossenen Arm empfand der Maler die unfreiwillige Muße, und er erging sich Helmuth gegenüber oft in den bittersten Klagen über diese erzwungene Unthätigkeit.

„Wenn ich doch wenigstens erst so weit wäre, daß die Behandlung in meiner Wohnung fortgesetzt werden

kann," seufzte er immer wieder. „Mögen auch noch ein paar Wochen ins Land gehen, bis ich wieder einen Pinsel halten kann, es würde mir doch schon eine große Erleichterung sein, in den vier Wänden meines Ateliers zu sitzen und im Geiste vorzubereiten, was ich künftig schaffen werde."

Es war ihm also noch nicht für einen Augenblick die Befürchtung gekommen, daß seine Heilung möglicherweise eine unvollständige bleiben könnte. Niemand hatte es bisher gewagt, ihm die Gefahr auch nur anzudeuten, die wie eine düstere Wolke über seiner Zukunft schwebte. Und viertelstundenlang mußte ihm Helmuth voll schmerzlichen Mitleids schweigend zuhören, wie er mit heller Begeisterung von seinen weitreichenden künstlerischen Plänen und Entwürfen sprach.

Eines Tages, als er zu ungewöhnlicher Stunde kam, gewahrte der junge Arzt ganz deutlich, wie sich Elfriede im Augenblick seines Eintritts rasch in das kleine Nebenzimmer flüchtete. Auf dem Tischchen aber, an dem sie noch eben gesessen haben mußte, lag eine große Anzahl eng beschriebener Blätter.

„Es scheint, daß ich Sie gestört habe," wollte sich Helmuth entschuldigen. Rolf aber versicherte ihn, wenn auch mit einiger Verlegenheit, des Gegenteils.

„Da Sie mich einmal dabei ertappt haben, muß ich Ihnen wohl gestehen, auf was für Thorheiten ich bereits verfallen bin, um diese entsetzliche Langeweile zu bekämpfen. Denken Sie nur — aber lachen Sie

mich nicht aus — ich bin unter die Schriftsteller gegangen."

„Ah! Das ist ein Talent, von dem Sie bisher allerdings wenig Aufhebens gemacht haben. Und darf man auch erfahren, was Sie da schreiben?"

„Eine Novelle — aber es ist natürlich lauter närrisches Zeug. Ich muß die Geduld meiner armen Schwester bewundern, die sich dazu herbeiläßt, alle meine ungereimten Ideen zu Papier zu bringen. Sie ist zu großmütig, um mir die Einbildung zu zerstören, daß ich nicht mehr ganz unthätig sei."

Als aber der Arzt den Wunsch aussprach, diese unter so besonderen Umständen entstehende Arbeit kennen zu lernen, sträubte Rolf sich auf das entschiedenste. Und Helmuth drang nicht weiter in ihn, als er sah, daß es ihm peinlich gewesen wäre, zuletzt nachgeben zu müssen.

Jedesmal, wenn er von solchen Besuchen zu seinen Verwandten zurückkehrte, konnte Helmuth sicher sein, daß ihn Nelly schon an der Eingangsthür abfing und ihn mit einer ganzen Flut von Fragen überschüttete. Sie hatte sich diesmal wirklich als eine gehorsame Tochter gezeigt und war nicht wieder heimlich im Krankenhause gewesen. Auch hatten auf Eckartsteins ausdrücklichen Wunsch bisher weder ihre Mutter noch Vera von ihrem Herzensgeheimnis Kunde erhalten, wie schwer es auch der in schauspielerischen Künsten so wenig erfahrenen Nelly wurde, dies Versteckspiel durchzuführen. Sie suchte sich die schwierige Aufgabe

zu erleichtern, indem sie so viel als möglich in der Gesellschaft des Vaters verweilte und jedes Alleinsein mit Mutter und Schwester geflissentlich vermied.

Eckartstein erholte sich von den Folgen des rätselhaften Krankheitsanfalles viel langsamer, als man es bei seiner robusten Körperkonstitution hätte erwarten sollen. Zwar brauchte er nicht mehr das Bett zu hüten; aber er brachte doch noch immer den größten Teil des Tages im Lehnstuhl zu, und seine Gesichtsfarbe gewann ihre vorige Frische nicht zurück. Er hatte seine gewöhnlichen Beschäftigungen und Korrespondenzen, bei denen jetzt zumeist Nelly seinen Sekretär machen mußte, wieder aufgenommen, doch es kamen sehr häufig Stunden, wo er in einer plötzlichen Mißstimmung auch sie fortschickte und für lange Zeit in ein dumpfes Hinbrüten versank, das seine Umgebung beunruhigte, weil es ersichtlich von nachteiligem Einfluß auf sein Befinden war.

Wenn sich solche Anwandlungen einstellten, hatte selbst Helmuth nicht die Macht, ihn aufzuheitern, wie groß auch immer zu allen anderen Zeiten der Einfluß des jungen Arztes auf seinen Oheim war. Als hätte er das Bedürfnis, sich Helmuth auf jede erdenkliche Weise für das Opfer dankbar zu erweisen, das er ihm durch den Verzicht auf jene Forschungsreise gebracht, überbot sich Eckartstein in Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten für seinen Neffen. Beinahe täglich hatte er irgend einen neuen Vorschlag für die Gestaltung seiner nächsten Zukunft, und jeder von ihnen lief darauf

hinaus, daß Helmuth sich nicht wieder von ihm trennen dürfe. Daß er niemals eine bestimmte Zusage in diesem Sinne erlangen konnte, sondern daß ihm der junge Arzt immer nur freundlich ausweichende Antworten gab, quälte ihn ersichtlich nicht wenig; der zärtliche Eifer, mit welchem er ihn an sich zu fesseln suchte, hatte manchmal etwas geradezu Krankhaftes, und die Sorge, daß ihn der Doktor eines Tages doch verlassen könnte, um sich irgendwo eine Praxis zu begründen, peinigte ihn unverkennbar wie der Gedanke an ein kaum zu ertragendes Unglück.

Unter solchen Umständen würde es gewiß von übelster Wirkung auf seine Gemütsstimmung gewesen sein, wenn er hätte ahnen können, wie sehnlich Helmuth den Zeitpunkt herbeiwünschte, an welchem ihm das Befinden des Onkels eine Abreise gestatten würde. Inmitten derselben Menschen, bei denen er sich bisher so wohl und glücklich gefühlt hatte, wie sonst nirgends auf Erden, litt er jetzt unter der Pein eines nahezu unerträglichen Zwiespalts, der es ihm von Tag zu Tag schwerer machte, heiter und unbefangen zu erscheinen.

Denn seit Wochen wußte er, daß seine schöne Base Vera andere als schwesterliche Empfindungen für ihn hegte, und seit Wochen rang er vergeblich mit dem Entschluß, sie über den Irrtum aufzuklären, in dem sie hinsichtlich seiner Gefühle ganz unzweifelhaft befangen war. Zwar hatte sie ihren Stolz nicht so weit verleugnet, ihm ein Geständnis zu machen, das sie ihrer eigenen Meinung nach in seinen Augen für

immer aller weiblichen Würde und Hoheit entkleidet haben würde; aber bei dem engen Zusammenleben, welches seit der Erkrankung ihrer Eltern Helmuths doppelte Eigenschaft als Arzt und naher Verwandter bedingte und bei den mannigfachen seelischen Erregungen, welche diese unglücklichen Ereignisse in ihrem Gefolge gehabt, hatte sie ihre Augen und ihre Stimme nicht immer genugsam beherrschen können, um ihm zu verbergen, wie es in ihrem Herzen aussah. Was er schon in den ersten vier Wochen seines Aufenthalts manchmal mit einem gewissen leisen Unbehagen geahnt hatte, war ihm in dem Augenblick zur Gewißheit geworden, wo sie ihrer Freude über seinen Verzicht auf die weite Reise Ausdruck gegeben hatte. Und es hatte ihm vollends den letzten, bescheidenen Zweifel genommen, als sie ihn eines Tages bei seiner Rückkehr aus dem Krankenhause mit allen Anzeichen einer nur schlecht verhehlten Eifersucht zur Rede stellte.

„Du bist sehr aufopfernd in Deiner Freundschaft für Rolf Hartmann," sagte sie. „Ich muß gestehen, daß ich bisher gar nichts von einem so innigen Verhältnis zwischen euch wahrgenommen hatte."

„Du hast wohl nicht viel darauf geachtet, liebe Vera," erwiderte er freundlich. „Jedenfalls hatte ich von vornherein aufrichtige Sympathien für den liebenswürdigen jungen Mann und es ist nur natürlich, daß uns sein Mißgeschick rascher und näher zusammengeführt hat, als es unter anderen Verhältnissen vielleicht der Fall gewesen wäre."

„Und es ist wirklich nur dieser liebenswürdige Kranke, zu dem es Dich Tag für Tag so unwiderstehlich zieht? Der Umstand, daß es seine Schwester ist, die ihn pflegt, hat daran gar keinen Anteil?“

Die Frage sollte heiter klingen; aber die ernsthafte Vera hatte nun einmal wenig Talent zum Scherzen, und weil Helmuth die eigentlichen Beweggründe dieses kleinen Verhörs erriet, fühlte er sich verstimmt.

„Niemand außer Dir ist bis jetzt auf die Vermutung gekommen, daß es Fräulein Elfriede sei, der meine Besuche gelten. Wären die Geschwister selbst dieser Meinung, so würden sie sich ihre Wiederholung wahrscheinlich bereits verbeten haben.“

„O, dessen bin ich doch nicht so ganz gewiß. Diese liebenswürdige junge Dame, die sich gegen uns andere so unerhört rücksichtslos benommen hat,—“

„Es thut mir leid, Dich so von ihr sprechen zu hören, Vera,“ unterbrach er sie mit ernster Entschiedenheit. „Es mag ja Geschmackssache sein, Fräulein Elfriede liebenswürdig zu finden oder nicht. Einen so herben Tadel aber hat sie für ihre schwesterliche Treue jedenfalls nicht verdient. Sie pflegt ihren Bruder mit geradezu rührender Selbstlosigkeit, und nur, wer eine so uneigennützige Liebe nicht nachzufühlen vermag, kann ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie euch gegenüber vielleicht nicht alle hergebrachten Höflichkeitsformen ängstlich beobachtet hat.“

Um Veras Lippen zuckte es ironisch; mit ihrer kältesten und hochmütigsten Miene gab sie zurück:

„Vergib, wenn meine Bemerkung Dich gekränkt hat. Ich würde sie unterdrückt haben, wenn ich gewußt hätte, daß Du mit dem Benehmen des Fräuleins einverstanden bist. Ueber ihren Reichtum an jenen Tugenden, die man eben nur bei intimer Bekanntschaft kennen lernen kann, mußt Du ja freilich ein zuverlässigeres Urteil haben als ich."

Es war ein Stich, der ihn um so empfindlicher verwundete, je weiter Vera mit ihren Vermutungen von der Wahrheit entfernt war. Aber um keinen Preis hätte er ihr jetzt noch durch eine Andeutung über die wahre Natur seiner Beziehungen zu Elfriede den Triumph zu bereiten vermocht, nach welchem sie dürstete. Er fühlte, wie ihre Augen in gespannter Erwartung auf seinen Lippen ruhten, aber er wandte sich ab und blieb ihr die Antwort schuldig. Sie trennten sich in einer Verstimmung, wie sie noch niemals zwischen ihnen gewesen war und zwei Tage hindurch sprachen sie bei ihren Begegnungen nicht mehr als das unumgänglich Notwendige, mit einander.

Dann aber war es doch wieder Vera, die, ihres sonstigen Stolzes ungeachtet, den ersten Schritt zur Versöhnung that. Als wäre nichts geschehen, richtete sie mit jenem bezaubernd sanften Augenaufschlag, der um so unwiderstehlicher war, je seltener sie sich seiner bediente, an Helmuth die Bitte, sie auf einer Ausfahrt zum Zwecke verschiedener wichtiger Besorgungen zu begleiten. Es wäre ganz unmöglich gewesen, ihr Ver=

langen abzuschlagen, und während des beinahe zweistündigen Alleinseins im Wagen entfaltete sie dann wieder all die hinreißende Liebenswürdigkeit, über deren Bedeutung der junge Arzt seit Wochen nicht mehr im Zweifel war, und die ihn gerade deshalb in die peinlichste Verlegenheit und Verwirrung versetzte.

Vierzehntes Kapitel.

Seit einer Woche befand sich Rolf wieder in seiner Wohnung, und trotz des Widerspruches, den er dagegen erhoben, hatte ihn Elfriede begleitet. Ohne den Bruder erst um seine Einwilligung zu befragen, hatte sie wenige Tage vor der Uebersiedlung ein leerstehendes Zimmer neben dem Atelier für sich gemietet und damit den jungen Maler zu seiner Ueberraschung vor eine vollendete Thatsache gestellt, an der nach ihrer eigenen ruhigen Erklärung nun nichts mehr zu ändern war.

Natürlich war es einzig die Rücksicht auf die Empfindlichkeit der Familie Eckartstein gewesen, die ihn bestimmt hatte, überhaupt Einwendungen zu erheben. Obwohl ihm Elfriede bis jetzt noch beharrlich jede Auskunft darüber verweigert hatte, war er doch längst nicht mehr im Zweifel, daß ihrem Auszuge aus jenem Hause irgend etwas voraufgegangen sein müsse, wodurch ihr die Rückkehr verboten wurde. Die Art, wie sie jedem Gespräch über die Personen auswich, die ihm selber so teuer geworden waren, ihre

ganz unzweideutige Mißbilligung seiner Liebe zu Nelly und ihre bestimmte Weigerung, den Eckartsteins einen Besuch zu machen, sprachen allzu deutlich für die Richtigkeit einer solchen Vermutung. Aber er begriff nicht, weshalb sie ihm ein Geheimnis daraus machte, während doch sonst niemals etwas Unausgesprochenes zwischen ihnen gewesen war. Ein paarmal hatte er durch sehr herzliche Fragen versucht, sie zu einer Mitteilung zu bewegen; aber sie war ihm immer wieder ausgewichen, in Wendungen, denen er trotz allen Kopfzerbrechens keine Deutung zu geben wußte. Da hatte er ihr Schweigen zuletzt als einen kränkenden Mangel an Vertrauen empfunden, und sein Stolz hatte ihm verboten, noch weiter in sie zu dringen.

Wohl war das ein kleiner Mißton in dem sonst so ungetrübten Verhältnis zwischen Bruder und Schwester; aber es vermochte die ruhige Harmonie ihres Zusammenlebens doch nicht dauernd zu stören. Auch wenn Rolf überhaupt im stande gewesen wäre, einen ernsthaften Groll gegen Elfriede zu hegen, würde ihm doch die Pflicht der Dankbarkeit verboten haben, ihr etwas davon zu zeigen. Denn Helmuth hatte nicht zu viel gesagt von der Hingebung und nimmer ermüdenden Treue, mit der sie den Bruder pflegte. Tag für Tag empfing Rolf neue Beweise ihrer aufopfernden Zärtlichkeit, und er hatte um so triftigere Veranlassung, ihr dafür zu danken, als ihre eigene Gesundheit unter diesem rastlosen Bemühen ganz augenfällig zu leiden begann.

Ihr Aussehen verschlechterte sich in geradezu beängstigender Weise; ihre Wangen schienen immer schmaler, ihre Augen immer größer zu werden. Und überdies stand ihr ganzes Wesen offenbar unter dem Einfluß einer niederdrückenden Gemütsstimmung, die Rolf nur als eine Folge übergroßer Ermüdung zu deuten wußte. Selbst während der letzten Krankheit der Mutter hatte er sie nicht so ernst und schweigsam gefunden wie jetzt. Das kleine, anmutige Lächeln, das er so sehr liebte, erschien kaum noch auf ihrem Gesicht, und in unbegreiflicher Scheu ging sie jeder Berührung mit den Menschen aus dem Wege.

Noch an demselben Tage, da er in seine Wohnung zurückgekehrt war, hatte Rolf den ersten Besuch im Hause Eckartsteins machen wollen, aber der junge Assistenzarzt, der seine Behandlung übernommen, hatte es ihm verboten, und dann war er durch eine starke Erkältung zu seinem lebhaften Verdruß auch für die ganze folgende Woche an das Zimmer gefesselt geblieben. Schon wenige Stunden nach seiner Heimkehr hatte er die große Kiste öffnen lassen, in welcher ihm seine Tullia aus dem Industriepalast zurückgeschickt worden war, und nun brachte er fast seine ganze Zeit vor dem Gemälde zu, das seinen eigenen Ansprüchen immer weniger zu genügen schien, je länger und aufmerksamer er es betrachtete. Selbst Gersdorfs boshafte Kritik hatte kaum so viele Mängel daran entdeckt als seine strenge Prüfung sie jetzt ausfindig machte, und während er sich ohne Eitelkeit und Selbstbetrug mit

der schonungslosen Aufrichtigkeit eines nach dem Höchsten ringenden Künstlers über die Schwächen seines Werkes immer klarer wurde, stieg vor seinem Geiste bereits in allen Einzelheiten das neue, schönere Bild empor, in welches jenes mißlungene Gemälde sich innerhalb der nächsten Wochen verwandeln sollte. Er hegte nicht mehr den geringsten Zweifel, daß er jetzt mühelos vollbringen werde, was ihm vor Monaten trotz harten Ringens nicht hatte glücken wollen. Es war ihm, als ob sich sein Auge geschärft, als ob sich sein Gefühl für das malerisch Wirksame verfeinert hätte während dieser unfreiwilligen Muße, und er sehnte mit Inbrunst ihre Beendigung herbei, um zur That werden zu lassen, was sich an Plänen und Ideen fast allzu zahlreich in seinem Kopfe drängte.

Täglich kam der junge Assistent des berühmten Chirurgen und täglich äußerte er sich mit derselben lebhaften Befriedigung über den Verlauf der Heilung.

„Wie geht es nur zu, daß ich noch immer nicht einen einzigen Finger der rechten Hand bewegen kann?“ fragte Rolf mit wachsender Ungeduld bei jedem seiner Besuche. „Wenn es so gut steht, wie Sie sagen, muß sich doch auch diese abscheuliche Steifheit nun endlich verlieren.“

„Gewiß, sie wird sich verlieren,“ versicherte dann stets aufs neue der junge Arzt, aber er machte dabei ein verlegenes Gesicht und sprang immer so rasch als möglich auf etwas anderes über.

„Morgen werden wir voraussichtlich nur noch einen

ganz kleinen, leichten Verband anzulegen brauchen," sagte er am Ende der Woche. „Ich habe nie eine komplizirte Verletzung so brillant heilen sehen als die Ihrige."

„Das ist mir sehr angenehm zu hören — aber diese unbeweglichen Finger, wie lange werde ich sie noch behalten?"

„O, auch das wird sich verlieren," erwiderte der Assistenzarzt eilig, indem er nach seinem Hute griff. „Man muß nur ein wenig Geduld haben, nur ein wenig Geduld."

Am nächsten Tage erschien zu Rolfs Ueberraschung der Professor selbst. Er fand den jungen Maler allein, denn Elfriede hatte ausgehen müssen, um eine Besorgung für die Wirtschaft zu machen. Aufmerksam untersuchte er den Arm, um seinem bisherigen Patienten dann zu erklären, daß er sich als völlig wiederhergestellt betrachten dürfe.

„Und das andere?" fragte Rolf mit einiger Ungeduld auch ihn. „Wann endlich wird meine Hand wieder zu einem brauchbaren Werkzeug geworden sein?"

Der Professor strich seinen grauen Bart und sah ihn ein paar Sekunden lang forschend an, bevor er sagte:

„Auch wir Chirurgen sind nicht allmächtig, mein lieber junger Freund! Vor einer Amputation konnten wir Sie glücklich bewahren, die Beweglichkeit Ihrer Finger aber vermag ich Ihnen leider nicht zurückzugeben."

Der Maler blickte verständnislos auf. Er hatte das Entsetzliche noch nicht begriffen, das diese Worte ihm offenbaren sollten.

„Sie glauben also, daß noch eine längere Zeit darüber vergehen könnte — vielleicht noch Wochen oder gar Monate?“

Der Professor, der gekommen war, ihm rückhaltlos die ganze Wahrheit zu sagen, konnte sich in einer Regung des Mitleids nun doch nicht entschließen, ihm jegliche Hoffnung zu nehmen.

„Nun ja, eine gewisse beschränkte Gebrauchsfähigkeit wird sich ja mit der Zeit wohl wieder einstellen,“ meinte er zögernd, „wenn auch noch nicht gerade in der allernächsten Zukunft. Zur Ausführung subtiler Arbeiten aber — ich darf Ihnen das leider nicht verschweigen — wird Ihre rechte Hand sich nie mehr gebrauchen lassen.“

Rolf fuhr von seinem Stuhle empor, eine fahle Blässe hatte sein Gesicht überzogen.

„Was sagen Sie da? — Nie — nie mehr? — Ich würde also meine Kunst nicht mehr ausüben können?“

„Sie werden es vielleicht durch beharrliche Uebung dahin bringen, mit der linken Hand —“

Der Maler begann plötzlich wie ein Rasender in dem Atelier auf und nieder zu rennen.

„O, warum denn nicht mit den Füßen oder mit den Zähnen, wie die armlosen Tausendkünstler, die sich in den Varietétheatern für Geld sehen lassen? — Und Sie erwarten vielleicht noch einen Dank von mir

für das Wunderwerk, das Sie da errichtet haben! — Ein Krüppel — ein elender, überflüssiger Krüppel! — Ach — lieber tot — lieber tot!“

Der Professor vertrat ihm den Weg und legte begütigend die Hand auf seine Schulter.

„Behalten Sie den Kopf oben, junger Freund! — Ich für meine Person erwarte ja gewiß keinen Dank, aber Sie sollen sich auch nicht versündigen an dem, der Sie und Ihre arme Schwester vor Schlimmerem gnädig behütet hat.“

In seiner Verzweiflung schüttelte Rolf die Hand des Arztes unhöflich ab und warf sich über das Ruhebett hin, den gesunden Arm an die Augen gedrückt.

„Vor Schlimmerem?“ wiederholte er bitter. „So glauben Sie wirklich, daß mich und sie etwas Schlimmeres hätte treffen können als dies? — Wäre es denn nicht hundertmal besser, wenn ich jetzt da unten läge — ah, es ist ja nicht auszudenken, nicht zu fassen!“

Er wühlte das Gesicht in die Polster und hörte von allem, was der Professor zu seiner Ermutigung sagte, nichts mehr als den leeren Schall der Worte. Plötzlich aber richtete er sich auf, mit hohlen Augen und mit einem sonderbaren, verwirrten Lächeln.

„Ich benehme mich abscheulich gegen Sie — nicht wahr? Und mein Gejammer kommt Ihnen gewiß sehr unmännlich vor. Ich bitte um Entschuldigung, und ich werde mich zusammennehmen. Es war nur diese — diese erste Bestürzung —“

Er sprach hastig und in dem ganz unverkennbaren

Bestreben, diese Tröstungen des Professors und seine Gesellschaft los zu werden. Sein Blick hatte sich auf das große Gemälde inmitten des Ateliers gerichtet, und es war etwas von der Glut des Fiebers in seinen Augen. Der Arzt wäre ein schlechter Menschenkenner gewesen, wenn er seinen Wunsch nicht erraten hätte, aber er zögerte noch, ihn zu erfüllen. Erst als ihm Rolf mit erzwungener Fassung wiederholt versichert hatte, daß er ganz ruhig sei und daß er sich bemühen werde, das Unabänderliche wie ein Mann zu tragen, entschloß er sich zu gehen.

In demselben Augenblick aber, da er die Thür hinter sich zugezogen hatte, riß der Maler mit seiner gesunden Linken aus der Waffentrophäe, welche die Fensterwand schmückte, einen kunstvoll gearbeiteten Toledaner Dolch herab und stieß ihn mitten in die Leinwand seines großen Ausstellungsbildes. Ein paar rasche, energische Schnitte — und statt des Gemäldes hingen nur noch einige bunte Fetzen in dem prächtigen Rahmen. Dann schleuderte der Künstler den Dolch von sich, daß er klirrend von der entgegengesetzten Wand des Ateliers abprallte, und mit einem dumpfen Wehelaut brach er auf dem Stuhl vor der Staffelei zusammen.

Noch in dieser Stellung fand ihn Elfriede, als sie eine halbe Stunde später zurückkehrte. Er verharrte regungslos, denn er hatte sie nicht eintreten hören. Sie aber blieb geisterbleich an der Schwelle stehen, beide Hände auf das Herz gepreßt. Mit einem ein=

zigen Blick hatte sie die Situation erfaßt, und selbst ihre mutige Natur erbebte vor dem ersten Wort, das hier gesprochen werden mußte.

Ganz leise — auf den Fußspitzen — ging sie zu ihm hin und legte ihren Arm um seinen Nacken.

„Rolf — mein lieber Rolf — was hast Du gethan?"

Er fuhr auf — nicht im Schrecken über die Ueberraschung, sondern in neu ausbrechendem, leidenschaftlichem Verzweifeln.

„Was ich gethan habe? — Was ich meiner Selbstachtung schuldig war. Sollte jene erbärmliche Stümperei da etwa alles sein, was mich überlebt? — Sollte man künftig sagen dürfen, das dies das Werk meines Lebens sei — dies?"

Er lehnte die Stirn gegen den geschnitzten Goldrahmen. Wie ein krampfiges Schluchzen erschütterte es seinen Körper. Zärtlich schmiegte sich Elfriede an seine Seite.

„Der Arzt ist hier gewesen? — Und er hat Dir alles gesagt?"

Mit fast brutaler Heftigkeit drängte er sie zurück.

„Ah, Du wußtest also bereits, wozu ich verdammt bin! Und Du warst grausam genug, es mir zu verschweigen?"

„Ich hatte nicht das Herz, Deine glücklichen Träume zu zerstören. Aber Gott allein weiß, was ich in Erwartung dieser Stunde bereits gelitten habe."

„O, natürlich!" stieß er ingrimmig zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. „Alle Welt wird

jetzt in Mitleid für mich zerfließen. Ein Künstler mit offenen Augen und rastlos arbeitender Phantasie, aber mit gelähmten Fingern — das ist rührend und beinahe tragisch — ein äußerst dankbares Thema für gefühlvolle Naturen. Aber von all diesen mitleidigen Seelen wird keine eine Ahnung davon haben, was ich leide — ich, der Ausgestoßene — der Ueberflüssige — der Krüppel!"

„Und wenn es so wäre, Rolf — was kümmern Dich diese Fremden! — Ich bleibe ja bei Dir, und ich will Dir getreulich helfen, es zu tragen."

Er lachte so bitter und schneidend auf, daß sie zusammenzuckte wie unter einem Peitschenhieb. Mit gefurchter Stirne begann er seine rastlose Wanderung durch das Atelier von neuem.

„Du willst mir helfen! — Als wenn dies der rechte Augenblick wäre, sich mit schönen Redensarten zu belügen. Was kannst Du mir denn helfen — was? Getraust Du Dich, mir statt dieser toten, nutzlosen Fleischmasse meine gesunde Hand zurückzugeben, oder willst Du mir Deine biegsamen Finger anbieten, damit ich mich ihrer beim Malen bediene? Ich zweifle ja gewiß nicht an Deinem guten Willen, aber Du hast eben nichts als ihn, und damit ist einem Menschen in meiner Lage verteufelt wenig geholfen. Worte — nichts als Worte — darauf kommt am Ende alles heraus — und von solchen wundervollen Trostesworten habe ich wahrhaftig schon vorhin aus dem Munde des Professors mehr als genug gehört."

Hätte er sie angesehen, so würde er sich doch vielleicht der grausamen Zurückweisung geschämt haben, die ihm das Uebermaß des Jammers erpreßte. Ein namenloses Weh spiegelte sich in Elfriedens Gesicht, aber mit übermenschlicher Anstrengung kämpfte sie die Thränen zurück, und es war nur ein leises Beben in ihrer Stimme, da sie nach kurzem Schweigen sagte:

„Ich habe freilich nicht die Macht, Dir Deine Gesundheit wiederzugeben, Rolf — etwas mehr als bloße Worte aber vermag ich Dir vielleicht dennoch zu bieten. Denn diese Stunde der Verzweiflung wird vorübergehen, und Du wirst einsehen, daß Du noch keine Veranlassung und auch kein Recht hast, mutlos zu verzagen. Du mußt der Zukunft fest ins Auge sehen, und wenn der Wille des Schicksals nun einmal ein unabänderlicher ist, wenn Du wirklich genötigt bist, Dein Leben auf eine neue Grundlage zu stellen, so wirst Du mir hoffentlich nicht verbieten wollen, Dir dabei nach dem Maße meiner Kräfte Beistand zu leisten.“

Als hätten ihre Worte seinen Gedanken plötzlich eine andere Richtung gegeben, blieb er vor dem zerfetzten Bilde stehen.

„Du hast recht. Irgend etwas muß natürlich geschehen. Und das Nächstliegende zuerst. Kannst Du mir sagen, wie viel von dem Gelde Eckartsteins noch vorhanden sein mag?“

„Wenn die ärztlichen Honorare bezahlt sind, vielleicht noch zweitausend Mark.“

„Und all dieser Plunder hier, der für mich jetzt so

nutzlos ist — glaubst Du, daß er einem Trödler tausend wert sein könnte?“

„Gewiß — aber ich weiß nicht —“

„Es ist selbstverständlich, daß ich vor allem den Schaden ersetzen muß, den ich angerichtet habe. Wohl durfte ich mir auf Grund meiner heiligeren Rechte herausnehmen, das Bild zu zerstören, aber ich darf doch nicht vergessen, daß es das Eigentum eines andern war, und ich muß mich beeilen, ihm den gezahlten Kaufpreis zu erstatten.“

„Aber er wird sich weigern, ihn anzunehmen,“ fiel Elfriede mit verhaltenem Atem ein. „Wenn er die Absicht hatte, Dich zu seinem Schwiegersohn zu machen —“

Ihre Augen hingen in höchster Spannung an seinen Lippen; Rolf aber schüttelte heftig den Kopf.

„Das ist vorbei — ein für allemal! — Ein Mädchen wie Nelly Eckartstein ist zu gut für einen Krüppel. Und dann — ich bin noch nicht ehrlos genug, mich von meiner Frau oder meinem Schwiegervater ernähren zu lassen.“

Nur das feine Ohr der Schwester hörte in der rauhen Erwiderung das Zittern des namenlosen Schmerzes, der ihm das Herz zerriß. In überströmender Herzlichkeit erfaßte sie seine beiden Hände.

„Mein armer Rolf! Und Du hältst Dich wirklich für stark genug, auf einem solchen Entschluß zu beharren?“

Ungeduldig bewegte er den Kopf.

„Ich habe meine Hoffnungen begraben — diese wie

alle anderen. Aber Du solltest mich nicht zwingen, viel darüber zu reden. Das sind Dinge, die man eben nur mit sich selber abmachen kann."

„O, ich weiß das nur zu gut. Aber wie hart es auch sein mag, Du wirst es überwinden. Und eines Tages wirst Du vielleicht erfahren —"

Er unterbrach sie mit einer halb bittenden und halb abwehrenden Geste.

„Laß uns vor allem an das Nächste denken! Da ist ein Antiquitätenhändler Gotthelf in der Wilhelmstraße — ein anständiger Mensch, wie ich glaube, der meine Notlage nicht über Gebühr ausnützen wird. Den wollen wir kommen lassen, damit ich mit ihm über den Verkauf reden kann. Vielleicht nimmt er auch noch die paar kleinen Bilder, die da irgendwo im Winkel stehen. Und wenn das geordnet ist, so daß ich Eckartstein seine tausend Thaler zurückgeben kann — dann fort von hier — nur fort — und so weit als möglich! — Ueberall in der Welt werde ich meinen Jammer leichter ertragen können als hier, wo ich einmal davon geträumt habe, glücklich zu sein."

„Du bist also fest entschlossen, Deine Beziehungen zu dem Hause Eckartstein zu lösen?"

„Warum quälst Du mich mit solchen Fragen? Habe ich denn überhaupt noch eine Wahl?"

„Weil ich Dir's ersparen möchte, daß Du zu diesem Zweck die Besitztümer verschleuderst, die Dir ans Herz gewachsen sind. Ich habe noch immer ein kleines Kapital, das ich für den äußersten Notfall unangetastet

erhalten wollte. Davon können wir das Fehlende ergänzen, und es wird uns dann noch immer genug übrig bleiben, um unsere Uebersiedlung an irgend einen andern Ort zu bewirken."

Wohl sträubte sich Rolf anfänglich gegen den Gedanken, etwas von diesem Gelde anzunehmen, aber sein Widerstand war vielleicht von vornherein nicht sehr ernsthaft gemeint. Schien er doch ganz von dem leidenschaftlichen Verlangen erfüllt, alle Brücken hinter sich abzubrechen, so rasch es nur immer geschehen konnte. Und so war es dem Zureden Elfriedens bald gelungen, seine Einwendungen zu besiegen.

„Wenn Du aber in der That entschlossen bist, mir das großmütige Opfer zu bringen," sagte er, „so laß uns auch keine Stunde mehr in nutzlosem Zaudern verlieren. Ich komme mir vor wie ein Dieb, so oft ich jene zerrissene Leinwand dort ansehe. Du kannst das Geld doch auf der Stelle beschaffen?"

„Ja — es befindet sich bei meinem Bankier. Aber ich ließe Dich gerade jetzt nur ungern allein —"

„O, Du hast durchaus nichts zu fürchten," beruhigte er sie mit einem trüben Lächeln. „Wenn man eben erst so hart an dem Tode vorübergestreift ist wie ich, trägt man sich nicht schon wieder mit Selbstmordgedanken."

Sie weigerte sich nicht länger, denn die Furcht, daß er nach ruhiger Ueberlegung doch vielleicht noch andern Sinnes werden könnte, drängte auch sie zu raschem Handeln. Daß er sich aus freien Stücken entschlossen hatte, sein Verhältnis zu Nelly Eckartstein zu

lösen, nahm ihr ja eine Bergeslast vom Herzen. Noch immer hatte sie sich nicht zu dem Entschluß aufraffen können, ihm die fürchterliche Wahrheit zu offenbaren, und doch hatte sie sich Tag für Tag verzweifelnd aufs neue gesagt, daß das Zustandekommen dieser unnatürlichen Verbindung verhindert werden müsse um jeden Preis. Nun schien dieses Ziel erreicht, ohne daß sie zu dem äußersten Mittel hätte greifen müssen, und sie konnte die grausame Enthüllung, die früher oder später freilich unvermeidlich werden mußte, hinausschieben bis zu einem Augenblick, wo er ruhig und stark genug sein würde, sie zu ertragen.

Sie trennten sich mit einer langen und innigen Umarmung. Trübsinnig wanderte Rolf in dem Atelier umher, als seine Schwester ihn verlassen hatte. Jeder kleine Gegenstand, der in irgend einer Beziehung stand zu seiner geliebten Kunst, hatte jetzt eine ganz eigene, wehmütige Bedeutung für ihn gewonnen; es war ihm, als ob er sich von jedem besonders verabschieden müsse, und die Trennung von teuren menschlichen Wesen konnte nicht schmerzlicher sein als diese.

Da war das traute Handwerkszeug, das er hinfort nie mehr berühren sollte — da waren die kleinen, rasch hingeworfenen Skizzen, aus denen sich künftige Meisterwerke hatten gestalten sollen — und das alles war nun mit einemmal zu wertlosem Gerümpel geworden, zu toten Erinnerungszeichen an die karg gezählten, unwiederbringlich verlorenen Sonnentage seines früh zerstörten Daseins.

Der Anblick des vernichteten Gemäldes war ihm mit einemmal unerträglich geworden. Mit einiger Mühe rückte er die schwere Staffelei beiseite und ließ sich dann auf das Ruhebett niedersinken, von einer schweren, lähmenden Mattigkeit überwältigt.

Man klopfte an die Thür des Ateliers; aber in der Meinung, daß es die zurückkehrende Elfriede sei, rührte er sich nicht aus seiner Stellung.

Da sagte eine wohlbekannte, tiefe Stimme:

„Wir kommen Ihnen hoffentlich nicht ungelegen, liebster Freund,“ etwas wie ein leises, silberhelles Lachen klang dazwischen, und Rolf fuhr mit so entsetztem Gesicht empor, als sähe er sich plötzlich gespenstischen Erscheinungen aus einer andern Welt gegenüber.

Da stand wirklich Eckartsteins Hünengestalt in der offenen Thür, sichtlich gealtert, aber mit demselben gütigen, halb verlegenen Lächeln, das seinen Zügen etwas so ungemein Liebenswürdiges gab. Und hinter ihm, mit einem glückstrahlenden Antlitz voll Zärtlichkeit und süßer Schelmerei, trat das geliebte Mädchen, bei dem noch soeben alle seine todestraurigen Gedanken gewesen waren, über die Schwelle.

„Nelly!“

Wie ein dumpfer Schmerzensschrei war es über die Lippen des Malers gekommen, und sein verstörtes Aussehen ließ mit einemmal alle Fröhlichkeit aus ihrem reizenden Gesichtchen verschwinden. Ohne Rücksicht auf die Anwesenheit des Vaters eilte sie ihm entgegen.

„Rolf — lieber Rolf — um Gottes willen, was ist denn mit Dir geschehen?“

Sie würde sich an seine Brust geworfen haben, wenn er sie nicht durch eine sanft abwehrende Bewegung daran gehindert hätte. Er war totenbleich geworden und seine Brust arbeitete stürmisch. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm er Nelly bei der Hand und winkte Eckartstein mit den Augen, ihm ebenfalls zu folgen. Stumm führte er die Geliebte vor die Staffelei mit dem zerstörten Bilde; aber er selber mußte sich jetzt vor dem Anblick desselben abwenden, als wäre es ein verstümmeltes menschliches Wesen.

Nelly schrie vor Schrecken laut auf. Aber noch hatte sie nicht die ganze Wahrheit begriffen.

„Barmherziger Gott, welch eine Schändlichkeit! Wer hat Dir das gethan?“

„Ich!“ sagte er mit erstickter Stimme. „Da mir das Schicksal nicht mehr vergönnt hat, die Mängel dieses Werkes zu tilgen, habe ich vorgezogen, es zu vernichten.“

Nun freilich verstand sie alles; aber ihre Empfindungen äußerten sich anders als er es erwartet hatte. Ihre Augen sprühten und wie Zorn zuckte es um ihre Lippen.

„Ah, diese schlechten Menschen — sie haben Dir also wirklich gesagt, daß Du Deine Kunst nicht mehr ausüben könntest! Und sie haben Dir keine Hoffnung gelassen — gar keine?“

Er schüttelte finster den Kopf; dann wandte er sich

gegen ihren Vater, der bis dahin wortlos hinter ihnen gestanden hatte.

„Ich habe Sie wegen meiner eigenmächtigen Handlungsweise um Verzeihung zu bitten, Herr Eckartstein! Auch ohne Ihren Besuch würden Sie noch heute Kenntnis davon erhalten haben, und die Summe, die Sie mir auf den Kaufpreis bereits gezahlt, ist in einer Stunde zu Ihrer Verfügung. Ich weiß nicht, wie Sie meine That beurteilen werden, aber ich hoffe, daß Sie mir nicht zürnen. Denn ich vermöchte zu ihrer Entschuldigung nichts zu sagen, als daß ich eben nicht anders konnte."

Eckartstein nahm seine linke Hand und drückte sie mit Wärme.

„Es ist ein schmerzlicher Anblick für mich — ich leugne es nicht. Aber man muß dem Meister wohl das Recht einräumen, seine Schöpfung zu zerstören, wenn er es für geboten hält. — Nur von dem Gelde — ich bitte Sie darum von Herzen — lassen Sie vorerst zwischen uns nicht weiter die Rede sein. Wir werden darüber später einmal Abrechnung halten."

„Ich fürchte, daß es uns dazu an Gelegenheit fehlen würde, Herr Eckartstein! Nachdem mir der behandelnde Arzt heute erklärt hat, daß ich meine rechte Hand nie mehr werde gebrauchen können, sehe ich mich vor die Notwendigkeit gestellt, ein ganz neues Leben zu beginnen. Und ich habe mich entschlossen, dieses neue Dasein, das ein sehr dunkles und bescheidenes sein wird, an irgend einem fernen Orte zu führen,

wo mich niemand kennt und wo ich wenigstens nicht bei jedem Schritt grausam an die Größe meines Unglücks erinnert werde. Vielleicht schon morgen gehe ich fort, und da —"

„Rolf!"

Es war ein Aufschrei wirklichen Entsetzens aus Nellys Munde. Ihre braunen Augen hatten sich angstvoll geöffnet und aus ihren blühenden Wangen war mit einemmal alles Blut gewichen.

„Aber das ist ja unmöglich! — Das ist ja gar nicht Dein Ernst!"

Da nahm er all seine Kraft zusammen und wandte sich ihr zu, fest entschlossen, auf der Stelle volle Klarheit zu schaffen. Mit stockendem Atem und versagender Stimme erst; dann aber mit dem beinahe harten Ausdruck eines entschiedenen Willens sprach er alles aus, was sein zuckendes Herz erfüllte. Er dankte ihr für das köstliche Geschenk ihrer Liebe, und er gab es ihr zurück, weil es selbstverständlich niemals ihre Absicht gewesen sein könne, es an einen Krüppel wegzuwerfen. Wäre nicht seine marmorne Blässe gewesen und das verräterische Zucken an seinen Mundwinkeln, so hätte der Klang seiner Worte wohl die Vermutung zulassen können, daß er diese Entsagung leichten Herzens übe. Nelly aber wußte diesen Zeichen, an denen all seine tapfere Selbstbeherrschung zu Schanden wurde, die rechte Deutung zu geben, und noch ehe er ganz zu Ende gekommen war, rief sie, unfähig, ihn länger anzuhören, zwischen Lachen und Weinen ihrem Vater zu:

„Aber so sage ihm doch endlich, daß ich es bereits gewußt habe — sage ihm doch, daß wir gar nicht daran denken, ihm sein Wort zurückzugeben! Ist er doch sonst im stande, vor lauter Großmut uns beide sterbenselend zu machen.“

„In der That, mein lieber Rolf,“ sagte Eckartstein, indem er ihn ein wenig von dem zerschnittenen Bilde fortzog, „was Sie uns da von der unerfreulichen Aeußerung des Arztes mitteilen, ist keine Neuigkeit mehr für uns. Mein Neffe hat uns längst auf diese Wahrscheinlichkeit vorbereitet, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, Nelly davon in Kenntnis zu setzen. Wie Sie selber die Sachlage beurteilen würden, konnte ich bei der Ehrenhaftigkeit Ihres Charakters ja voraussehen, und da Sie mich bisher eigentlich gar nicht um meine Einwilligung befragt haben, war ja auch von einem förmlichen Verlöbnis bis zur Stunde wohl nicht die Rede. Meine Tochter war also bei ihrer Entschließung an nichts gebunden als an die Stimme des eigenen Herzens, und sie hat Zeit genug gehabt, mit sich selber zu Rate zu gehen. Wenn sie Ihnen nun trotzdem soeben erklärt hat, daß sie nicht gesonnen sei, Ihnen das verpfändete Wort zurückzugeben, so werden Sie, wie ich denke, wohl genötigt sein, eine solche Entscheidung zu achten.“

„Sie zerreißen mir das Herz mit Ihrer Güte,“ rief der Maler in heftig ausbrechender Leidenschaft. „Sehen Sie denn nicht, daß mir meine eigene Ehre verbietet, dieses Glück anzunehmen, das heute nur noch

ein Almosen wäre, weil ich gar nicht mehr die Möglichkeit habe, es mir zu verdienen? Ich konnte trotz meiner Armut um Nelly werben, so lange mir der Weg zu den höchsten Zielen offen stand — jetzt aber, wo ich verurteilt bin, mein Leben lang elend im Staub zu kriechen —"

Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Da fühlte er zwei weiche Arme an seinem Halse, und eine holde Stimme flüsterte ihm mit gar süßen Schmeichellauten ins Ohr:

„Aber ich habe doch nicht die Bilder geliebt, die Du künftig malen solltest, sondern nur Dich — Dich ganz allein. Und ich gebe Dich nicht wieder frei, als bis Du mir gesagt hast, daß Du mich nicht mehr magst."

„Und wovon sollte ich uns ernähren? Womit sollte ich das Feuer auf unserem Herde anzünden, Nelly? Willst Du, daß ich mein tägliches Brot als ein Geschenk von Dir oder Deinem Vater empfange?"

„Das ist ein Bedenken, welches ich sehr wohl verstehe," sagte Eckartstein an Stelle der Gefragten, „und gerade um über diesen Punkt mit Ihnen zu sprechen, kam ich hierher. Denn es ist wohl besser, wenn dies zwischen uns erledigt ist, bevor Sie auch meine Frau um ihren mütterlichen Segen bitten. Sie haben, wie ich annehme, noch keine unumstößliche Entscheidung hinsichtlich eines neuen Lebensberufes getroffen."

Rolf schüttelte den Kopf.

„Nein. Wie sollte ich auch! Abgesehen etwa von

dem Beruf eines Leierkastenmannes ist mir bis jetzt keiner eingefallen, dem man mit halben Gliedmaßen nachgehen könnte.“

„Sie übertreiben Ihr Gebrechen, lieber Sohn! Ich wüßte wohl eine Thätigkeit für Sie, die Sie völlig unabhängig machen würde, und die nach meiner Ueberzeugung ganz darnach angethan ist, einem tüchtigen Manne volle Befriedigung zu gewähren. Es steckt vielleicht ein bißchen Eigennutz in meinem Vorschlag; aber ich hoffe, Sie werden sich dadurch nicht bestimmen lassen, ihn abzulehnen.“

„Und von welcher Art sollte diese Thätigkeit sein?“ fragte Rolf zweifelnd.

„Ich möchte Ihnen raten, ein Landwirt zu werden. Sie lieben die Natur, und es wird Ihnen darum nicht schwer fallen, sich in die Verhältnisse dieses schönen und vielseitigen Berufes einzuleben. Der Oberinspektor auf meiner Besitzung ist ein tüchtiger und liebenswürdiger Mann. Wenn er Ihren Lehrmeister macht, können Sie sich den Besuch aller landwirtschaftlichen Hochschulen und Akademien ersparen. Und es wäre ein großes, lohnendes Arbeitsfeld, das sich damit vor Ihnen aufthäte. Ich würde bei zunehmendem Alter eine rüstige junge Kraft an meiner Seite wissen, und ich würde gewissen unvermeidlichen Ereignissen mit dem beruhigenden Bewußtsein entgegensehen können, daß die liebgewordene Scholle nicht dereinst in fremde Hände übergehen wird. Scheint es Ihnen nicht der Mühe wert, diesen Vorschlag in Erwägung zu ziehen?“

Nelly hatte sich wieder an die Seite des Geliebten geschmiegt. Ihre braunen Augen hingen mit dem Ausdruck einer innigen Bitte an seinem Gesicht. Rolf aber warf einen forschenden Blick auf Eckartstein und fragte zögernd:

„Und es wäre nicht nur eine neue Form des Wohlthuns, die Sie da für mich gefunden hätten? — Sie glauben, daß ich mir rechtschaffen mein Brot damit verdienen könnte?"

„Wenn Sie den Willen dazu haben, gewiß! — Und mehr als das — Sie könnten mich durch Ihren Beistand mit der Zeit zu Ihrem Schuldner machen."

„Und wie herrlich wird es sein, wenn wir alle mit einander auf Frauensee leben — wenn ich mein liebes, einziges Herzensväterchen auch nach der Hochzeit nicht zu verlassen brauche. Wenn Du mich nur ein ganz klein wenig gern hast, Rolf, kannst Du es ja gar nicht übers Herz bringen, auf einen solchen Vorschlag anders als mit Ja zu antworten."

Und er brachte es wirklich nicht übers Herz. So heiliger Ernst es ihm auch mit seinem Verzicht auf das Glück gewesen war — mit so unerbittlicher Festigkeit er sich den Entschluß abgezwungen hatte, nur dem Gebot seiner Mannesehre zu gehorchen — nun, da sich ihm unerwartet die Aussicht auf einen Weg erschloß, der dennoch in das verlorene Paradies zurückführen konnte, gewannen die Lebensfreude und der Lebensdurst seiner warmblütigen Jugend rasch wieder den Sieg über jene düster resignirte Stimmung.

Er streckte Eckartstein seine Hand entgegen und rief:

„Mein Leben und meine Arbeitskraft gehören Ihnen. Und wenn Ihre Erwartungen sich erfüllen, wenn Sie meinem zwecklos gewordenen Dasein wieder Inhalt und Wert gegeben haben, dann will ich Ihnen als meinem Retter und meinem Wohlthäter danken bis zum letzten Atemzuge.“

Eckartstein umarmte ihn bewegt und zog dann auch sein strahlendes Töchterchen zu sich heran.

„Ich habe ja keinen andern Wunsch als den, euch glücklich zu sehen, meine Kinder!“

Keines von den dreien vernahm den halblauten Ausruf schmerzlichster Ueberraschung, der in diesem Augenblick an der Thür des Ateliers hörbar wurde. Nelly hatte es vorhin in ihrer erwartungsvollen Aufregung versäumt, die Klinke hinter sich herab zu drücken; die Thür war nur angelehnt geblieben, und so hatte die heimkehrende Elfriede eine Zeugin der letzten Vorgänge werden können, ohne daß ihre Gegenwart bemerkt worden wäre. Auch wenn sie Eckartsteins zärtlich gerührte Worte nicht vernommen hätte, würde die unzweideutige Situation ihr auf den ersten Blick die Gewißheit gegeben haben, daß Rolf sich dem Mörder seines unglücklichen Vaters niemals inniger verbunden gefühlt habe als in diesem Augenblick.

Und abermals kämpfte sie sekundenlang jenen schrecklichen Kampf, durch den sie während dieser letzten Wochen um ihre Jugend und um den Frieden ihrer Seele gekommen war. Und mächtiger als je zuvor war zu-

gleich mit der Erinnerung an die entsetzliche Nachtwache im Arbeitszimmer Eckartsteins diesmal die Versuchung, vor den heuchlerischen Urheber ihres Unglücks hinzutreten und ihn mit flammenden Worten an sein eigenes Schuldbekenntnis zu mahnen, das so ganz aus seinem Gedächtnis geschwunden schien.

Aber die Furcht vor dem Grausigen, das dann folgen müßte, und das Mitleid mit dem holden, unschuldigen, ahnungslosen Geschöpfchen, das sich so kindlich vertrauensvoll in den Arm des Mörders schmiegte, verschloß ihr auch diesmal noch die Lippen.

Behutsam und geräuschlos wie sie vorhin auf die Schwelle getreten war, zog sie sich wieder zurück. Keines von den dreien im Atelier hatte die furchtbare Gefahr geahnt, die für einen Moment über ihren Häuptern gewesen war, und auch als nebenan eine Thür schwer ins Schloß fiel, dachte Rolf nicht daran, daß das nur im Zimmer seiner Schwester gewesen sein konnte.

Nach langer Zeit erst — denn sie hatten einander ja so unendlich viel zu erzählen gehabt — geleitete er seine Gäste hinaus.

„Auf ein glückliches Morgen!“ rief er ihnen nach, als sie die steile Treppe des vierten Stockwerks hinab stiegen. Dann kehrte er in das Atelier zurück mit einem leisen Gefühl des Erstaunens darüber, daß von dem Kummer über seine verstorbenen Künstlerträume mit einemmal kaum noch ein schwacher, wehmütiger Nachklang in seinem Herzen war.

Nach Verlauf von Stunden erst sah er seine Schwester wieder. Er glaubte, daß es nur der Gegensatz zu Nellys blühender Jugend sei, der ihm ihr Gesicht so schmal und verfallen erscheinen ließ. Liebevoll hieß er sie willkommen und zärtlich zog er sie neben sich auf das Ruhebett nieder. Mit einer übersprudelnden Gesprächigkeit, die ebenso sehr seiner glücklichen Aufregung als seiner Befangenheit entsprang, teilte er ihr mit, was inzwischen geschehen war. Elfriede unterbrach ihn nicht mit einem einzigen Wort. In statuenhafter Unbeweglichkeit saß sie an seiner Seite; nur ihre großen, dunklen Augen ruhten unverwandt auf seinem Gesicht.

Auch als er geendet hatte, blieb sie stumm. Da sprang er ungeduldig auf und rief:

„Aber warum sprichst Du gar nicht? Warum hast Du kein Wort der Freude — keinen Glückwunsch für mich?“

Sie senkte das Haupt und ihre Hände falteten sich müde im Schoße.

„Ich habe das Geld geholt, von dem wir sprachen,“ sagte sie nach einem langen Schweigen statt der Antwort, auf die er geharrt hatte, „aber Du hast nun wohl keine Verwendung mehr dafür?“

„Nein. Ich danke Dir von Herzen für Deine gute Absicht; aber unter den veränderten Verhältnissen trage ich allerdings keine Bedenken mehr, ein Darlehen von meinem künftigen Schwiegervater anzunehmen.“

Ein Erschauern ging über ihren schlanken Leib, als

er Eckartstein diesen vertrauten Namen gab; aber sie war in den schweren Stunden des Zweifels, die jetzt hinter ihr lagen, zu dem Entschluß gekommen, um seines Glückes willen zu schweigen, und mit der ganzen Tapferkeit ihrer starken Natur blieb sie diesem hart erkämpften Entschlusse getreu.

„Ich möchte Dich trotzdem bitten, es in Verwahrung zu nehmen,“ fuhr sie in derselben tonlosen Gleichgiltigkeit fort, die ihn gerade in diesem Augenblick so empfindlich verletzte. „Du könntest doch eines Tages etwas davon brauchen, und wir werden dann vielleicht zu weit von einander getrennt sein, als daß ich Dir's auf brieflichem Wege rechtzeitig zustellen könnte. Und in jedem Fall ist es ja bei Dir ebenso gut aufgehoben als bei einem Bankier.“

„Aber ich gebe Dir die Versicherung, daß ich nicht mehr daran denke, etwas von diesem Gelde zu nehmen. Und da Du jetzt, wie ich hoffe, in das Haus Eckartsteins zurückkehren wirst —“

Sie unterbrach ihn mit einem Kopfschütteln.

„Nein, das werde ich nicht. Die Gründe, welche Dich bestimmt haben, Deinen Zukunftsplan zu ändern, haben für mich keine Geltung. Ich reise morgen früh von hier ab, um mir an irgend einem andern Orte mein Brot zu suchen.“

„Aber weshalb in aller Welt willst Du jetzt noch darauf beharren? Was können diese edlen, hochsinnigen Menschen Dir zu leide gethan haben, daß Du ihnen eine so unverzeihliche Kränkung zufügen willst?“

„Frage mich darnach nicht, Rolf! Es ist genug, wenn eines von uns unglücklich ist.“

Dieser immer gleiche Ton einer schmerzlich müden Resignation regte ihn auf. Er war nicht mehr im stande, seinen wachsenden Unmut ganz zu unterdrücken.

„Nun gut, ich will mich nicht in Dein Vertrauen drängen, aber Du darfst alsdann auch nicht von mir fordern, daß ich Dein unbegreifliches Benehmen blindlings gutheiße. Könnte man doch nachgerade beinahe auf die Vermutung kommen, daß es nichts als eine Art von lächerlicher Eifersucht sei, die aus Dir spricht. Ich habe es wohl bemerkt, wie feindselig Du von Anfang an meine Liebe zu Nelly angesehen hast, und es war ein nicht gerade überwältigender Beweis von schwesterlicher Zärtlichkeit, daß Du es vorhin so eilig hattest, mich in meiner Entsagung zu bestärken, obwohl Du doch genau wissen mußtest, daß ich dadurch für den ganzen Rest meines Lebens grenzenlos unglücklich werden würde. Du hast mich zur Ausführung meines verhängnisvollen Entschlusses ja förmlich gedrängt, und es ist wahrhaftig nicht Dein Verdienst, wenn ich durch die Großherzigkeit anderer davor bewahrt geblieben bin, blind in ein unabsehbares Elend hinein zu rennen.“

Elfriede hatte alle diese unverdienten Vorwürfe über sich ergehen lassen, ohne sich mit einem Wort oder auch nur mit einem unwilligen Blick dagegen aufzulehnen. Nun stand sie langsam auf und wandte sich zum Gehen.

„Ich begreife vollkommen, daß Du mich für sehr schlecht und selbstsüchtig hältst," sagte sie, und es war nicht der leiseste Klang von gereizter Empfindlichkeit in ihrer Erwiderung. „Gerade deshalb ist es wohl für uns alle am besten, wenn ich gehe. Und es ist überdies ein Entschluß, an dem nichts mehr zu ändern ist. Wegen dieses Geldes hier können wir vor meiner Abreise ja noch einmal mit einander sprechen."

Sie hatte ein kleines Päckchen von Kassenscheinen vor sich auf den Tisch niedergelegt und verließ nun, ohne seine Antwort abzuwarten, das Zimmer. Als sie schon an der Thür war, machte Rolf wohl eine Bewegung, wie wenn er sie zurückhalten wollte, aber der Ausdruck einer starren, eisigen Ruhe auf ihrem Gesicht war es, der ihn daran hinderte. Stumm und mit trotzig zusammengepreßten Lippen sah er sie gehen, fest überzeugt, daß er es sei, dem in dieser Stunde eine schwere Kränkung zugefügt worden war und entschlossen, den ersten Schritt einer Wiederannäherung diesmal der Schwester zu überlassen.

„Wie war es nur möglich, daß ich mich alle diese Jahre hindurch so in ihr täuschen konnte!" dachte er mit Bitterkeit. „Ich glaubte sie für mich selbst des schwersten Opfers fähig, und nun wäre es ihr offenbar viel lieber gewesen, wenn sie mich unglücklich gesehen hätte. Denn wenn sie wirklich etwas Triftiges zur Erklärung ihres Verhaltens vorbringen könnte, hätte sie es ja gewiß nicht verschwiegen."

Und mit dieser letzten Erwägung kämpfte er all

die Zweifel nieder, die ihm doch hinsichtlich der Berechtigung seines eigenen Benehmens gegen die Schwester kommen wollten. Davon, daß sie nebenan in ihrem Stübchen verzweifelnd auf den Knieen lag und leise in sich hinein schluchzte, ahnte er ja nichts. Es war ihr allem Anschein nach so leicht geworden, sich von ihm loszusagen, wie hätte er da vermuten können, daß ihr jetzt die Gewißheit, ihn verloren zu haben, wie mit scharfen Messern das Herz zerriß!

Fünfzehntes Kapitel.

Es war acht Monate später, an einem linden Spätnachmittage im August. Die Table d'hôte im Gasthause „Zum schwarzen Adler" in Grindelwald war vorüber, und ein großer Teil der zahlreichen, aus aller Herren Länder bunt zusammengewürfelten Tischgesellschaft hatte den Speisesaal bereits verlassen. Nur hier und da waren noch einzelne Gruppen sitzen geblieben, die selbst der herrliche Sommerabend nicht in die unvergleichliche Gebirgsnatur da draußen hinaus zu locken vermochte.

Eine kleine, verschrumpfte alte Dame mit schneeweißen Schläfenlöckchen und einem fatalen Raubvogelgesicht beherrschte in einer dieser Gruppen mit ihrer scharfen, dünnen Stimme fast ausschließlich die Unterhaltung. Sie wurde von dem schmächtigen jungen Mädchen an ihrer Seite mit „Großmama" angeredet, während ihr die übrige Umgebung mit mehr oder weniger ehrfurchtsvollem Ausdruck den Titel einer Geheimrätin gab. Diese Umgebung aber bestand außer Elfriede Hartmann in einer kleinen Anzahl von jüngeren

Herren, deren jeder mit sichtlichem Eifer bemüht war, vor der alten Dame und ihrer bleichsüchtigen Enkelin seine gesellschaftlichen Tugenden in das hellste Licht zu setzen.

Nun gesellte sich ein neuer Ankömmling zu dem Kreise, ein kleiner, dicker Mann von etwa fünfzig Jahren, mit häßlichen Zügen und verkniffenen, stechenden Augen. Schon seit einigen Minuten hatte sein Blick unausgesetzt auf dem hellbeleuchteten, schönen Antlitz Elfriedens geruht, die mit leicht gesenktem Haupte schweigend dasaß und augenscheinlich nicht das geringste Interesse für die um sie her geführte Unterhaltung hatte. Jetzt aber wandte er sich nicht an sie, sondern verbeugte sich sehr tief vor der alten Dame mit dem Raubvogelgesicht.

„Ich bin glücklich, Frau Kommerzienrätin, daß mir der Zufall das Vergnügen dieser Begegnung verschafft hat. Ich weiß allerdings nicht, ob ich die Ehre habe, daß Sie sich meiner noch erinnern. Mein Name ist Paul Schweizer — von der Firma Schweizer und Compagnie — und ich hatte die Auszeichnung, vor Jahren mit Ihrem verewigten Herrn Gemahl in geschäftlicher Verbindung zu stehen.“

Bei dem Klang seiner Stimme hatte Elfriede den dunklen Kopf erhoben, und ein Ausdruck des Unbehagens war wie ein Schatten über ihre Züge geglitten. Aber sie hatte von ihrem ehemaligen Prinzipal nicht weiter Notiz genommen, und als er mit einem lauernden Seitenblick über sie hinstreifte, hatte sie so gleich=

mütig an ihm vorbei gesehen, als wenn er ihr ein völlig Fremder wäre.

Die Geheime Kommerzienrätin mit den weißen Stirnlöckchen mußte sich ein wenig besinnen, ehe der Name und die Gestalt des Herrn Paul Schweizer wieder in ihrer Erinnerung auftauchten; da aber sein Benehmen ein sehr artiges, ja geradezu unterwürfiges war, und da er auch dem bleichsüchtigen Fräulein Tischendorf, ihrer Enkelin, schon während der ersten Minuten einige faustdicke Komplimente sagte, wurde er gnädig aufgefordert, sich zu den Damen zu setzen, und die Geheimrätin selbst machte ihn mit ihrer Gesellschaft bekannt.

Dabei schien es ihr allerdings überflüssig, ihn auch Elfriede vorzustellen, und erst als er sich mit ungewissem Blick vor der jungen Dame verbeugte, sagte sie mit echtem Emporkömmlingshochmut von oben herab:

„Fräulein Hartmann — unser Gesellschaftsfräulein.“

Schweizer erwartete offenbar irgend eine Aeußerung, die sich auf ihre frühere Bekanntschaft beziehen sollte. Da dieselbe aber ausblieb und Elfriede vielmehr fortfuhr, ihn wie einen Fremden zu behandeln, verzichtete auch er auf jede dahingehende Anspielung und begann in jenen süßlichen Redensarten, welche die kleine Münze halbgebildeter Sommertouristen sind, von den erhabenen Schönheiten des Berner Oberlandes zu sprechen. Man mußte dieses Thema hier indessen wohl schon genügend abgehandelt haben; denn einer der jungen Herren unterbrach den Kaufmann mitten in seinem wortreichen

Hymnus, indem er sich gegen das magere Fräulein Tischendorf wandte.

„Wissen Sie auch noch, gnädiges Fräulein, daß Sie uns für den heutigen Abend ein paar von Ihren köstlichen Liedern versprochen haben? Diesmal müssen Sie Wort halten, denn wir sind entschlossen, uns nicht um den erhofften Genuß bringen zu lassen."

Der ganze Chorus unterstützte diese Erklärung mit einer Ernsthaftigkeit, als handle es sich bei den erbetenen Gesangsvorträgen um ein Geschenk von unschätzbarem Werte. Fräulein Tischendorf aber zog die eckigen Schultern empor und sagte mit einem nicht sehr gnädigen Seitenblick auf Elfriede:

„Es ist ja niemand da, der mich begleiten könnte. — Da Fräulein Hartmann schon wieder an Kopfschmerzen leidet und von Ihnen keiner musikalisch genug ist, mich zu accompagniren —"

Etwas wie ein kleiner Seufzer schloß ihre Rede; die dünne Stimme der Kommerzienrätin aber sagte noch schärfer als zuvor:

„Fräulein Hartmann wird nicht so krank sein, um Dir diese kleine Gefälligkeit verweigern zu müssen. Auch ich möchte Dich gern einmal wieder singen hören, und wenn Du es versprochen hast, mußt Du Deine Zusage selbstverständlich erfüllen."

Die ersten, mit einer halben Wendung des Kopfes an Elfriede gerichteten Worte hatten ganz den herrischen Klang eines Befehls gehabt, und das junge Mädchen war schweigend aufgestanden, um sich an das Klavier

zu begeben. Während sich Fräulein Tischendorf noch ein wenig zierte, um die Bitten ihrer Verehrer bis zum heißesten Flehen zu steigern, nahm Paul Schweizer die günstige Gelegenheit wahr, sich an Elfriedens Seite zu stehlen.

„Wenn Sie sich wirklich leidend fühlen, hätten Sie es doch ablehnen sollen, die Begleitung zu übernehmen,“ flüsterte er ihr in einem Tone zärtlicher Besorgnis zu. „Man kann eine solche Aufopferung unmöglich von Ihnen verlangen.“

Die Angeredete gab ihm keine Antwort, sondern fuhr fort, aus dem wild zusammengeworfenen Notenhaufen einige Hefte herauszusuchen. Aber der Kaufmann ließ sich durch das stolze Schweigen nicht abschrecken.

„Sie werden mir wenigstens gestatten, Ihnen die Blätter zu wenden. Es thut mir herzlich leid, daß ich Ihnen nicht noch viel mehr von Ihrer sauern Arbeit abnehmen kann.“

Von dem kleinen Häuflein ihrer Trabanten umgeben, erschien in diesem Augenblick auch die Enkelin der Kommerzienrätin am Klavier.

„Ich fühle, daß ich gar nicht recht disponirt bin,“ seufzte sie mit einem affektirten Räuspern. „Aber Sie haben es ja nicht anders gewollt, meine Herren!“

Mit einem sorgfältig geschulten, aber schwächlichen und wenig umfangreichen Organ sang sie einige kleine Lieder von Franz. Ihre nächste Umgebung erging sich nach jedem derselben in den überschwenglichsten Aeußerungen des Entzückens, am andern Ende des Saales

aber, wo noch mehrere Herren bei Wein und Cigarren zusammen saßen, äußerte jemand halblaut:

„Man muß in der That die glückliche Erbin mehrerer Millionen sein, um mit einer solchen Stimme soviel Enthusiasmus zu erregen.“

Bei dem letzten Vortrage gab es sogar einige fatale Schwankungen, die durch die Unsicherheit der Sängerin herbeigeführt waren und die bei minder geschickter Begleitung ohne Zweifel ein vollständiges Fiasko im Gefolge gehabt haben würden. Fräulein Tischendorf war ihrer Partnerin am Klavier für die mühsam gelungene Rettung zu besonderem Danke verpflichtet, aber sie entledigte sich dieser Pflicht auf eine etwas seltsame Art, indem sie sehr hochmütig, fast im Tone eines Verweises, sagte:

„Es scheint, daß ich dieses Lied doch noch öfter mit Ihnen hätte probiren müssen, Fräulein Hartmann!“

Auch jetzt erwiderte die Gesellschafterin kein Wort, aber als dann von neuem die krähende Stimme der Geheimrätin laut wurde mit der an ihre Enkelin gerichteten Aufforderung, jetzt noch ein paar Duette mit dem „Fräulein“ zu singen, stand Elfriede plötzlich auf.

„Ich muß um Entschuldigung bitten; aber dazu bin ich heute abend wirklich nicht im stande.“

Aus den von zahllosen Runzeln umgebenen Eulenaugen der alten Dame traf sie ein giftiger Blick.

„Das thut mir allerdings sehr leid, mein liebes Fräulein! Sie sagten mir früher nichts davon, daß Sie so kränklich seien. Jedenfalls möchte ich Ihnen

unter solchen Umständen empfehlen, den Abend auf Ihrem Zimmer zu verbringen."

Es war etwas tief Verletzendes in der Art, wie sie das alles sehr laut vor den vielen wildfremden Menschen sagte. Eine peinliche Stille war unter den noch im Saale anwesenden Personen entstanden, und während dieses bedrückenden Schweigens ging die Gesellschafterin stumm hinaus.

Aber sie begab sich nicht auf ihr Zimmer, wie es ihr befohlen worden war, sondern trat auf die Terrasse hinaus, die in den Garten des Gasthauses führte. In ihrer ganzen überwältigenden Großartigkeit lag die erhabene Welt der Hochalpen hier vor ihren Blicken, in der abendlichen Beleuchtung wie von einem feinen, zitternden Dunstschleier umwoben. Als wären sie zum Greifen nahe gerückt, zeichneten sich die gewaltigen, schimmernden Riesenhäupter des Eiger, der Jungfrau und des finstern Schreckhorn gegen den lichtblauen Himmel ab, in dessen kristallener Unendlichkeit die bleiche Mondsichel wie ein feines weißes Federwölkchen schwamm.

Zu dem freundlichen Gestirn empor richteten sich Elfriedens Augen, und all das tiefe Weh, das sie vorhin da drinnen im Saale keinem der gleichgiltigen und lieblosen Menschen hatte offenbaren wollen, spiegelte sich jetzt auf ihrem Grunde. Sie hatte in diesen letzten Monaten bereits alle Qualen eines demütigenden Dienstverhältnisses auskosten müssen, und sie hatte ihr Schicksal getragen ohne zu murren, weil sie ja schließlich

immer nur die eine Frone gegen die andere hätte vertauschen können; die Behandlung aber, die man ihr neuerdings zu teil werden ließ, fing doch an unerträglich zu werden; und hier, inmitten einer großartigen Natur, die mehr als jede andere landschaftliche Scenerie den Geist der Freiheit zu atmen schien, überkam sie eine heiße, unbezwingliche Sehnsucht nach Befreiung von diesem erniedrigenden Joch.

„So hat mich die Ahnung doch nicht betrogen, die mich hier draußen nach Ihnen suchen ließ," klang plötzlich die Stimme des Herrn Schweizer hart an ihrer Seite. „Welch ein abscheulicher Auftritt, mein liebes Fräulein! Die Alte galt zwar schon zu Lebzeiten des armen Kommerzienrats für einen Drachen, jetzt aber kann sie es allem Anscheine nach getrost mit des Teufels Großmutter aufnehmen. Und dies hochnasige, alberne Ding — ihre Enkelin! Wie in aller Welt konnten Sie sich nur in ein Abhängigkeitsverhältnis zu solchen Leuten setzen, Fräulein Elfriede?"

Sie war ein wenig zurückgewichen, weil er sich in unverschämter Vertraulichkeit an sie herangedrängt hatte, und mit einem stolzen, kühl abweisenden Blick streifte sie über ihn hin.

„Sie sind im Irrtum, mein Herr, wenn Sie glauben, mir mit solchen Dingen etwas Angenehmes zu sagen, und ich weiß nicht, wodurch ich Ihnen einen Anlaß gegeben habe, es zu vermuten."

„So zürnen Sie mir noch immer wegen jenes kleinen Vorkommnisses, das zu meinem innigsten

Bedauern Ihren Austritt aus meinem Comptoir zur Folge hatte? Das thut mir sehr weh, denn Sie ahnen nicht, wie schwer es mir damals geworden ist, um der Leute willen so unfreundlich gegen Sie aufzutreten."

„Aber ich denke gar nicht daran, Ihnen zu zürnen. Jene Ereignisse sind für mich längst abgethan, und ich habe nicht das geringste Interesse daran, mich ihrer heute noch zu erinnern."

„O, ich merke wohl, daß Sie an der Uneigennützigkeit meiner Teilnahme zweifeln. Und doch fügen Sie mir damit bitteres Unrecht zu — heute wie damals. Niemand kann es besser mit Ihnen meinen als ich. Sie sollten mich wirklich einmal auf die Probe stellen, mein liebes Fräulein."

„Ich trage kein Verlangen nach irgend jemandes Teilnahme, Herr Schweizer — Ihr Bedauern ist am unrechten Ort; denn ich selber habe mir mein Leben so eingerichtet, wie ich es gegenwärtig führe."

„Vermutlich, weil es sich eben nicht anders einrichten ließ," beharrte er mit der Aufdringlichkeit eines Menschen, der unter allen Umständen entschlossen ist, sein Ziel zu erreichen. „Sie bemühen sich vergebens, mich darüber zu täuschen. Ich habe Sie schon während der ganzen Dauer der Table d'hôte beobachtet und es Ihnen vom Gesicht gelesen, wie schwer Sie unter der hochmütigen Behandlung dieser alten Megäre zu leiden haben. Nur um Ihretwillen habe ich es über mich genommen, den beiden eine halbe Stunde lang Artigkeiten zu sagen. Denn ich bin noch immer Ihr

aufrichtiger Freund, wie stark Sie es auch zu bezweifeln scheinen, und ich möchte Ihnen so gerne helfen, sich aus diesen unwürdigen Verhältnissen zu befreien."

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht länger Rede stehen kann," unterbrach Elfriede seine Versicherungen. Aber er hinderte sie daran, in das Haus zurückzukehren, indem er ihr geradezu den Weg vertrat.

„Erklären Sie mir wenigstens, weshalb Sie durchaus kein Vertrauen zu mir fassen wollen," drängte er. „Bin ich nicht ein Mann, der den Jahren nach sehr wohl Ihr Vater sein könnte? Wenn Sie sich meinem Schutze übergeben, so werde ich Sorge tragen, daß Sie hier Ihre Entlassung erhalten, und ich werde Ihnen in meinem Geschäft eine Stellung geben, die viel angenehmer und unabhängiger sein soll als Ihre frühere. Heute noch könnten wir gemeinschaftlich die Reise in die Heimat antreten, und —"

„Aber ich will nicht — so begreifen Sie doch endlich, daß ich nicht will! Ihre Anerbietungen sind mir lästig, und ich muß Sie ernstlich bitten, sich nicht weiter damit zu bemühen."

Der kleine, dicke Mann wurde dunkelrot vor Aerger.

„Nun, Sie müssen ja freilich selber am besten wissen, was Sie zu thun haben," sagte er giftig. „Aber es dürfte Ihnen eines Tages leid thun, daß Sie keine freundlichere Antwort für mich hatten. Das hübsche Gesichtchen, auf das Sie sich heute noch so viel einzubilden scheinen, werden Sie auch nicht ewig behalten und —"

„Muß es Ihnen noch einmal wiederholt werden, Herr, daß Sie dem Fräulein lästig sind mit Ihrem dreisten Geschwätz? — In Ihrem eigenen Interesse rate ich Ihnen, sich jetzt so schleunig als möglich zurückzuziehen!“

Das war hinter ihnen von einer wohlklingenden Männerstimme mit einem Nachdruck gesprochen worden, der Herrn Paul Schweizer keinen Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Aufforderung lassen konnte. Er drehte denn auch in einiger Bestürzung den Kopf, und wenn sich ihm etwa eine unverschämte Erwiderung hatte auf die Lippen drängen wollen, so zog er es weislich vor, sie zu unterdrücken, als er des blondbärtigen jungen Riesen ansichtig wurde, dessen blaue Augen mit einem so zornfunkelnden Blick auf ihm ruhten.

Mit einigen zwischen den geschlossenen Zähnen gemurmelten Worten, die für die anderen ganz unverständlich blieben, wandte er sich wirklich zum Gehen und schlich wie ein gescholtener Hund in das Haus zurück.

Nur für einen flüchtigen Moment sah Elfriede zu dem Ritter empor, der ihr da so unerwartet erstanden war. Dann hatte sie ihr Haupt sogleich wieder gesenkt, und es blieb ungewiß, ob es Freude oder Verdruß war, was sie über die unverhoffte Begegnung empfand.

„Ich habe Sie wegen meiner Einmischung wohl um Vergebung zu bitten, Fräulein Hartmann,“ sagte Helmuth unsicher. „Es war selbstverständlich nicht

meine Absicht, Sie zu belauschen, aber ich hatte die unbestimmte Empfindung, daß dieser Mensch sich aufdringlich gegen Sie benehme. Hoffentlich denken Sie jetzt dasselbe nicht auch von mir."

„Nein, Herr Doktor! Ich bin Ihnen vielmehr für Ihre gute Absicht herzlich dankbar," erwiderte sie leise, und zögernd reichte sie ihm dabei ihre Hand. „Aber ich ahnte bis zu diesem Augenblick allerdings nicht, daß auch Sie hier in Grindelwald seien."

„Vor einer Stunde erst bin ich angekommen. Ich erkannte Sie sofort, aber ich wagte es nicht, mich Ihnen zu nähern; denn Sie waren da am Klavier von so vielen Bekannten umgeben, und außerdem wußte ich ja nicht —"

Er stockte, und Elfriede schien kein Interesse daran zu haben, daß er seinen Satz vollende, denn sie warf ziemlich hastig dazwischen:

„So befinden Sie sich vermutlich auf einer Ferienreise durch die Schweiz?"

„Ich habe die Absicht, einige Bergbesteigungen zu unternehmen und wählte, wie schon in früheren Jahren, Grindelwald zu meinem Standquartier. — Sie aber, Fräulein Hartmann, werden Sie noch längere Zeit hier verweilen?"

Sie machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht. Meine Damen pflegen ihre Dispositionen ziemlich unvermittelt zu treffen, oder sie lieben es doch wenigstens nicht, sich vorher mit mir darüber zu unterhalten."

„Sie sind also nicht mehr die Herrin Ihres Willens — und es ist diese häßliche alte Frau mit der kreischenden Stimme, von der Sie abhängig sind?"

„Ja, sie hat mich als Reisebegleitung und als sogenanntes Gesellschaftsfräulein für ihre Enkelin engagirt, und ich muß ihr wohl dankbar dafür sein, denn zwei ganze Monate hindurch hatte ich mich vergebens um irgend eine Anstellung bemüht."

„Warum aber mußten Sie durchaus eine solche Anstellung haben?" fragte er beklommen, als fürchte er, daß sie ihm mit derselben schroffen Zurückweisung antworten könnte, die vorhin dem dicken Herrn Schweizer zu teil geworden war. „Keiner von uns hat das begreifen können, und es hat meine Verwandten tief betrübt, daß Sie ihnen nicht einmal Gelegenheit gaben, sich von Ihnen zu verabschieden. Wenn wirklich irgend ein Mißverständnis vorgelegen haben sollte, warum haben Sie meinen Angehörigen nicht wenigstens die Möglichkeit gewährt, es aufzuklären?"

„Weil es nichts aufzuklären gab, Herr Doktor! Trotz der schonenden Form, in die Sie Ihren Vorwurf kleiden, weiß ich sehr wohl, daß man mich in jenem Hause für unhöflich und undankbar hält. Aber ich kann nichts thun, mich von diesem Verdacht zu reinigen, denn ich bin leider dazu verurteilt, über die Beweggründe meiner damaligen Handlungsweise zu schweigen."

„Und diese Beweggründe — werden sie denn ewig ihre Geltung behalten? Können Sie sich noch immer nicht entschließen, dahin zurückzukehren, wo man Sie

so freudig empfangen wird wie vielleicht nirgends auf Erden. Ich will nicht indiskret sein und mich nicht vorwitzig in Ihr Vertrauen drängen; aber ich sehe doch, daß Sie nicht glücklich sind, daß Sie unter den Launen fremder Menschen zu leiden haben und daß man es wagt, Ihre vermeinte Schutzlosigkeit zu mißbrauchen. Von alledem würde dort, wo man Sie längst mit Sehnsucht erwartet, nicht mehr die Rede sein. Und ich verbürge mich dafür, daß man keine Frage an Sie richten, daß man der Vergangenheit mit keinem Worte Erwähnung thun würde. Die einfache Thatsache, daß Sie zurückkehren, würde genügen, um alles vergessen zu machen, was etwa früher geschehen ist. Können Sie sich denn wirklich auch jetzt noch nicht entschließen, diesen kleinen Schritt der Annäherung zu thun?"

Ihre Lippen hatten sich immer fester zusammengepreßt, während er so auf sie einsprach. Nun schüttelte sie energisch den Kopf.

„Es ist unmöglich! — Lassen Sie mich auch weiter meine eigenen Wege gehen. Denn der Tag, an dem ich in das Haus Ihres Oheims zurückkehrte, würde weder für Ihre Angehörigen noch für mich selbst ein glücklicher sein."

„So werden Sie auch der Vermählung Ihres Bruders fern bleiben? — Wahrhaftig, es müssen sehr gewichtige Gründe sein, die Sie zu einem solchen Entschluß bestimmen können."

Eine schmerzliche, vorwurfsvolle Bitterkeit war in seinen letzten Worten gewesen, da richtete sie zum ersten=

male wieder ihre Augen voll auf sein Gesicht und sagt in schwerer Betonung:

„Hatten Sie daran überhaupt einen Zweifel? — Ich darf zu Ihnen so wenig davon sprechen als zu irgend einem andern Menschen; aber ich möchte doch verhindern, daß Sie mein Benehmen nur für die Aeußerung einer undankbaren Laune halten. Meine heiligen Pflichten gegen einen Toten sind es, die mich auf immer von jenem Hause entfernen. Der Schatten dieses Toten steht zwischen Ihren Verwandten und mir — jeder Versuch einer Annäherung müßte ihn vollends heraufbeschwören und ein unabsehbares Unheil würde die Folge davon sein. Es ist nicht Mangel an Liebe, wenn ich nicht auf meines Bruders Hochzeit erscheine — sondern es ist einzig der Wunsch, ihm das Glück zu erhalten, ohne das er vielleicht nicht würde leben können. Es mag wohl sein, daß einmal der Tag kommt, an dem Sie dies alles erfahren; für heute darf ich Ihnen keine weitere Erklärung geben, und ich bitte Sie von Herzen, keinem lebenden Wesen etwas von meinen Andeutungen zu wiederholen."

Obwohl er noch immer nicht mehr wußte als zuvor, hatte ihn doch der düstere Ernst ihrer Rede mit Bestürzung erfüllt. Worte wie diese konnten nur aus einem schmerzzerrissenen, gramvollen Herzen kommen, und wenn bisher noch etwas wie eine leise Regung von Unmut in ihm gewesen war, so gab es jetzt für kein anderes Empfinden als für das des tiefsten, zärtlichsten Mitleids Raum in seiner Seele.

„Das wird gewiß nicht geschehen," sagte er herzlich. „Aber haben Sie auch daran gedacht, daß das Recht des Toten seine Grenzen hat und daß es jedenfalls nicht so weit gehen darf, die Lebenden unglücklich zu machen? — Und dann, Fräulein Elfriede" — eine Welt von inniger Liebe war mit einemmal in dem Klang seiner Stimme — „steht der Schatten dieses unbarmherzigen Toten denn auch zwischen uns beiden? — Muß er auch uns auf ewig von einander trennen?"

Sie drückte die Hand auf das Herz und atmete schwer. Ein paar Sekunden lang lauschte er vergebens auf ihre Antwort, dann kam es tonlos und kaum vernehmlich von ihren Lippen zurück:

„Ja — er trennt auch uns. Und nun werden Sie mich nie mehr etwas Aehnliches fragen — nicht wahr?"

„Nein!" sagte er. „Denn ich sehe nun wohl, daß ein anderer kommen muß, um Ihnen das Glück zu bringen. — Möge er Ihnen recht bald erscheinen. — Gute Nacht!"

Er grüßte sie mit tief traurigem Blick. Dann verhallte sein Schritt, und sie war allein.

Sechzehntes Kapitel.

Es war um die Mittagszeit des übernächsten Tages, als eine lustig plaudernde Gesellschaft von Sommerfrischlern die Dorfstraße von Grindelwald hinanstieg. Die dünne Stimme der Kommerzienrätin tönte wieder in ihrer schneidenden Schärfe über alle anderen hinweg, aber es schien, daß sie heute in besonders gnädiger Laune war, denn sie belohnte verschiedene ihrer eigenen Bemerkungen mit einem meckernden, nicht eben wohltönenden Gelächter. Ihre rechte Hand hatte sie auf den Arm Elfriedens gestützt, da ihr das Gehen schon etwas sauer wurde, und in kurzen Zwischenräumen nötigte sie das junge Mädchen durch einen kleinen Ruck, stehen zu bleiben, weil sie erst wieder Atem schöpfen mußte. Ihre Enkelin, die bleichsüchtige Millionenerbin, war — wie gewöhnlich — von einem kleinen Schwarm eifriger Verehrer umgeben, und einer der redseligsten unter ihnen war der dicke Paul Schweizer, der seine Abreise nun schon zum zweitenmale um vierundzwanzig Stunden hinausgeschoben hatte. Seit der unzweideutigen Zurückweisung, die er von Elfriede erfahren hatte,

schien es ihm ein ganz besonderes Vergnügen zu bereiten, sich so viel als möglich in ihrer Nähe zu halten und allerlei scharf zugespitzte Bemerkungen zu machen, die nur dazu bestimmt sein konnten, sie empfindlich zu verwunden. Sie sah zwar beharrlich über ihn hinweg und gewährte ihm niemals die Genugthuung, sich von einer seiner giftigen Anspielungen gekränkt zu zeigen, aber die Kommerzienrätin war bereits auf das Benehmen des Mannes aufmerksam geworden, und ihre mißtrauischen, oft geradezu beleidigenden Fragen hatten das Blut des jungen Mädchens schon mehr als einmal in Wallung gebracht.

In heiterster Stimmung war man bis nahe an das Gasthaus gekommen, als man auf einen kleinen Zug von Männern aufmerksam wurde, die raschen Schrittes und in tiefem Schweigen an der Touristengesellschaft vorüber strebten. Der Pfarrer von Grindelwald in seinem langen schwarzen Rock ging an der Spitze; die anderen aber waren durchweg Bewohner des Dorfes, Männer von gebräuntem Antlitz und sehniger Gestalt, die rechten Typen jener Gebirgsführer, die für die besten im ganzen Schweizerlande gelten. Sie waren mit allem üblichen Rüstzeug zur Bergfahrt versehen, obwohl sich kein Tourist unter ihnen befand, aber es hatte wahrhaftig nicht den Anschein, als ob sie da einen Ausflug zu ihrem eigenen Vergnügen unternehmen wollten.

Mit ernster Freundlichkeit hatte der Pfarrer die Grüße der Sommerfrischler stumm erwidert. Als er

vorüber war, wandte sich einer der Fremden an den letzten der Männer.

„Was ist's, Jossi? — Es hat doch nicht etwa droben in den Bergen ein Unglück gegeben?“

„Ja!“ lautete die bündige Antwort. „Beim Kastensteinfirn am großen Schreckhorn — eine Eislawine! — Einer soll schon tot sein. Christen Rot, der mit einem Engländer vom oberen Eismeer kam, hat eben die Nachricht herunter gebracht. Aber wir müssen eilen, daß wir noch vor Abend hinaufkommen.“

Und damit ging er mit langen Schritten weiter, den anderen nach, die inzwischen schon einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen hatten.

Das Lachen in der kleinen Gesellschaft war plötzlich verstummt. Alles zeigte betroffene Gesichter. Nur die Kommerzienrätin, die sich ihre gute Laune nicht gerne verderben ließ, meinte in ihrem schärfsten Ton:

„Werden wieder einmal ein paar rechte Bergfexen gewesen sein, die es getroffen hat. Man sollte mit diesen Leuten, die ihr Leben so zwecklos aufs Spiel setzen, eigentlich gar kein Mitleid haben.“

Eine so lieblose Aeußerung unter dem ersten frischen Eindruck der Hiobspost war selbst denen etwas zu stark, die sonst jedes Wort aus dem Munde einer über Millionen gebietenden Dame wie eine Offenbarung bewunderten. Einer der jungen Herren, der sich ebenfalls unter die Bergsteiger rechnete, weil er bereits das Faulhorn und den Mannlichen erklommen hatte, konnte sich nicht enthalten, zu entgegnen:

„Dasselbe könnte man schließlich auch von jedem sagen, der von einem Pferde abgeworfen wird oder beim Segeln verunglückt. Irgendwie müssen sich doch die Kraft und der Wagemut des Mannes bethätigen dürfen. Und wenn die unglücklichen Opfer vielleicht die beiden Herren sind, die mir gestern erzählten, daß sie mit Ulrich Almer und Peter Jossi aufs große Schreckhorn wollten, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, gnädigste Frau Rätin, daß es sich dabei keineswegs um zwei leichtfertige Jünglinge handelt."

Natürlich wünschte man von allen Seiten, etwas Näheres über Namen und Persönlichkeit dieser beiden Touristen zu erfahren. Der junge Mann aber war nur mit dem einen von ihnen näher bekannt geworden, einem in der jüngsten Zeit vielfach mit Auszeichnung genannten Münchener Bildhauer.

„Von dem andern weiß ich bloß, daß er Arzt ist, aus Norddeutschland stammt und seinem Freunde sehr gut als Modell für einen Lohengrin oder Siegfried hätte dienen können. Den Namen habe ich bei der Vorstellung nicht recht verstanden — Helmuth Bottmann oder so ähnlich —"

Aller Augen richteten sich in diesem Moment auf Elfriede, die mit einem Ausruf des Schreckens ihren Arm von der umklammernden Hand der Rätin befreit hatte und totenbleichen Antlitzes vor den Sprechenden hingetreten war.

„Doch nicht Helmuth Bothmer? — Ich beschwöre Sie — ist es möglich, daß sein Name Helmuth Bothmer gelautet habe?"

„Allerdings,“ stammelte der Ueberraschte, „ich glaube fast, daß er so hieß. — Sie sind also mit diesem Herrn bekannt? Es thut mir leid, daß ich das nicht gewußt habe, denn ich hätte meine Vermutung sonst natürlich für mich behalten. Ich habe ja nicht den geringsten Anhalt dafür, daß es gerade seine Gesellschaft war, die von dem Unglücksfall betroffen wurde.“

Aber diese Abschwächung reichte nicht mehr hin, die angstvolle Aufregung des jungen Mädchens zu besänftigen. Trotz der indignirten Miene der Rätin gab sie sich nicht die geringste Mühe, dieselbe zu verbergen, und in flehendem Tone wandte sie sich an denjenigen Herrn, der ihrer Meinung nach mit den örtlichen Verhältnissen am besten vertraut war.

„Es muß doch irgend eine Möglichkeit geben, Bestimmtes darüber zu erfahren. Aber ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, darnach zu fragen. O, ich bitte Sie, mein Herr — helfen Sie mir, damit ich von dieser schrecklichen Ungewißheit befreit werde!“

Ihr Benehmen stand in einem so auffälligen Gegensatz zu ihrer sonstigen Schweigsamkeit und Zurückhaltung, daß die Aeußerungen ihrer unverkennbaren Herzensangst auf alle einen um so tieferen Eindruck machten. Nur die alte Dame mit den ehrwürdigen Stirnlöckchen und den Eulenaugen bekundete auch jetzt, daß sie durchaus nicht unter die empfindsamen Naturen gezählt zu werden wünsche.

„Wollen Sie nicht wenigstens die Güte haben, Fräulein, mich bis an das Hotel zu führen, ehe Sie

mit Ihren Nachforschungen nach diesem jungen Manne beginnen, für den Sie ein so ungewöhnliches Interesse zu hegen scheinen? Ob er nun tot oder lebendig ist, durch Ihre Intervention kann daran jetzt ja doch nichts mehr geändert werden."

Aber die Gesellschafterin wurde selbst durch das zartsinnige Argument nicht veranlaßt, ihrer Herrin von neuem den Arm zu reichen.

„Wenn Sie darin auch recht hätten, Frau Rätin," sagte sie mit einer Festigkeit, die gar nichts Ehrerbietiges mehr hatte, „so würde ich Sie doch bitten müssen, mich zu entschuldigen, denn ich bin jetzt nicht im stande, mit Ihnen zu gehen. Hier gilt es, eine Pflicht zu erfüllen, die mir heiliger ist als jede andere."

Ohne die Antwort ihrer ungnädigen Gebieterin abzuwarten, wandte sie sich nach dem Dorfe zurück, und die verwöhnte Millionenerbin mußte mit Erstaunen wahrnehmen, daß sich der größere Teil ihrer Verehrer der sonst so wenig beachteten Gesellschafterin anschloß. Nur Herr Paul Schweizer und ein Lieutenant, der den Spuren der bleichsüchtigen Erbin nun schon seit mehreren Wochen mit rührender Beharrlichkeit folgte, blieben bei den Damen zurück, und sie stimmten der Entrüstung derselben über das unerhörte Benehmen einer Person, die doch mit schwerem Gelde für ihre Dienste bezahlt wurde, aus vollem Herzen zu.

Elfriede aber und ihre Begleiter brauchten nicht lange zu fragen, um die ersehnte Gewißheit zu erhalten. Schon in einem der ersten Häuser wußte man ihnen

Auskunft zu geben — eine Auskunft freilich, wie sie furchtbarer und niederschmetternder nicht hätte lauten können.

Es waren wirklich Doktor Helmuth Bothmer und sein Freund, der Bildhauer, gewesen, die mit ihren beiden Führern in der Felskehle zwischen dem großen Schreckhorn und dem oberen Eismeer von einer Lawine überrascht worden waren. Die Kunde von dem Unglück hatte sich bereits mit Blitzesschnelle unter der ganzen Einwohnerschaft von Grindelwald verbreitet, und Wort für Wort wußte jeder den Schreckensbericht zu wiederholen, den Christen Roth zu Thal gebracht hatte.

Er war mit seinem Engländer etwa eine Stunde nach der Katastrophe an die Unglücksstätte gekommen, und er hatte zitternd von dem schrecklichen Anblick erzählt, der ihm da zu teil geworden war. Die beiden Führer hatten schwere Verletzungen erlitten; der eine von den Touristen aber — der große Blonde, wie ihn Christen Roth nur zu nennen wußte — war tot. Ein mächtiges Eisstück hatte ihm das Hinterhaupt vollständig zerschmettert, so daß er selber vor seinem Hinscheiden wohl kaum noch eine Schmerzempfindung gehabt hatte. Sein Gefährte, der wunderbarerweise mit einigen leichten Schrammen davongekommen war, hatte dann mit Hilfe der beiden Männer die verwundeten Führer unter unsäglichen Mühen nach der Schwarzegghütte am Eismeer geschafft und war dort mit dem Engländer bei ihnen zurückgeblieben, während Christen

Roth allein abgestiegen war, um Hilfe aus dem Thal zu holen. Denn die Leiche des Erschlagenen lag ja noch im Firnschnee, und es war eine Pflicht der Pietät, sie wenn möglich noch vor Einbruch der Nacht zu bergen.

Die jungen Herren, welche sich Elfriedens angenommen hatten, waren anfänglich in nicht geringer Besorgnis ihretwegen, denn in dem Bauernhause, wo man ihnen diese Unglücksgeschichte erzählte, wurde sie von einer Ohnmachtsanwandlung heimgesucht, die beängstigend genug war, um ihre Umgebung in Schrecken zu setzen. Aber noch ehe man einen Arzt hatte herbeirufen können, war sie mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft Herrin der körperlichen Schwäche geworden. Und sie zeigte sich jetzt äußerlich vollkommen ruhig, wenn auch ihr Aussehen noch immer dasjenige einer Schwerkranken war.

Zu seinem gewaltigen Erstaunen richtete sie an einen ihrer Begleiter die Bitte, ihr einen Führer zu besorgen.

„Einen Führer? — Ja, um des Himmels willen, Fräulein, wohin soll er Sie denn führen?“

„Auf die Schwarzegghütte oder an den Ort, wo sich der Verunglückte sonst befinden mag.“

„Aber das ist ganz unmöglich. Man muß große Uebung im Bergsteigen haben, um dahin zu gelangen. Und Sie haben doch sicherlich noch nicht oft derartige Touren unternommen.“

„Noch nie. Aber ich fürchte mich nicht und ich werde auch nicht schwindelig werden. Seien Sie ver=

sichert, daß ich dem Manne wenig Mühe bereiten werde.“

„Sie würden in ganz Grindelwald vergebens einen Bergführer suchen, der das Wagnis unternähme. Und zudem sind sie jetzt wohl alle aufgeboten, um den Toten und die Verwundeten zu Thal zu bringen. Vielleicht schon in einigen Stunden werden sie wieder unten sein. Bis dahin aber müssen Sie warten.“

Elfriede verbarg das Gesicht in den Händen, aber sie bat nicht weiter, denn sie sah, daß man unbedingt entschlossen war, sie an der Ausführung ihres Vorhabens zu hindern. Doch auch in das Hotel kehrte sie trotz dringenden Zuredens nicht zurück. Mit blutlosem Antlitz und großen, starren, thränenleeren Augen sagte sie den freundlichen Herren Lebewohl, um mutterseelenallein den Weg nach der großen Scheidegg einzuschlagen. Mit solcher Bestimmtheit hatte sie dabei jede Begleitung abgelehnt, daß niemand den Versuch machte, ihr gegen ihren Willen zu folgen. Obwohl keine laute Klage und kein Wort der Verzweiflung über ihre Lippen gekommen war, hegte doch niemand von denen, die während der letzten Stunde in ihrer Gesellschaft gewesen waren, den geringsten Zweifel, daß der Getötete ihrem Herzen sehr nahe gestanden haben müsse und daß sie sich in einem Zustande furchtbarster seelischer Aufregung befinde. Aber ihre außerordentliche Selbstbeherrschung gab ihrem Schmerz etwas Heiliges und Unnahbares, so daß kein triviales Trosteswort, keine von den hergebrachten nichtssagenden Redensarten in ihrer Um-

gebung hatte laut werden wollen. Man respektirte ihren entschieden kundgegebenen Wunsch, allein zu bleiben, weil man fühlte, daß einer Natur gleich der ihrigen die Einsamkeit wohl in der That das beste Linderungsmittel war, und man atmete sogar insgeheim erleichtert auf, da die Ahnung dieses großen, stummen Schmerzes, von dem hier ein Menschenherz zerrissen wurde, sich allgemach schwer wie ein atembeklemmender Alp auf alle gelegt hatte.

An der Abendtafel im Hotel erschien das Gesellschaftsfräulein nicht, und die beiden Damen fuhren fort, zu ihren Kavalieren spitzige Bemerkungen über ein so unpassendes Benehmen zu machen. Aber man gab ihnen zu ihrem Verdruß nur einsilbige Antworten, und der Lieutenant war der einzige, der Fräulein Tischendorf auch an diesem Abend mit unvermindertem Eifer den Hof machte. Im allgemeinen herrschte an der stark besetzten Tafel eine viel ernstere Stimmung als sonst. Jeder einzelne wußte, was sich da oben in den Regionen des ewigen Eises ereignet hatte, und man unterhielt sich überall mit gedämpften Stimmen über das Unglück. Das meckernde Lachen der Kommerzienrätin, die an ihrer Tischecke durchaus eine heitere Unterhaltung in Fluß bringen wollte, wurde mehrfach sehr unliebsam vermerkt und trug der alten Dame eine Anzahl mißbilligender Blicke ein, die sie vollends in sehr üble Laune versetzten. Noch ehe das Dessert aufgetragen worden war, gab sie ihrer Enkelin einen Wink und erhob sich ziemlich geräuschvoll.

„Wir gehen morgen früh nach Interlaken zurück," sagte sie sehr laut. „Man begibt sich doch wahrhaftig nicht auf eine Vergnügungsreise, um Leichenbittermienen zu sehen und Totengräbergespräche zu führen."

Der Lieutenant erklärte sofort, daß er schon vor einer halben Stunde ganz denselben Gedanken gehabt habe, und von den anderen versuchte keiner, den Entschluß der alten Dame umzustoßen. Sie begaben sich auf ihre Zimmer in der sichern Erwartung, Elfriede dort bereits anzutreffen. Aber sie fanden zu ihrer Ueberraschung die Gemächer leer, und nun fing auch die Rätin endlich an, sich wegen des Ausbleibens der Gesellschafterin zu beunruhigen. Denn wenn ihr etwas zugestoßen war, würde man natürlich hier in dem fremden Lande endlose Weitläufigkeiten und Scherereien haben — eine Aussicht, die auch das bleichsüchtige Fräulein bis zu wirklichen Thränen aufregte. Bis nach Mitternacht warteten sie beide auf Elfriedens Rückkehr, dann gingen sie in hellem Zorn über dies unerhörte Benehmen zur Ruhe, und ein wohlthätiger Schlummer ließ sie sehr bald alle ihre Besorgnisse vergessen.

Mit Fackeln und Windlichtern kam gegen ein Uhr morgens ein langer, stiller Menschenzug über Felsgeröll und Wiesenmatten zum Thal herab. Auch jetzt ging der tapfere, opfermutige Pfarrer von Grindelwald in seinem langen schwarzen Rock an der Spitze; hinter ihm kam, von vier Männern gezogen und geschoben, ein Heuschlitten, auf dem, in Tücher und Decken gehüllt, ein länglicher Gegenstand von den Umrissen eines

menschlichen Körpers lag, und darnach eine von zwei Führern, die sich häufig ablösten, getragene Bahre, auf der sich etwas Lebendiges mit leisem Stöhnen bewegte. Den andern verwundeten Führer hatte man unter zuverlässiger Aufsicht noch oben in der Klubhütte lassen müssen, nachdem er einen regelrechten Verband und ein Medikament zur Linderung seiner Schmerzen erhalten hatte. Die Natur seiner Verletzungen hatte den Transport in der einbrechenden Dunkelheit und mit den unzureichenden Hilfsmitteln nicht gestattet. Man wollte morgen mit Tagesanbruch eine neue Kolonne ausrüsten, um auch ihn zu holen.

Eben passirte der traurige, von düsteren Flackerlichtern umhuschte Zug das erste Haus am äußersten Ende des Dorfes, als ihm eine menschliche Gestalt, die bis dahin das Dunkel verborgen hatte, entgegentrat. Einer der Männer hob seine Laterne empor und leuchtete in ein linnenweißes Frauenantlitz mit übernatürlich großen, gespenstisch glänzenden, dunklen Augen.

„Wohin werden Sie den Toten bringen?“ fragte eine klanglose Stimme. „Lassen Sie mich mitgehen und lassen Sie mich diese Nacht bei ihm bleiben.“

Die Männer sahen einander betroffen an, und der Pfarrer wandte sich ihr zu, um ein tröstendes Wort an sie zu richten. Aber noch ehe er die Lippen geöffnet hatte, war ein anderer an ihre Seite getreten, ein hochgewachsener, blondbärtiger Mann mit verbundener Stirn.

„Nein, Fräulein Elfriede," sagte er mit einer Stimme, die vor tiefer Bewegung bebte, „das sollen Sie nicht, denn —"

Ein gellender Aufschrei, von dem keiner hätte sagen können, ob ihn Schrecken, Entsetzen oder glückselige Ueberraschung erpreßt hatten, tönte mitten in seine Rede; im nächsten Moment hing die weibliche Gestalt an seiner Brust und die Umstehenden vernahmen ein Schluchzen, das selbst den harten, an Gefahren und Schrecknisse gewöhnten Männern wundersam an die Herzen griff.

Der Pfarrer machte ihnen ein Zeichen, weiter zu gehen, und still wie zuvor setzte der traurige Zug seinen Weg gegen das Dorf hin fort. Die beiden nur, die sich nach des Schicksals unerforschlichem Willen unter so tragischen Umständen hatten finden müssen, blieben allein im Dunkel der schweigenden Sommernacht zurück.

Lange, lange wurde kein Wort zwischen ihnen gesprochen; nur die heißen Thränen, die unaufhaltsam über die Wangen des jungen Mädchens rannen, wurden zu Verrätern des Geheimnisses, das doch nimmermehr hatte offenbar werden sollen. Und erst als sie endlich zu versiegen begannen, fragte Helmuth leise:

„So ist es Wahrheit, Elfriede? — Mich glaubtest Du unter jenem Tuche? — Meinetwegen hast Du hier wartend die Nacht zugebracht? — Bei mir wolltest Du die Totenwache halten — bei mir?"

Woher hätte sie jetzt noch die Kraft nehmen sollen zu leugnen?

„Ja,“ flüsterte sie, „und an Deiner Seite wollte ich sterben!“

Die feierlich ernste Stunde, die so ganz erfüllt war von der heiligen, düstern Majestät des Todes, erlaubte ihm nicht, laut aufzujubeln in der Gewißheit des heiß ersehnten und kaum noch erhofften Glückes. Zu sehr noch war seine Seele erfüllt von den Schauern jener Schrecknisse, die er soeben überwunden — zu nahe hatten die schwarzen Fittiche des großen Würgers seine eigene Stirn gestreift! — Nur um ein Geringes fester noch zog er die schlanke Gestalt an seine Brust, und nicht in heißer Leidenschaft, sondern fast ehrfurchtsvoll küßte er sie auf ihre beiden thränennassen Augen.

„Elfriede — mein Lieb! — Der Himmel hat es besser mit uns im Sinne gehabt. Nicht mit mir sterben solltest Du — Du sollst für mich leben.“

Sie antwortete ihm nicht; aber ihre Arme umschlangen seinen Nacken noch fester, und ihr Köpfchen lehnte noch minutenlang an seiner Brust, wie wenn es sich auf Erden keinen bessern Ruheplatz mehr wüßte denn diesen.

Dann gingen sie Arm in Arm schweigend zwischen den verstreuten Häusern des langgestreckten Dorfes dahin. Als die Umrisse des Gasthauses zum schwarzen Adler vor ihnen auftauchten, blieben sie wiederum stehen.

„Ich muß noch einmal zu meinem armen Reisegefährten,“ sagte Helmuth weich. „Kann ich ihn nicht lebend zu den Seinigen zurückbringen, will ich doch für ihn sorgen, wie ein Vater oder ein Bruder jetzt

für ihn gesorgt haben würde. — Gute Nacht, mein geliebtes Mädchen — gute Nacht!"

Er wagte es nicht, sie noch einmal zu umarmen.

„Gute Nacht," antwortete Elfriede mit kaum vernehmlichem Hauch der Lippen; aber als sie schon durch den Raum mehrerer Schritte von einander getrennt waren, flog sie doch wieder auf ihn zu und warf sich von neuem laut aufschluchzend an seine Brust. Er beugte sich zu ihr herab, um ihr noch ein zärtliches Wort zu sagen, da riß sie sich plötzlich los und flog wie ein verfolgtes Reh dem Hause zu, in dessen tiefem Schatten sie wenige Sekunden später seinem Blick entschwunden war.

*

Das matte Frühlicht dämmerte schon herauf, als Helmuth endlich, zum Tode erschöpft, auf sein Lager niedersank. Er hatte während der letzten vierundzwanzig Stunden viel mehr erduldet und geleistet, als nach gewöhnlicher Auffassung ein Mensch zu dulden und zu leisten vermag. Nun aber war er mit dem Vorrat seiner Kräfte zu Ende; seine Glieder gehorchten ihm nicht mehr und seine Gedanken begannen sich zu verwirren. Er war nicht einmal mehr im stande, sich vollständig auszukleiden, und er hatte die schweren eisenbeschlagenen Bergschuhe noch an den Füßen, als sich der Schlummer, der mehr einer tiefen Bewußtlosigkeit glich, auf seine brennenden Augen senkte.

Und er hatte des traumlosen Schlafes wahrlich noch nie so dringend bedurft als an diesem Tag.

Es war Abend, als er erwachte. In purpurner Glut leuchteten noch die Klippen und Firnen des Finsteraarhorn, zu denen er von seinem Lager aus hinüberschauen konnte; sein kleines Gemach aber füllten bereits die langen Schatten der Dämmerung. Mühsam richtete er sich auf. Seine Glieder schmerzten ihn, aber sein Kopf war völlig klar. Und von allem, was er in den letzten vierundzwanzig Stunden vor dem Einschlummern durchlebt hatte, kam ihm zuerst die Erinnerung an Elfriede. Eine heiße, unbezwingliche Sehnsucht, sie wiederzusehen, jagte ihn empor. In der verwichenen Nacht, als der übermächtige Eindruck dieses seltsamen Wiedersehens ihnen beiden die Lippen versiegelt hatte, war ja fast alles unausgesprochen geblieben, was glücklich Liebende einander sonst in der Stunde zu sagen haben, wo sich in wonnigem Rausch ihre jungen Herzen finden. Darum wollte er jetzt vor allem zu ihr. Das wenigstens sollte sie erfahren, daß er sie geliebt hatte seit dem Augenblick ihrer ersten Begegnung, und daß ihr Bild in seinem Herzen nicht für eine einzige Stunde verblaßt war während der langen, schmerzlichen Trennung.

Auf dem Tische inmitten des Zimmers lag ein Brief. Man mußte ihn dahin gelegt haben, während er schlief, und er befand sich darum vielleicht schon seit vielen Stunden an jenem Platze. Ohne jede Vorahnung eines Unheils griff er darnach und löste den Umschlag. Aber sein Gesicht verfärbte sich, während er las, und er starrte lange Zeit auf das kleine Blatt, als müsse sich

aus den unglückseligen Schriftzügen doch noch etwas anderes herauslesen lassen als diese vernichtende Kunde.

Denn da hatte ihm Elfriede Hartmann geschrieben:

„Unzähligemal habe ich gestern zu Gott gefleht, daß er ein Wunder geschehen lasse; unzähligemal habe ich ihm mein Leben dargeboten für das Ihrige. Er hat mein Gebet erhört, und ich werde niemals aufhören, ihm dafür zu danken. Hat er mir doch noch viel, viel mehr gewährt, als ich zu bitten und zu hoffen wagte. Ich bin so glücklich gewesen, wie nur ein menschliches Wesen sein kann, und wenn mein Glück nicht länger währte als eine flüchtige Viertelstunde, so will ich darum nicht mit dem Schicksal hadern. Mit einem ganzen Leben voll Einsamkeit und Trauer wäre mir ja die Seligkeit dieser einzigen Viertelstunde nicht zu teuer bezahlt. Daß ihr keine zweite mehr folgen kann — daß nach dem schönen Traum so schnell wieder das trübselige Erwachen kommen mußte, ist ein vorbestimmtes Verhängnis, dem wir uns in Demut beugen müssen. Denn keines Menschen Macht vermag etwas daran zu ändern. Unsere Lebenswege trennen sich aufs neue, und es wäre gewiß nicht gut gethan, wenn eines von uns versuchen wollte, sie wieder zu vereinen. Der Schatten des Toten, von dem ich Ihnen vor wenig Tagen gesprochen, er steht riesengroß und furchtbar auch zwischen uns, und nie wird das erlösende Wort gesprochen werden, das ihn bannen könnte. Fragen Sie mich nichts; denn ich dürfte Ihnen nie eine andere Antwort geben, und folgen Sie mir nicht, denn was

sollte es uns frommen, die nutzlose Qual zu erneuen. In Dunkel und Verborgenheit zu bleiben, ist der einzige Wunsch, den ich noch für meine Zukunft hege. Wenn Sie es ein wenig gut mit mir meinen, werden Sie nichts thun, seine Erfüllung unmöglich zu machen.

„Ihnen aber möge tausendfach all das Glück zu teil werden, das Sie verdienen.“

Eine lange Zeit war vergangen, als Helmuth das Blatt mit langsamen, mechanischen Bewegungen zusammenfaltete, um es in seiner Brusttasche zu bergen. Ein Ausdruck düsteren Ernstes war auf seinem Gesicht. Er beendete seinen Anzug und ging nach dem Gasthause zum schwarzen Adler hinüber. Es bedeutete keine Ueberraschung mehr für ihn, als ihm der Pförtner auf seine Frage sagte, daß die Kommerzienrätin mit Fräulein Tischendorf und der Gesellschafterin schon am frühen Morgen abgereist sei. Der junge Arzt erkundigte sich nicht, wohin sie gegangen waren, sondern er nickte dem Manne nur dankend zu und wandte sich, um zu der irdischen Hülle seines verunglückten Reisegefährten zurückzukehren.

Die Felsenzinnen der Finsteraarhornkette, zu denen sein Blick hinüberschweifte, ragten jetzt in stumpfem Grau zum Himmel empor; im Westen ballte sich finsteres Gewittergewölk zusammen. Helmuth fuhr sich zweimal mit der Hand über Stirn und Augen; dann richtete er sich wieder straff empor. Mochte ihn der Schlag auch bis ins innerste Herz getroffen haben, er würde doch stark genug sein, ihn zu verwinden.

Siebenzehntes Kapitel.

In einem behaglichen Gemache des neuen Herrenhauses zu Frauensee hatten sich die Familienmitglieder der Gutsherrschaft beim abendlichen Thee zusammengefunden. Die beiden Töchter pflegten ihrer kränklichen Mutter abwechselnd die kleinen Pflichten der Hausfrau abzunehmen, und die Reihe war heute an Nelly, die denn auch flink und graziös an dem Theetischchen hantirte. Vera arbeitete an einer feinen Stickerei und beteiligte sich nur sehr selten mit einem kühl hingeworfenen Wort an der muntern Unterhaltung, die sich zwischen ihren Eltern und ihrer Schwester angesponnen hatte. Da überreichte ein Diener dem Hausherrn die eben eingelaufenen Postsachen, und Eckartstein, der nach flüchtiger Prüfung der Adressen hastig einen der Briefe erbrochen hatte, rief in unverkennbarer Freude: „Eine gute Neuigkeit, Kinder! Ihr dürft euch auf vergnügte Tage gefaßt machen; denn wir bekommen einen lieben Besuch!“

Die bewegliche Nelly war nach ihrer Gewohnheit

rasch herumgefahren; aber auch Vera, die bis jetzt so wenig Teilnahme für ihre Umgebung gezeigt hatte, hob den schönen Kopf mit lebhafter Bewegung von ihrer Arbeit empor.

„Helmuth wird kommen?“ fragte sie. „Er hat sich also doch endlich herbeigelassen, uns diese Gnade zu erweisen?“

„Ja, er wird kommen,“ bestätigte Eckartstein, dem das helle Vergnügen aus den Augen leuchtete. „Für morgen schon hat er sich angemeldet. — Aber ich gebe Dir unbeschränkte Vollmacht, Vera, ihn wegen seines Zauderns tüchtig auszuschelten. Drei ganze Monate hindurch — denn so lange sind wir nun ja schon hier — hat er sich vergebens bitten lassen.“

„O, ich werde ihm darum keine Vorwürfe machen,“ erwiderte die junge Dame, die bereits ihren gewöhnlichen Ton einer stolzen Kälte wiedergefunden hatte, „ich gewiß nicht! Es wäre doch wohl nicht ganz angemessen, wenn wir ihn glauben ließen, daß er uns völlig unentbehrlich sei.“

„Aber, liebe Vera!“ mahnte Frau Eckartstein bittend. „Mit unfreundlichen Mienen dürfen wir ihn doch wohl noch weniger empfangen.“

„Nein!“ mischte sich nun auch Nelly mit Entschiedenheit ein. „Es wäre eine abscheuliche Undankbarkeit. Nachdem er uns seine asiatische Reise geopfert hatte und uns zu liebe beinahe den ganzen Winter hindurch in der Stadt geblieben war, durfte er doch wohl verlangen, daß wir ihm für ein paar Monate

seine volle Freiheit ließen. Er ist ja auch gar nicht zu seinem Vergnügen, sondern zu Studienzwecken gereist. Und so etwas muß am Ende allen verwandtschaftlichen und sonstigen Rücksichten vorangehen."

„Meinst Du?" fragte Vera spöttisch. „Wahrscheinlich würdest Du also nicht das geringste daran auszusetzen finden, wenn Herr Rolf Hartmann heute erklärte, daß er auf unbestimmte Zeit fortgehen werde, um auch einmal anderswo als auf Frauensee landwirtschaftliche Studien zu betreiben."

„O, das ist etwas ganz anderes," lachte die Gefragte. „Rolf ist mein Verlobter, und einem Bräutigam gestattet man natürlich solche Freiheiten nicht. Uebrigens bin ich ja auch in Bezug auf ihn nachsichtig genug. Habe ich mich etwa darüber beklagt, daß er sich noch immer erwarten läßt, obwohl die festgesetzte Theestunde eigentlich schon vorüber ist?"

Eckartstein sah auf seine Uhr.

„Ich möchte wetten, daß er sich noch immer drüben auf dem Wirtschaftshofe zu thun macht," sagte er. „Wenn ihn nicht seine persönliche Liebenswürdigkeit glücklich davor bewahrte, würden meine Beamten längst angefangen haben, ihn seines übergroßen Eifers wegen mit mißgünstigen Blicken anzusehen. Daß aus einem jungen Künstler und Idealisten innerhalb eines Zeitraums von kaum neun Monaten ein so leidenschaftlicher Landwirt werden könnte, hätte ich wahrhaftig kaum zu hoffen gewagt."

Nelly glühte vor Stolz über das Lob, das ihrem

Verlobten zu teil wurde, und als sie eben jetzt das Zimmer verlassen mußte, um draußen einen Auftrag zu erteilen, konnte sie sich's nicht versagen, im Vorbeigehen beide Arme um den Hals ihres Vaters zu schlingen und einen herzhaften Kuß auf seinen Mund zu drücken.

Vera aber sagte, sobald sie sicher war, daß ihre Schwester sich nicht mehr in Hörweite befand:

„Mir scheint, daß Du diesem übergroßen Eifer meines künftigen Herrn Schwagers eine nicht ganz zutreffende Deutung gibst. Wenn dabei von einer Leidenschaft überhaupt die Rede sein kann, so ist es wohl einzig die Leidenschaft der Verzweiflung."

„Der Verzweiflung?" wiederholte Eckartstein betroffen. „Wie kommst Du zu einer so merkwürdigen Vermutung, Vera?"

„Ich bin überzeugt, daß dem armen Menschen dieser Beruf, zu dem er nicht die geringste natürliche Anlage hat, im innersten Herzen zuwider ist. Mit seiner weichen Natur und seiner Neigung zum Phantastischen wäre er sicherlich für alles andere eher geeignet gewesen als für die nüchterne Thätigkeit eines praktischen Landwirtes. In seiner fieberhaften Art, zu arbeiten, offenbart sich für mich nichts anderes als das rastlose Bemühen, einen täglich wachsenden Widerwillen mit Anspannung aller Kräfte gewaltsam zu bekämpfen."

Eckartstein schüttelte zwar wiederholt den Kopf, aber sein Gesicht war doch sehr ernst geworden. Er hatte insgeheim einen nicht geringen Respekt vor dem

Scharfblick und der Menschenkenntnis seiner ältesten Tochter.

„Ich habe nie etwas bemerkt, das einen solchen Verdacht in mir hätte wachrufen können," meinte er nach einigem Nachdenken. „Und wenn es sich so verhielte, was sollte ihn denn hindern, seiner Abneigung mir gegenüber offen Ausdruck zu geben?"

„Was ihn daran hindert? — Sein Stolz und seine Angst vor Almosen. Wie ich ihn in diesen drei Monaten kennen gelernt habe, würde er noch am Tage vor der Hochzeit von dem Verlöbnis mit Nelly zurücktreten, wenn ihm die Befürchtung käme, daß der Unterhalt seiner Familie anders als durch seine eigene Thätigkeit bestritten werden müßte. Er hat ebenso wie seine Schwester den Hochmut der armen Leute, die von jeher gewöhnt sind, dem Gelde eine übertriebene Bedeutung beizulegen. Und er wird sich in diesem Kampf zwischen Neigung und Pflicht lieber schweigend aufreiben lassen, als daß er aus freien Stücken dem verhaßten Beruf wieder entsagt, den er bei seinem Gebrechen durch keinen andern zu ersetzen wüßte."

„Um Gottes willen, still — da sind sie!" warf Frau Eckartstein ängstlich ein, und fast in demselben Augenblick erschien das junge Brautpaar auch wirklich bereits auf der Schwelle.

„Macht ihm keine Vorwürfe mehr!" rief Nelly mit ihrem glücklichen Kinderlachen. „Er hat seine Strafpredigt bereits über sich ergehen lassen müssen."

Auch Rolf lächelte, indem er die Anwesenden be=

grüßte, aber jetzt, nachdem die Aeußerungen Veras seinen Argwohn geweckt hatten, wollte es Eckartstein zum erstenmal scheinen, als ob dies Lächeln ein befangenes und erzwungenes sei. Der ehemalige Künstler hatte ja unzweifelhaft an kraftvoller Männlichkeit gewonnen, seitdem er sein Atelier mit dem Aufenthalt auf dem Lande vertauscht hatte; sein Gesicht hatte sich gebräunt und seine Glieder waren straffer geworden; doch seine Züge wie sein Blick hatten gleichzeitig einen Ernst angenommen, der ihnen früher nicht eigen gewesen war. Die sorglose Heiterkeit, die einst aus seinen Augen geleuchtet hatte, war ganz und gar verschwunden.

„Da ist soeben auch ein Brief für Sie gekommen, lieber Sohn,“ sagte Eckartstein, indem er ihm das Billet reichte. „Hoffentlich hat meine Tochter keine Ursache, eifersüchtig zu sein; denn er ist offenbar von einer Dame.“

Rolf zeigte sich ein wenig erregt, als er das Schreiben in Empfang nahm.

„Von meiner Schwester,“ erklärte er. „Ich hatte vor einer Woche an sie geschrieben. Verzeihen Sie, wenn ich den Brief auf der Stelle lese.“

Er trat ein wenig beiseite, und die anderen sahen, daß seine Wangen sich höher gefärbt hatten. Es gab eine längere Stille, und sowohl Nelly als Eckartstein blickten gespannt zu ihm hinüber. Und sie gewahrten, daß die Nachricht, die er da empfangen hatte, unmöglich eine gute sein konnte, denn sein Antlitz be-

schattete sich, während er las, und wie im Unmut drückte er endlich das Blatt zusammen.

„Das ist nicht länger zu ertragen," sagte er, unfähig, seine üble Stimmung vor den anderen zu verbergen. „Ich muß über die Ursachen ihres unerklärlichen Benehmens endlich Gewißheit erhalten um jeden Preis."

„Darf man erfahren, was Ihnen Fräulein Elfriede geschrieben hat?" fragte Eckartstein zögernd. „Ich vermute, daß Sie Ihre Schwester zur Hochzeit eingeladen hatten."

„Ja! — Und in den herzlichsten Ausdrücken, die mir zu Gebote standen. Ich habe sie darum gebeten als um einen Beweis ihrer Liebe, und sie mußte sich sagen, daß eine Ablehnung gleichbedeutend sein würde mit einer tödlichen Beleidigung."

„Und sie weigert sich nun dennoch, zu kommen?"

„Sie schlägt es mir auf das bestimmteste ab. Da — lesen Sie, bitte, selbst."

Eckartstein nahm den Brief und gab ihn nach zwei Minuten kopfschüttelnd zurück.

„Ich verstehe das ebenso wenig wie Sie, mein lieber Rolf! Sie wissen, daß wir uns schon sehr häufig vergebens die Köpfe zerbrochen haben, um zu ergründen, wodurch Fräulein Elfriede etwa in unserem Hause beleidigt worden sein könnte. Aber wir stehen in dieser Hinsicht heute noch vor demselben Rätsel wie an dem Tage, da sie uns ohne Abschied verließ. Und es ist jedenfalls sehr seltsam, daß sie auch Ihnen, dem Bruder, so beharrlich jede Aufklärung verweigert."

„Sagen Sie besser: Es ist lieblos und unverantwortlich!“ rief Rolf heftig. „Aber ich bin nicht gesonnen, es länger zu ertragen. Wenn sie es übers Herz bringt, mir an dem schönsten und bedeutsamsten Tage meines Lebens fern zu bleiben, so soll auch äußerlich fortan jedes Band zwischen uns zerrissen sein. Ich werde noch einmal eine rückhaltlose Erklärung von ihr fordern, und ich werde sie nur noch als eine Fremde betrachten, wenn sie sie mir versagt.“

Nelly, die mit betrübtem Gesichtchen zugehört hatte, trat zu ihm heran und legte schmeichelnd ihre Hand auf seine Schulter.

„Aber Du wirst nicht an sie schreiben, Rolf,“ bat sie, „denn das ist für Geschwister nicht die rechte Art, um zu einer Verständigung zu gelangen. Du mußt sie aufsuchen, um ihr die Einladung zu unserer Hochzeit persönlich zu überbringen. Wenn ihr euch Auge in Auge gegenübersteht, wird sich gewiß alles leicht aufklären, und ich bin sicher, daß sie nicht abermals Nein sagen wird.“

„Du weißt eben nicht, wie starrköpfig sie sein kann, mein geliebtes Herz! — Und ich stehe nicht dafür ein, daß ich mich zu beherrschen vermöchte, wenn sie bei ihrem einmal ausgesprochenen Willen beharrte.“

„Auch ich bin der Meinung, daß Sie es trotzdem versuchen sollten,“ bemerkte Eckartstein. „Ein gesprochenes Wort ist von ganz anderer Wirkung als ein geschriebenes. Und es würde uns alle sehr glücklich machen, wenn wir Sie in Fräulein Elfriedens Begleitung zurückkehren sähen.“

Auch Frau Eckartstein hielt Nellys Vorschlag für sehr verständig, und nur Vera beteiligte sich mit keinem Wort an den Erörterungen, denen derselbe noch unterzogen wurde. Es kostete nicht allzu viel Mühe, Rolf zur Einwilligung zu bewegen, denn sein Herz drängte ihn mächtig genug, den Schritt zu thun, den nur sein beleidigter Stolz ihm anfänglich noch hatte verbieten wollen. Man verabredete im Verlauf des Abends, daß er schon morgen reisen sollte, denn es waren ja nur noch vierzehn Tage bis zu seiner Hochzeit, und es galt also, die Zeit nicht zu verlieren.

„Es wird mir gar nicht leicht, Dir diesen Urlaub zu gewähren," plauderte Nelly, die in schönem Eifer alle seine Bedenklichkeiten niedergekämpft hatte, „aber ich habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Deine Schwester eine meiner Brautjungfern sein müsse, und Du mußt mir heilig versprechen, daß Du kein Mittel unversucht lassen wirst, meinen Wunsch zu erfüllen."

Rolf küßte ihr zärtlich die Hände, und Frau Eckartstein war vielleicht die einzige, die das hartnäckige Schweigen Veras nicht nur bemerkte, sondern ihm auch die rechte Deutung zu geben wußte. Aber sie hütete sich wohl, die anderen darauf aufmerksam zu machen; und unter dem Vorwande, daß Rolf ja schon bei Tagesanbruch die Fahrt nach der Eisenbahnstation antreten müsse, gab sie an diesem Abend früher als sonst das Zeichen zum Auseinandergehen, da sie im stillen fürchtete, daß ihr Gatte oder Nelly das seltsame Verhalten Veras dennoch bemerken könnten.

Im ersten Frühlicht schon hielt denn auch der leichte, offene Jagdwagen, den Rolf benützen wollte, auf der Rampe des Herrenhauses, und der junge Mann war eben im Begriff, ihn zu besteigen, als er von einer lieben, zärtlichen Stimme seinen Namen rufen hörte.

Im leichten Morgenanzuge flog Nelly, die sonst eine unverbesserliche kleine Langschläferin war, die Treppe herab und in seine Arme. Sie bemühte sich, heiter zu erscheinen wie am gestrigen Abend, doch es wollte ihr gar nicht so recht gelingen.

„Du wirst auf keinen Fall länger fortbleiben als höchstens drei Tage — nicht wahr? Ich habe mir's doch leichter gedacht, Dich reisen zu sehen, als es wirklich ist. Es war auch gar zu dumm, daß ich gerade in dieser Nacht so abscheuliche Träume haben mußte."

„Was hast Du denn Fürchterliches geträumt, mein Schatz?" fragte er scherzend, obwohl es auch ihm eigentümlich schwer und beklommen ums Herz war. „Du weißt doch, daß mitunter gerade die grausigsten Träume von der allerschönsten Vorbedeutung sind."

Aber sie schüttelte das Köpfchen und wollte durchaus nicht mit der Sprache heraus.

„Natürlich ist das alles Unsinn," meinte sie, „und ich bin nicht ein bißchen abergläubisch. Aber es verdirbt einem doch die Stimmung, besonders wenn man nun so allein hier zurückbleiben muß."

„Allein? — Inmitten Deiner ganzen Familie? — Und kommt nicht obendrein morgen Dein Vetter Hel-

muth, auf den ich während meines Fernseins nicht wenig eifersüchtig sein werde?"

„Ach — Du!" machte sie, indem sie ihm einen leichten Schlag auf die Wange gab. „Und Du weißt wohl, wie ich das mit dem Alleinsein meine. Wenn wir auch das ganze Haus voller Gäste hätten, und wenn sie alle an nichts anderes dächten als daran, mich zu unterhalten, würde ich mich doch schrecklich einsam und verlassen fühlen ohne Dich."

„Mein geliebtes Herz!" flüsterte er in überströmender Zärtlichkeit und drückte sie noch einmal fest an seine Brust. „Sei gewiß, daß ich nicht eine Stunde länger fernbleiben werde, als es die Umstände gebieterisch erheischen. Denn auch in meinem Dasein zählen die Tage nicht, an denen ich Dein süßes Gesichtchen nicht sehen, Deine teure Stimme nicht hören kann. — Auf Wiedersehen also, mein Lieb, meine Sonne — auf ein glückliches, fröhliches Wiedersehen!"

Er schwang sich auf den Wagen, und lange noch sah er das grüßende Flattern des weißen Tuches, mit dem die Geliebte dem rasch davonrollenden Gefährt ihr letztes Lebewohl nachwinkte.

Achtzehntes Kapitel.

Zum erstenmal, seitdem er aus einem ehrgeizigen, himmelstürmenden Künstler zum simplen Landwirt geworden war, ging Rolf wieder durch die wohlbekannten, volkreichen Straßen. Die beklommene Stimmung, in welcher er am frühen Morgen von Nelly Abschied genommen hatte, war noch immer nicht von ihm gewichen. Er schritt hastig und mit gesenktem Kopfe dahin, wie jemand, der sich davor fürchtet, erkannt zu werden, weil er sich eines Unrechts zu schämen hat. Das rastlos flutende Treiben um ihn her, all die tausendfältigen Lebensäußerungen der Großstadt, die er so lange nicht mehr vernommen hatte, ließen eine Fülle von Erinnerungen und Vorstellungen in ihm lebendig werden, die er während der letzten Monate durch unermüdliche harte Arbeit energisch niedergehalten hatte, weil er sich vor ihnen fürchtete wie vor unheimlichen Gespenstern. Obwohl er erst eben geradewegs vom Bahnhofe kam, sehnte er sich doch bereits lebhaft nach dem Augenblick, wo er wieder würde abreisen können, denn er fühlte, daß er in den neun

Monaten seiner Verbannung noch nicht stark genug geworden war, um diese lang entbehrte Atmosphäre ohne Schaden für seine mühsam erkämpfte Seelenruhe zu atmen.

Es war ihm unter solchen Umständen eine keineswegs angenehme Ueberraschung, als er an einer Straßenkreuzung um ein Haar mit einem Herrn zusammengeprallt wäre, der bei seinem Anblick sichtlich erfreut stehen blieb.

„Hartmann — Sie? — Lassen Sie sich also doch noch einmal in diesem Sodom blicken? — Und wie prächtig Sie sich verändert haben! Ohne Ihren Krauskopf und Ihre Augen hätte ich Sie, weiß Gott, nicht wieder erkannt.“

Es war der Assessor von Manstein, sein Kartellträger und Sekundant in dem unglückseligen Zweikampfe mit Gersdorf. An ihm mit einem flüchtigen Wort vorüberzugehen, wäre eine undankbare Rücksichtslosigkeit gewesen, deren sich Rolf nicht schuldig machen durfte. So schritten sie denn Seite an Seite weiter, und der junge Landwirt gab bereitwillig Antwort auf alle Fragen, obwohl manche von ihnen gerade in diesem Augenblick schmerzhaft in noch unvernarbten Wunden wühlte.

„Ihrem Aussehen nach haben Sie sich ja da unten vortrefflich akklimatisirt,“ meinte der Assessor. „Und für Sankt Lukas sind Sie wirklich verloren?“

„Unwiederbringlich!“ bestätigte Rolf. „Zwar habe ich es dahin gebracht, mit der linken Hand halbwegs

leserlich zu schreiben; von Zeichnen oder Malen aber ist nicht mehr die Rede."

„Nun, ich glaube, der Tausch ist gar nicht so schlecht, den Sie da gemacht haben. Ich selber bin auf dem Lande aufgewachsen, und ich sehne mich aus diesem ruhelosen, nervenzerrüttenden Großstadttreiben gar manchmal dahin zurück. Und wenn man nun vollends wie Sie in der Nähe eines geliebten Wesens weilen darf, hat man wahrhaftig keine Ursache, sich über unbillige Härte des Schicksals zu beklagen."

„Nein, ich darf mich wohl nicht beklagen," sagte Rolf, aber seine Stimme hatte dabei einen nichts weniger als freudigen Klang. „Man muß ja nicht notwendig zu jenen Auserwählten gehören, die wirklich erreichen dürfen, was sie einst in vermessenen Illusionen als das Ziel ihres Lebens erträumten."

„Ach, solche Auserwählte gibt es überhaupt nicht — glauben Sie mir das, lieber Freund! Die schönen Illusionen werden uns allen zu Wasser — so oder so! Und wer beizeiten in einem sichern Hafen landet wie Sie, der darf sich immer noch unter die Glücklicheren zählen. Es geht so mancher auf stürmischer See oder an tückischen Sandbänken verloren."

„Und sind Sie nicht der Meinung, daß es manchmal besser sei, einen schönen, raschen Tod in Sturm und Wellen zu erleiden, als an irgend einem öden Inselgestade langsam zu verschmachten?"

Ueberrascht sah ihn der Assessor an, und Rolf, der durchaus nicht die Absicht gehabt hatte, ihn zum Ver-

trauten seiner geheimsten Herzenskämpfe zu machen, bereute das rasche, bittere Wort, sobald er es gesprochen hatte.

„Natürlich denke ich dabei nicht gerade an mich," fügte er hastig hinzu, und wenn auch diese Abschwächung den andern wohl kaum verhindern konnte, sich über das Glück des ehemaligen Künstlers seine besonderen Gedanken zu machen, so war sie doch immerhin ein hinreichend deutlicher Wink, daß Rolf ihm keinen tieferen Einblick in sein Inneres zu gestatten wünsche. Ohne erst lange nach einem passenden Uebergang zu suchen, begann Herr von Manstein über andere Dinge zu sprechen, und er war noch mitten in einer interessanten Geschichte, als sie bereits das Hotel erreicht hatten, wo Rolf abzusteigen gedachte.

Im Erdgeschoß dieses Hotels lag eine vielbesuchte Weinstube, und während sie plaudernd im Vestibül standen, öffnete sich die Thür derselben vor einigen Gästen, die das Lokal verließen. Fast unwillkürlich sah Rolf hinüber, und er fühlte, wie ihm das Blut heiß ins Gesicht stieg; denn der erste, dessen er da ansichtig wurde, war Doktor Gersdorf.

Auch der Privatdocent hatte sich in diesen drei Vierteljahren auffallend verändert, aber es war keine Veränderung zu seinem Vorteil gewesen. Sein Gesicht und seine Gestalt waren noch hagerer, seine Züge noch schärfer geworden; selbst in seinem Anzug offenbarte sich nicht mehr wie ehedem das peinliche Bemühen, den Eindruck der Vornehmheit und der modischen Eleganz

hervorzurufen. Er hatte Rolf auf der Stelle erkannt, und während er hart an ihm vorüberging, ohne ihn oder seinen Begleiter zu grüßen, fixirte er ihn mit einem unverschämten Blick. Seine Mundwinkel verzogen sich zu jenem fatalen, sarkastischen Lächeln, das früher das Blut des jungen Malers so oft in Wallung gebracht hatte, und mit herausfordernder Absichtlichkeit stieß er seinen Spazierstock klirrend auf die Steinfliesen.

Trotz alledem behielt Rolf Selbstbeherrschung genug, keine Notiz von ihm zu nehmen und sein Gespräch mit dem Assessor fortzusetzen, als ob er den ehemaligen Gegner überhaupt nicht bemerkt hätte. Herr von Manstein that natürlich dasselbe; aber als Gersdorf außer Hörweite war, konnte er sich doch nicht enthalten, zu sagen:

„Dieser Doktor ist allem Anschein nach auch einer von denen, welche die wilde See verschlingen wird. Man erzählte sich schon seit Monaten allerlei üble Geschichten von seiner Lebensführung und der Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse, seitdem aber vor kurzem sein Vater plötzlich gestorben ist, scheint es in einem sehr raschen Tempo vollends mit ihm bergab zu gehen. Er hat seine Vorlesungen an der Universität bereits eingestellt und soll sich auf einer beständigen Flucht vor seinen Gläubigern befinden. Wahrscheinlich hatte er sie so lange auf eine Erbschaft vertröstet, und nun hat sich herausgestellt, daß der Major statt eines Vermögens ebenfalls nur Schulden hinterlassen hat. Ich

zweifle sehr, daß es der Doktor noch lange fertig bringen wird, sich über Wasser zu halten."

Rolf hatte während dieser Mitteilungen die peinliche Empfindung gehabt, daß ihm der Assessor mit seinen Neuigkeiten über den ehemaligen Widersacher etwas Angenehmes zu sagen beabsichtige, und er machte sich darum rascher von ihm los, als es ohne diese Begegnung mit Gersdorf vielleicht geschehen wäre. Nachdem ihm der Gepäckträger auch seinen Koffer vom Bahnhofe gebracht hatte, machte er ein wenig Toilette und begab sich auf den Weg zu seiner Schwester.

Elfriede hatte ihm kürzlich mitgeteilt, daß sie ihre Stellung bei der verwitweten Kommerzienrätin aufgegeben habe; aber sie hatte ihm nicht geschrieben, wodurch sie jetzt ihren Unterhalt gewänne. Er wußte nichts als ihre Adresse, und es war ihm sogleich unangenehm aufgefallen, daß sie weit draußen in einer der ärmsten Vorstadtstraßen wohnte. Seine geheime Befürchtung, daß sie sich trotz ihrer ausdrücklichen Versicherung des Gegenteils in dürftigen Verhältnissen befinden könnte, wurde fast zur Gewißheit, als er das bezeichnete Haus erreicht hatte und als er die armselige, unsaubere Treppe bis in das dritte Stockwerk emporstieg. Ein widerwärtig aussehendes Weib, allem Anschein nach die Frau eines Arbeiters oder kleinen Handwerkers, öffnete ihm auf sein Klingeln und betrachtete ihn, als er nach Elfriede fragte, mit einem hämisch mißtrauischen Blick.

„Die Dame ist meine Schwester," fügte Rolf unter

der Wirkung dieses Blickes rasch und nachdrücklich hinzu, aber das sonderbare Grinsen der Frau ließ ihn vermuten, daß seine Versicherung bei ihr einem starken Unglauben begegnete.

„Das Fräulein ist nicht zu Hause, sondern im Geschäft," sagte sie. „Vor neun Uhr abends wird sie wohl schwerlich kommen."

„Und wo befindet sich das Geschäft, in dem meine Schwester thätig ist?"

„Als ihr Bruder müßten Sie das doch wohl wissen," erwiderte das Weib unfreundlich. „Jedenfalls habe ich den Auftrag, es niemand zu sagen. Das Fräulein wünschte keine Herrenbesuche zu haben, und ich bin eine ehrbare Frau, die sich zu solchen Vermittlungsgeschäften überhaupt nicht hergibt. Kommen Sie nach neun Uhr wieder; dann wird sich ja das weitere finden."

Wie sehr auch immer dieser unerwartete Empfang den Zorn des jungen Mannes erregen mochte, mußte er doch bald erkennen, daß gegen den Eigensinn des argwöhnischen Weibes durchaus nichts auszurichten sei, und nach einigen weiteren fruchtlosen Versuchen, die Adresse des betreffenden Geschäftes zu erfahren, war er genötigt, sich ihrem Willen zu fügen. Offenbar hatte Elfriede ihrer Wirtin gegenüber nie davon gesprochen, daß sie einen Bruder habe, und es war deshalb wohl begreiflich, wenn die Frau nun die Richtigkeit seiner Angabe bezweifelte.

Aergerlich und mit dem festen Entschluß, seine Schwester auch nicht einen Tag länger in dieser un=

würdigen Umgebung zu lassen, kehrte er erregt in sein Hotel zurück. Die Furcht, daß er auf der Straße noch anderen Bekannten aus vergangenen Tagen begegnen könnte, veranlaßte ihn, auf dem Zimmer zu bleiben. Er schrieb ein kurzes Billet an Nelly, um ihr seine glückliche Ankunft zu melden, und streckte sich dann in recht trübseliger Stimmung auf das harte Gasthaussofa nieder.

Es war schon dunkel geworden, als der Kellner mit einem Briefe erschien. Verwundert fragte ihn Rolf nach der Herkunft desselben; aber der Bursche wußte nichts weiter zu sagen, als daß das Schreiben soeben durch einen Boten beim Pförtner abgegeben worden sei. Rolf schickte ihn fort und entzündete die beiden Kerzen, die auf seinem Nachttischchen standen. Bei ihrem flackernden Scheine sah er, daß ihm die Handschrift unbekannt war, und mit einer Empfindung des Unbehagens erbrach er das ziemlich dickleibige Couvert.

Ein paar stark vergilbte Blätter, die an den Kniffstellen bereits zu brechen begannen, fielen ihm entgegen, zusammen mit einem neuen weißen Briefbogen, dessen kurzen Inhalt er natürlich zuerst überflog, um über die Natur der sonderbaren Sendung Aufschluß zu erhalten.

Der Brief zeigte keine Anredeformel und lautete:

„Im Nachlasse meines verewigten Vaters fand ich vor kurzem das einliegende Schriftstück, das er als ein ordentlicher Mann etwa zwanzig Jahre lang aufbewahrt hatte. Da es nur mit dem Anfangsbuchstaben eines

Namens unterzeichnet ist, will ich zum bessern Verständnisse bemerken, daß sein Verfasser der damalige Forstassessor und jetzige Rittergutsbesitzer Ludwig Eckartstein, Ihr künftiger Schwiegervater, ist. Der Mann aber, dessen Ende darin mit so interessanter Ausführlichkeit erzählt wird, war der königliche Oberförster Hartmann auf Tönningsheide. Ich kannte diese alte Geschichte längst aus den Erzählungen meines Vaters, und ich weiß von dem anliegenden Dokument keinen bessern Gebrauch zu machen als den, daß ich es Ihnen zum Hochzeitsangebinde verehre. Vielleicht benützen Sie es, um bei Herrn Ludwig Eckartstein eine Erhöhung des Heiratsgutes durchzusetzen, das er seiner Tochter zugedacht hat, und es wird Ihnen jedenfalls angenehm sein, aus diesem Bekenntnis noch vor der Trauung zu erfahren, welchen besonderen Umständen Sie die hochherzigen Wohlthaten des betreffenden Herrn zu verdanken hatten. Dr. Georg Gersdorf."

Auf den vergilbten Blättern aber, die Rolf in fiebernder Hast entfaltete, war zu lesen:

„Mein lieber Gersdorf!

„Als ich Dich gestern mit dem Versprechen verließ, mich in der Frühe des heutigen Tages den Gerichten zu stellen, war es mir um diesen Vorsatz heiliger Ernst. Wäre die Lage der Dinge unverändert geblieben, so hättest Du wahrlich keine Veranlassung erhalten, mich eines Wortbruchs anzuklagen. Aber es ist inzwischen eine Wendung eingetreten, die mich in meinen Ent-

schlüssen wieder wankend gemacht und mich nach langen Kämpfen bestimmt hat, auch heute noch zu schweigen. Der Käthner Hilbert, auf den sich als auf einen oft bestraften Wilddieb und gewaltthätigen Menschen der Verdacht gelenkt hatte, der Mörder des unglücklichen Hartmann zu sein, hat in überzeugender Weise sein Alibi nachgewiesen und ist deshalb bereits wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Die Möglichkeit, daß ein Unschuldiger wegen jener That verurteilt werden könnte, ist nicht mehr vorhanden, und keinem Menschen würde durch meine Selbstbezichtigung ein wirklicher Dienst geleistet werden. Da habe ich denn doch wohl das Recht, mich zu fragen, ob der namenlose Jammer, den ich damit nicht nur über meine eigene Familie, sondern auch über eine edle, unglückliche Frau heraufbeschwören würde, in einem richtigen Verhältnis stände zu dem Gewinn, der für den toten Begriff der ausgleichenden Gerechtigkeit aus meinem freiwilligen Geständnis erwüchse. Und Du hast keinen Grund, mich ehrloser Feigheit zu zeihen, wenn ich mir diese Frage zuletzt mit einem bestimmten Nein beantwortet habe.

„Ich weiß nicht, ob Du gestern aus meiner aufgeregten Erzählung ein vollkommen richtiges Bild von dem Hergang des unglückseligen Ereignisses und von jenen seltsamen Zufallsfügungen gewonnen hast, die ohne mein Dazuthun eine sofortige Entdeckung meiner Thäterschaft verhinderten. Ich fürchte fast, daß ich manches übergangen habe, was zu einem richtigen Verständnis doch wohl unbedingt erforderlich ist, und

deshalb will ich Dir hier noch einmal in ordentlichem Zusammenhang alles zu schildern versuchen.

„Du weißt, daß die Gattin des unglücklichen Hartmann meine erste Liebe gewesen ist, wie ich bis an meinen Tod nie ein anderes weibliches Wesen werde lieben können. Ich hatte keinen Zutritt in das Haus ihres Vaters; aber in Gesellschaften und auf Bällen, deren erklärte Königin sie war, traf ich häufig mit ihr zusammen, jedesmal aufs neue bis zum Wahnsinn berauscht von ihrer Schönheit und ihrer sinnbethörenden Anmut. Ich wäre im stande gewesen, die größten Heldenthaten oder die verzweifeltsten Dummheiten für sie zu begehen, doch ich hatte niemals das Herz, ihr meine Liebe zu offenbaren. Für eine eigentliche Werbung war ich ja auch noch viel zu jung, und in ihrem Benehmen war überdies nichts, das mich hätte ermutigen können. Sie behandelte mich mit derselben, immer gleichen Freundlichkeit, wie all die anderen jungen Herren, von denen sie umschwärmt war, und nie durfte ich mich einer besonderen Auszeichnung, eines verheißungsvolleren Blickes oder eines wärmeren Händedruckes rühmen. Ich hegte keine Hoffnungen, aber es traf mich dennoch wie ein vernichtender Schlag, als ich erfuhr, daß sie sich mit dem Oberförster Hartmann verlobt habe und als auch schon ganz kurze Zeit nachher die Anzeige ihrer Vermählung in den Zeitungen zu lesen war. Ich befand mich viele Monate hindurch in einer sehr unglücklichen Stimmung und trug mich sogar mit ganz ernsthaften Selbstmordgedanken. Aber

ich war doch nach Verlauf mehrerer Jahre endlich auf dem Wege, den ersten großen Schmerz meines Lebens allgemach zu verwinden, als ganz unerwartet meine Versetzung auf die Oberförsterei Tönningsheide erfolgte. Ich wußte, daß ich Mathilde dort wiedersehen würde, und eine innere Stimme wollte mich warnen vor der Gefahr, in die ich mich begab. Aber die Tage meiner romantischen Jugendschwärmerei lagen ja um Jahre hinter mir, und ich wußte, daß die Ehe des Oberförsters Hartmann bereits mit zwei Kindern gesegnet war. Mußte ich mich da nicht hinlänglich gesichert glauben gegen jede neue Versuchung? So ging ich in unglückseliger Verblendung nach Tönningsheide, obwohl es mir gewiß ein leichtes gewesen wäre, meine Versetzung in einen andern Bezirk herbeizuführen. Und schon nach meiner ersten flüchtigen Begegnung mit Mathilde wußte ich, daß meine Leidenschaft für sie nicht erloschen war, sondern daß sie nur unter der Asche geschlummert hatte, um nun plötzlich in desto heißeren und wilderen Flammen wieder hervor zu brechen.

„Du hast mir gestern gesagt, daß es meine Pflicht gewesen wäre, auf jede Gefahr hin unter irgend einem Vorwande fortzugehen, sobald ich über den Zustand meines Herzens volle Klarheit gewonnen hatte. Und es ist jetzt natürlich auch für mich ein leichtes, die ganze Verantwortung für das Unglück auf mein damaliges Zaudern zu wälzen. Aber ich kannte mich selber ja so wenig! Ich glaubte mich so stark in meiner

Rechtschaffenheit eines ehrlichen Mannes! — Und noch heute ist mir's, als müßte ich wahnwitzig gewesen sein, als ich in blinder Leidenschaft zum erstenmal die Gebote der Ehre unter die Füße trat.

„Ich liebte den Oberförster Hartmann nicht — das bekenne ich offen, und es würde nie zu einem herzlichen Verhältnis zwischen uns gekommen sein, auch wenn er nicht der Gatte Mathildens gewesen wäre. Denn seine Natur war von der meinigen so verschieden als möglich. Er war ernst und verschlossen, beinahe finster, dabei von leicht aufbrausendem, jähzornigem Temperament, von einer geradezu erschreckenden Wildheit in seiner einmal entfesselten Leidenschaft. Daß er seine Frau aufrichtig liebte, so wie er eben zu lieben verstand, sah ich wohl, und niemals erhielt ich auch nur den geringsten Beweis dafür, daß sie selbst sich in ihrer Ehe unglücklich fühlte. Aber ich wollte nicht daran glauben, daß sie glücklich sei. Es war mir zu einer Art von grausam wollüstiger Selbstpeinigung geworden, mir in den lebhaftesten Farben auszumalen, daß sie im Verborgenen litt, daß sie sich insgeheim nach einem Retter, einem Befreier sehnte. Ich übertrieb in meiner Einbildung alle üblen Eigenschaften ihres Mannes und steigerte meine Leidenschaft für sie, indem ich ihr in meiner Phantasie die Züge einer Märtyrerin gab, von denen in Wirklichkeit so wenig an ihr zu bemerken war.

„Trotzdem begnügte ich mich viele Wochen hindurch, sie stumm und aus respektvoller Entfernung anzubeten wie in jenen Tagen, da ich von einem Winkel des

Ballsaales aus zu ihr hinüber geschmachtet hatte als zu einer unerreichbaren Göttin. Da kam ihr Geburtstag, und Hartmann lud mich ein, an der kleinen Feier teilzunehmen, die er zu Ehren desselben veranstaltet hatte. Der Zufall fügte es, daß ich bei Tische neben Mathilde zu sitzen kam. Ich fand sie bezaubernder denn je, und es war nur natürlich, daß ich in meiner Unterhaltung eine Lebhaftigkeit und Beredsamkeit entwickelte, wie der Oberförster sie wahrscheinlich nie zuvor an mir bemerkt hatte. Zum erstenmal fand ich Gelegenheit, mit der Angebeteten von unseren gemeinsamen Erinnerungen zu plaudern, und so harmlos auch immer diese auf unbedeutende Ballerlebnisse beschränkten Erinnerungen waren, sie versetzten doch auch sie in eine ungewöhnlich heitere, fast ausgelassene Stimmung. Ohne die finsteren, mißtrauischen Blicke zu bemerken, die ihr Gatte immer häufiger zu uns hinüber sandte, widmete sie sich mit unverhohlenem Vergnügen diesem Gespräch und blieb auch nach aufgehobener Tafel fast beständig an meiner Seite. Als ich mich später empfahl, fühlte ich aus der frostigen Art des Abschiedsgrußes, der mir von dem Oberförster zu teil wurde, daß er angefangen habe, eifersüchtig auf mich zu sein. Aber in dem Rausch des Entzückens, der mein Blut erhitzte, war ich verblendet genug, viel mehr Genugthuung als Schrecken darüber zu empfinden. Der Argwohn des Mannes, der doch so sicher sein konnte in ihrem Besitz, schmeichelte meiner Eitelkeit und erzeugte in mir allerlei hirnverbrannte, phantastische Ideen, wie ich Mathilde

über kurz oder lang von dem Joch seiner unerträglichen Tyrannei befreien könnte.

„Daß er auch ihr gegenüber den Eifersüchtigen gespielt hat, glaube ich nicht; denn sie fuhr fort, vollkommen arglos und unbefangen mit mir zu verkehren. Er war wohl zu stolz, ihr etwas von seinem Mißtrauen zu zeigen, wie er ja auch mir durch keine Andeutung verriet, welches die eigentliche Ursache seines plötzlich so auffallend veränderten Benehmens sei. Ich aber hegte darüber nicht den geringsten Zweifel, denn ich hatte ihm ja sonst keinen Anlaß gegeben, mich sowohl im dienstlichen wie im außerdienstlichen Umgang mit einer Schroffheit und Feindseligkeit zu behandeln, die mir den Aufenthalt in Tönningsheide zur Qual gemacht haben würde, wenn mich nicht die Nähe des angebeteten Wesens überreich für alle Widerwärtigkeiten entschädigt hätte. Je unbilliger Hartmann gegen mich war, je rauher er den Vorgesetzten herauszukehren suchte, desto weniger Rücksicht glaubte ich ihm schuldig zu sein. Ich erwies Mathilde allerlei kleine Aufmerksamkeiten, die sie freundlich annahm, weil sie ihnen in ihrer Ahnungslosigkeit sicherlich keinerlei Bedeutung beilegte, und von denen ich doch ganz genau wußte, daß sie dem heimlichen Zorn ihres Mannes nur neue Nahrung geben konnten. Der Wahnwitz, von dem ich in jenen Tagen unzweifelhaft ergriffen war, stachelte mich, seinem verschwiegenen Mißtrauen einen ganz offenkundigen, trotzigen Hohn entgegen zu setzen. Ich lächelte, wenn ich bei zufälliger Begegnung einen seiner düsteren Blicke

auffing, und ich war rastlos erfinderisch in Vorwänden, die mir eine Möglichkeit gewährten, seine Gattin — wenn auch nur auf die Dauer weniger Minuten — zu besuchen. Zuweilen wohl fühlte ich unklar, daß dies alles ebenso thöricht als sträflich sei und daß es eines Tages mit einem furchtbaren Zusammenstoß endigen müsse; aber noch hatte ich ja keine wirkliche Ehrlosigkeit begangen, es war nur ein Spiel mit dem Feuer, und gerade in der Verwegenheit dieses Spiels lag sein geheimnisvoller, unwiderstehlicher Reiz.

„Am Morgen des unseligen Tages, der für Hartmann und mich so verhängnisvoll endigen sollte, war es aus geringfügiger Veranlassung zu einer ziemlich scharfen Auseinandersetzung zwischen dem Oberförster und mir gekommen. Er war ganz offenbar im Unrecht, als er mir wegen einer von mir getroffenen Anordnung heftige Vorwürfe machte, und es unterlag für mich keinem Zweifel, daß er nur einen Streit hatte vom Zaune brechen wollen. Gerade diese Gewißheit aber setzte mich in den Stand, ruhiger zu bleiben als es ihm lieb sein mochte. Da wir allein mit einander waren, konnte ich sogar eine seiner Bemerkungen überhören, die ich in Gegenwart von Zeugen notwendig hätte für eine Beleidigung nehmen müssen, und als wir uns trennten, hatte sich wohl die Spannung bis an die äußerste Grenze des Möglichen gesteigert; aber es war doch noch immer nicht zu einem offenen Bruch gekommen.

„Noch mit dem frischen Groll gegen ihn im Herzen,

ging ich eine Stunde später in seine Wohnung hinauf. Ich hatte Mathilde ein Buch versprochen, von dem tags zuvor zwischen uns die Rede gewesen war, und mit trotziger Absichtlichkeit wählte ich gerade diesen Augenblick, es ihr zu überbringen. Das Unglück wollte, daß ich sie bei meinem Eintritt allein und nicht, wie sonst fast immer, in der Gesellschaft der Kinder fand. Sie war sehr niedergeschlagen, und ich glaubte auf ihrem Antlitz die Spuren vergossener Thränen wahrzunehmen. Natürlich hatte ich in meiner damaligen Gemütsverfassung für ihren Kummer nur eine einzige Deutung. Nur ihr harter, despotischer Mann konnte sein Urheber gewesen sein; wahrscheinlich hatte er sie, die Schwache, Wehrlose, grundlos gepeinigt, wie er mich an diesem Morgen ohne Grund zu beleidigen versucht hatte! Daß die Thränen einer Frau auch noch hundert andere Ursachen haben können, kam mir in meiner leidenschaftlichen Erregung nicht in den Sinn. Ich sah nur ihren vermeintlichen Schmerz, empfand nur als eine unumstößliche Gewißheit, daß sie in ihrer Ehe namenlos unglücklich sei und glaubte den großen Augenblick gekommen, da ich mich ihr als Retter und Befreier anbieten müßte. Wie ich es angefangen habe, die rechte Einleitung für mein wahnwitziges Geständnis zu finden — was ich ihr überhaupt gesagt habe, ich weiß es nicht mehr, denn mir ist nur eine ganz wirre und unklare Erinnerung an die Einzelheiten jenes beschämenden Vorganges zurückgeblieben. Ich weiß, daß ich vor ihr auf den Knieen gelegen, daß ich sie zu umfassen

versucht habe, und daß sie mich zuerst mit großen, entsetzten Augen angestarrt hat, unfähig, das Frevelhafte und Verbrecherische meines Beginnens sogleich zu erfassen. Und dann — noch ehe sie sich aus ihrer Erstarrung aufgerafft hatte, noch ehe ein einziges Wort über ihre Lippen gekommen war — sah ich, wie sich der Vorhang an der Thür bewegte, der ich mein Gesicht zugewendet hatte. Nur zu einem kleinen Spalt schob er sich aus einander, aber ich glaubte dahinter doch die Gestalt eines Mannes in Walduniform wahrzunehmen — ich glaubte die düsteren Augen, den dunklen Vollbart des Oberförsters zu erkennen, und ich sprang empor, vollkommen darauf gefaßt, ihn in der nächsten Sekunde wie einen Rasenden auf mich losstürzen zu sehen. Ohne Zweifel ist das ja auch seine Absicht gewesen, aber gerade im nämlichen Moment hatte sich auch die Thür hinter mir geöffnet, und die Bonne mit den beiden kleinen Kindern kam in das Zimmer. Der Vorhang fiel wieder zu, ohne daß Mathilde, die ihm den Rücken zuwandte, von seiner Bewegung überhaupt etwas wahrgenommen hätte. Ich aber befand mich in einer Gemütsverfassung, wie sie jämmerlicher und verzweifelter gewiß nicht zu denken ist. Ein auf frischer That ertappter Verbrecher kann sich nicht elender fühlen. Der kleine Knabe, der eine besondere Vorliebe für mich hatte, trippelte jauchzend auf mich zu und versuchte nach seiner Gewohnheit, an mir in die Höhe zu klettern. Niemals werde ich die Handbewegung und den Blick vergessen, womit seine

Mutter ihn daran verhinderte. Sie wechselte ein paar scheinbar ruhige Worte mit der Bonne und schickte sie darauf mitsamt den Kindern wieder hinaus. Dann wandte sie sich gegen mich, hoheitsvoll und stolz, wie ich sie nie zuvor gesehen, in der Haltung ihres Körpers wie in jedem Zuge ihres schönen Gesichts nur noch das tödlich beleidigte, zürnende Weib. Ich will hier nicht wiederholen, was sie mir sagte — genug, daß jedes ihrer Worte wie ein Peitschenhieb, nein, wie ein Keulenschlag auf mich niederfiel, und daß ich mich in meiner jämmerlichen Zerknirschung nicht einmal zu dem schwachen Versuch einer Verteidigung aufzuraffen vermochte.

„Völlig zerschmettert, von tiefem Widerwillen gegen mich selbst erfüllt, schlich ich endlich hinaus. Ich hatte ihr nichts davon gesagt, daß ich ihren Gatten hinter dem Thürvorhang wahrzunehmen geglaubt. War ich meiner Sache doch keineswegs ganz gewiß, und hielt ich mich doch überzeugt, daß sie ohnedies nicht die Absicht hegte, ihm etwas zu verschweigen. Eine stumpfe Gleichgiltigkeit gegen alles, was nun noch weiter erfolgen könnte, war über mich gekommen. Etwas Schlimmeres als die Demütigung, die ich eben erlitten hatte, konnte mir ja gar nicht mehr geschehen, und ich würde sicherlich nicht den kleinsten Umweg gemacht haben, um einer sofortigen Begegnung mit dem Oberförster auszuweichen.

„Auf meinem Arbeitstisch im Bureau lag eine angefangene Berechnung, die noch an demselben Tage

fertiggestellt werden sollte. Ich versuchte mich damit zu beschäftigen, aber es war mir unmöglich, meine Gedanken bei dem Gegenstande festzuhalten. Die Buchstaben und Zahlen tanzten mir vor den Augen. Nach einer Viertelstunde warf ich die Feder hin und nahm meinen Hut, um einen Gang durch den Wald zu machen. Es war nichts als eine alte Gewohnheit, daß ich auch die doppelläufige Flinte, die mich stets auf solchen Gängen begleitete, über die Schulter hängte. Ich hatte tags zuvor eine vergebliche Birsche auf einen Hirsch gemacht, und die beiden Läufe waren darum noch mit Rehposten geladen. Ohne Ziel und Richtung wanderte ich, von meinen selbstquälerischen Gedanken verfolgt, wohl eine Stunde lang durch den Forst. Da hörte ich plötzlich in meiner Nähe ein Knacken und Knistern wie von rasch näher kommenden Schritten. Ich wandte den Kopf und erblickte zwischen den Bäumen die wohlbekannte hohe Gestalt des Oberförsters, der mich schon früher erspäht haben mußte, da er geradesweges auf mich zu kam. Er war ohne Begleitung und hatte auch den Lieblingshund nicht bei sich, der sonst sein unzertrennlicher Gefährte war. Obwohl darin an und für sich gar nichts Auffälliges lag, durchzuckte es mich doch ganz eigentümlich, als ich sah, daß er sein Gewehr nicht auf dem Rücken, sondern unter dem Arme trug, wie jemand, der rasch schußfertig sein will. Nicht mit Ueberlegung und auch nicht aus Furcht, sondern einem rein instinktiven Antrieb folgend, brachte auch ich meine Waffe in die nämliche Lage, während ich zu-

gleich stehen blieb, um die Annäherung Hartmanns abzuwarten. Den Ausdruck seines Gesichts konnte ich in dem dämmerigen Waldesschatten, der uns umgab, noch nicht deutlich erkennen, aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er mich scharf beobachtete. Meine unglückselige Bewegung konnte ihm nicht entgangen sein, und er mag sie wohl mißverstanden haben, da er fast in dem nämlichen Augenblick das Gewehr an die Wange riß. Eiskalt durchrieselte es mich vom Wirbel bis zur Zehe, als ich die Mündung der todbringenden Läufe auf mich gerichtet sah. Die Entfernung zwischen uns war so gering, daß für einen geübten Schützen, wie es Hartmann war, ein Fehlschuß kaum möglich schien. Ich hatte eine Empfindung, als bohrte sich mir das kalte Blei bereits zwischen die Rippen, und das heiße Verlangen zu leben drängte mit einemmal alle anderen Gedanken und Vorstellungen in mir zurück. Mit blitzschneller Körperdrehung suchte ich hinter dem Stamm des nächsten Baumes Deckung zu gewinnen, und indem auch ich meine Waffe in Anschlag brachte, rief ich ihm zu:

„‚Das Gewehr nieder! — Sie sehen ja, daß ich bereit bin, Ihnen Rede zu stehen.‘

„Seine Entgegnung bestand in einem einzigen wilden Schmähwort, und unmittelbar nachdem er es ausgestoßen hatte, krachte sein Schuß. Ein paar abgesplitterte Stücke von der Rinde des Baumes, hinter dem ich stand, streiften mein Gesicht. Ich durfte also wahrlich nicht mehr zweifeln, daß es ihm blutiger Ernst

sei mit seinem Anschlag auf mein Leben. Und zum Zaudern oder Ueberlegen gab es da keine Zeit. Wenn ich ihn dazu kommen ließ, auch seinen zweiten Schuß abzugeben, war ich höchst wahrscheinlich verloren. Und ich war trotz der verzweifelten Stimmung, in der ich mich soeben befunden hatte, meines Daseins noch nicht hinreichend überdrüssig, um mich im Bewußtsein meiner Schuld ihm ruhig als lebendige Zielscheibe darzubieten. Er war für mich in diesem Moment nicht mehr der Gatte Mathildens — alles, was bisher zwischen ihm und mir gewesen, war vollständig ausgetilgt aus meinem Gedächtnis. Er war mir nur noch die wilde Bestie, die nach meinem Blute lechzte; er oder ich, das war der einzige Gedanke, den mein Gehirn zu fassen vermochte — und meine Finger drückten auf den Abzug, bevor der seinige Zeit gehabt hatte, dasselbe zu thun.

„Ich sah, wie er im Feuer meiner Waffe mit erhobenen Armen vornüber niederfiel auf das Gesicht, und ich wußte, daß ich ihn getötet hatte. Da ich mir vorgenommen habe, ganz aufrichtig gegen Dich zu sein, und da ich vor mir selber nichts beschönigen will, mag es hier gesagt sein, daß ich in jenem ersten Augenblick weder Schrecken noch Reue, sondern nur eine ungeheure Erleichterung über meine Rettung fühlte. Ich hatte unter dem Druck einer furchtbaren Notwendigkeit gehandelt, und ich atmete auf, als ich sah, daß die Gefahr vorüber war.

„Hartmann hatte keinen Laut von sich gegeben, aber seine Finger wühlten sich in das weiche Moos

des Waldbodens ein und ein paarmal ging es wie krampfiges Zucken durch seinen starken Körper. Wohl ein paar Minuten lang mag ich dagestanden haben, ohne mich zu rühren, dann erst kam mir die Erkenntnis, daß nun doch irgend etwas geschehen müsse, und ich machte einige Schritte auf ihn zu. Da ich sein Gesicht nicht sehen konnte, wußte ich nicht, ob er tot oder nur bewußtlos sei, und ich vermochte mir keine Gewißheit darüber zu verschaffen, denn ihn anzurühren hatte ich nicht das Herz. So entschloß ich mich, nach der Oberförsterei oder nach dem Dorfe zu laufen, um andere zur Hilfeleistung herbeizuholen. Daß ich mich ohne weiteres zu meiner That bekennen würde, galt mir in dieser ersten Stunde als vollkommen selbstverständlich; der Gedanke an die Möglichkeit einer Verheimlichung kam mir ebenso wenig in den Sinn als der an die Strafe, die mich vielleicht treffen könnte. Ich befand mich in jenem merkwürdigen Gemütszustande, wie er eben nur nach ganz außergewöhnlichen Erregungen eintreten kann. Ueber die Erkenntnis der Notwendigkeit, daß ich irgend jemand herbeirufen müsse, ging meine Gehirnthätigkeit überhaupt nicht hinaus. Ich hielt mich selber für sehr ruhig und glaubte, daß mein Geist völlig klar sei; aber das war ohne Zweifel eine Täuschung; denn es hätte mir sonst wahrlich nicht geschehen können, daß ich den Weg nach der Oberförsterei nicht mehr zu finden vermochte und daß ich planlos in dem Walde umherirrte, der mir, dem Forstmanne, doch längst in all seinen Teilen vertraut geworden war.

Auch fehlt mir jede Erinnerung an die Zeitdauer dieser Wanderung, und gewiß ist nur das eine, daß ich mich in einem richtigen Kreise bewegt haben muß. Denn als ich das Geräusch lauter und aufgeregter Menschenstimmen vernahm, und als ich ihm nachging, um diese Leute zur Hilfeleistung aufzubieten, sah ich mich zu meiner grenzenlosen Ueberraschung plötzlich wieder an der Stelle, von der ich ausgegangen war, nämlich an dem Schauplatz meines Zweikampfes mit dem unglücklichen Hartmann.

„Ein Waldheger und ein paar Holzfäller, die irgendwo in der Nähe gearbeitet haben mochten, waren um den Körper des Oberförsters versammelt. Sie hatten ihn auf den Rücken gelegt, so daß seine gebrochenen, verglasten Augen zum Himmel empor starrten, und sie waren offenbar unter einander uneinig, was nun weiter zu geschehen habe. Meine Ankunft war ihnen darum sehr willkommen. Der Waldheger lief mir entgegen und führte mich an die Leiche.

„‚Ein Schuft von Wilddieb hat den Oberförster erschossen,‘ sagte er. ‚Da, gerade über dem linken Auge hat ihn die Kugel getroffen. Ich dachte ein verendetes Stück Wild zu finden, weil mein Hund mit einemmal so wütend anschlug, und da sah ich ihn in seinem Blute liegen. Er war schon tot, als ich herankam, aber es kann nicht lange her sein, daß er den Schuß bekommen hat. Fühlen Sie nur: er ist noch ganz warm. Die arme, arme Frau! — Sollen wir ihn denn nun gleich nach der Oberförsterei bringen, Herr Assessor?‘

„Ein fürchterlicher Schrecken hatte mich gepackt, als ich mich dem Leichnam so unerwartet zum zweitenmal gegenüber sah. Jetzt erst wurde mir zu meinem Entsetzen offenbar, was ich gethan, und mein Herzschlag stockte bei dem Gedanken an den namenlosen Jammer, den ich über Mathilde gebracht. Nicht die Furcht vor der Strafe, die ein irdischer Richter möglicherweise über mich verhängen konnte, sondern die Furcht, in ihren Augen für den Mörder des Gatten zu gelten, die Angst, ihr fortan nur ein Gegenstand tiefsten Abscheus zu sein, machte mich in diesem Augenblick zum feigen Lügner.

„Wenn der Waldheger und die Holzfäller glaubten, daß Hartmann von einem Wilddieb erschossen worden sei, warum sollte dann nicht auch alle Welt diesen Glauben teilen? Und dann — hätte ich diesen Leuten etwa ins Gesicht sagen sollen: ‚Ihr seid im Irrtum — ich bin es, der ihn ermordet‘? Sie hätten es mir wahrscheinlich gar nicht geglaubt, sondern hätten mich einfach für verrückt gehalten. So hatte ich mehr als eine Veranlassung, zu schweigen, und es ist nur die volle Wahrheit, wenn ich Dir wiederhole, daß mir die Rolle, die ich seitdem gespielt habe, in jenen Augenblicken durch die Umstände förmlich aufgezwungen worden ist. Ueber alles Folgende kann ich kurz hinweg gehen, denn es ist Dir ebenso wohl aus meiner gestrigen Erzählung als aus den Berichten der Zeitungen bekannt. Ich habe Mathilde noch nicht wiedergesehen, aber ich weiß aus den Schilderungen der anderen, daß ihr Schmerz

grenzenlos ist. Und ich weiß auch, daß sie an das Märchen von dem Wilddieb glaubt, wie alle Welt. Sie hegt keinen Verdacht gegen mich, denn sie würde mich sonst gewiß nicht schonen. Es ist ihre feste Ueberzeugung, daß ihr Gatte in der Ausübung seines Berufes, gewissermaßen auf dem Felde der Ehre, seinen Tod gefunden habe, und es würde ihre Verzweiflung nur vergrößern, wenn sie jetzt die Wahrheit erführe. Die Lüge, die anfänglich nur in einem stummen Geschehenlassen bestand, hat mich jetzt bereits mit tausend unzerreißbaren Fäden umstrickt, und abgesehen davon, daß meine eigene Lage bei einem so verspäteten Geständnis viel ungünstiger sein würde als an jenem ersten Tage, wo man meiner Erzählung wahrscheinlich noch ohne weiteres Glauben geschenkt hätte, müßte ich durch eine Offenbarung des wirklichen Sachverhalts jetzt auch über Mathilde den schlimmsten Verdacht heraufbeschwören. Wohl würde kein Gericht eine Anklage gegen sie erheben können, wie aber sollte ich es anfangen, die hämische, argwöhnische Welt davon zu überzeugen, daß sie ohne jede moralische Mitschuld an dem Tode ihres unglücklichen Gatten sei? Denn welches neue Märchen ich auch immer erfände, um des Oberförsters tödlichen Haß gegen mich zu erklären, man würde die eigentlichen Motive einer so grimmigen Feindschaft doch bald genug erraten; schonungslos würden die intimsten Dinge an die Oeffentlichkeit gezerrt werden; auch das Unschuldigste und Unverfänglichste würde das Aussehen des Sträflichen und Verbrecherischen gewinnen, und

die unglückliche Frau würde vielleicht bis an ihr Lebens-ende mit dem Makel einer Untreue behaftet bleiben, deren sie sich in Wahrheit nie auch nur mit einem einzigen Gedanken schuldig gemacht. Nenne es, wie Du willst, aber ich habe nicht das Herz, sie einer solchen Gefahr auszusetzen. Niemand hegt bis zur Stunde einen Argwohn gegen mich. Weder die wiederholte Besichtigung der Unglücksstätte, noch die zahllosen Vernehmungen, die bereits stattgefunden haben, führten den richterlichen Beamten, der die Untersuchung leitet, auf die richtige Spur. Man hält daran fest, daß der Thäter einer von jenen Wilderern gewesen sei, an denen wir in und um Tönningsheide keinen Mangel haben. Wenn nicht etwas ganz Unerwartetes geschieht, werden die Nachforschungen im Sande verlaufen, und der Oberförster Hartmann wird der großen Schar wackerer Forstmänner zugezählt werden, die ihre Pflichttreue mit dem Leben bezahlen mußten.

„Ich aber werde darum wahrlich nicht straflos bleiben; denn dieser Tote wird mit seinem gespenstischen Schatten mein ganzes künftiges Leben verdüstern, und ich werde mit dieser Last einer verschwiegenen Schuld auf dem Herzen tausendmal härter zu büßen haben, als wenn man mich etwa wegen Ueberschreitung der gebotenen Notwehr oder selbst wegen Totschlags ins Gefängnis geworfen hätte. Es hat in diesen furchtbaren Tagen, und namentlich in diesen schrecklichen Nächten, da ich mich schlaflos auf meinem Lager wälzte, Augenblicke gegeben, wo ich es als eine Befreiung

empfunden haben würde, wenn ich das Bekenntnis meiner Schuld laut hätte hinausschreien können in alle Welt. Einem wenigstens mußte ich's endlich anvertrauen, wenn ich nicht daran ersticken oder darüber wahnsinnig werden sollte, und nur Du konntest dieser eine sein, denn ich habe ja keinen wahrhaftigen Freund auf Erden außer Dir. Nun kennst Du die ganze Geschichte meines Unglücks, und nun, nachdem Du diesen Brief vernichtet haben wirst, sollst Du mir sagen, ob ich wegen meines Schweigens wirklich den Vorwurf verdiene, ein ehrloser Feigling zu sein.

„In Treue Dein elender E."

Neunzehntes Kapitel.

Zum zweitenmal war Rolf von dem mißtrauischen Weib mit dem Bescheid fortgeschickt worden, daß Fräulein Elfriede Hartmann noch nicht aus dem Geschäft zurückgekehrt sei, und diesmal war seine Abfertigung noch unfreundlicher gewesen als vor einigen Stunden, denn diesmal hatte ihn die Frau unverkennbar für einen Menschen gehalten, der etwas Schlimmes im Schilde führte. Das sonderbare Zucken in seinem Gesicht, die fest zusammengepreßten Lippen mit den tief herabgezogenen Mundwinkeln, vor allem aber die unheimliche Starrheit in seinen Augen, hatten es ihr sogleich zur Gewißheit gemacht, daß sie entweder einen Verbrecher oder einen Verrückten vor sich habe, und es wäre ihr als Tollkühnheit erschienen, sich mit einem solchen Menschen in irgend welche Unterhandlungen einzulassen.

Krachend war die Thür vor ihm ins Schloß geflogen, als er sein Verlangen wiederholte, die Adresse jenes Geschäftes zu erfahren, und auf sein stürmisches Klingeln hatte sich dann überhaupt niemand mehr

gezeigt. So war ihm keine andere Möglichkeit geblieben, als die, unten auf der Straße die Heimkehr seiner Schwester zu erwarten, und die Vorübergehenden blickten kopfschüttelnd auf den sonderbaren jungen Mann, der mit der Rastlosigkeit eines gefangenen Tigers vor der armseligen Mietskaserne auf und nieder stürmte. Länger als eine halbe Stunde mußte er sich so in rasender Ungeduld verzehren; dann endlich — endlich sah er in der schlecht beleuchteten Vorstadtstraße eine schlanke weibliche Gestalt auftauchen, die er auf den ersten Blick als diejenige Elfriedens erkannte. Er stürzte auf sie zu und erfaßte die Hand der Ueberraschten, die tödlich erschrocken vor ihm zurückgewichen war.

„Rolf — Du! — Allbarmherziger Gott, wie siehst Du aus! — Was ist Dir geschehen?"

Er war außer stande, ihr in zusammenhängender Rede zu antworten, nur abgerissene Worte und unartikulirte Laute kamen während der ersten Minute über seine Lippen. Aber sie ahnte die schreckliche Wahrheit trotzdem.

„Komm mit mir hinauf in meine Wohnung," sagte sie sanft, indem sie seine Hand mit innigem Druck festhielt. „Und sprich vorher nichts mehr! Dort oben, wo wir allein sind, sollst Du mir alles erzählen."

Er nickte stumm und stieg an ihrer Seite schwer atmend zum drittenmal die steile, unsaubere Treppe empor. Es war gut, daß Elfriede einen Schlüssel zur Wohnungsthür besaß und daß sie nicht der Notwendigkeit einer Begegnung mit ihrer Wirtin ausgesetzt waren.

Rasch ließ ihn das junge Mädchen in ihr kleines, nach dem Hofe hinaus gelegenes Zimmer eintreten und verriegelte dann, um jede Möglichkeit einer Störung abzuhalten, hinter sich die Thür. Eine Minute später hatte sie die Lampe entzündet und kehrte ihm nun mit kummervoll fragendem Ausdruck ihr bleiches Antlitz zu.

Er war mitten in dem dürftigen Raume stehen geblieben, mit verstörtem Gesicht, die geballten Fäuste gegen die Schläfen pressend. Es war, als ob er mit einemmal vergessen habe, zu welchem Zweck er hierher gekommen sei.

„Rolf!“ mahnte Elfriede leise. „Dir ist ein Unglück zugestoßen — nicht wahr? — Ich bitte Dich — laß mich alles erfahren!“

Er stöhnte laut auf, und die Arme fielen ihm schlaff herab.

„Ein Unglück? — Nein! — Ein Verbrechen ist an mir verübt worden, ein unerhörtes, schändliches Verbrechen! — Und Du — Du hast darum gewußt! O, versuche nicht, es zu leugnen.“

Er warf sich auf einen Stuhl; sie aber trat auf ihn zu und zog sanft seinen Kopf an ihre Brust.

„Mein armer Rolf! — So hast Du dennoch erfahren, was uns Eckartstein gethan?“

Wie viel Zärlichkeit und Liebe auch in ihrer Stimme war, er stieß sie doch voll leidenschaftlichen Zornes von sich und fuhr sich mit beiden Händen wild in das Haar.

„Ah, da haben wir's ja — da haben wir's! —

Du wußtest, daß er meines Vaters Mörder war, und Du ließest es geschehen, daß er mich in sein Haus lockte! Du ließest mich unter seinem Dache schlafen, ließest mich an seinem Tische essen? — O, über die Schmach — über die ungeheure, entsetzliche Schmach!"

Sie versuchte ihn zu besänftigen, aber eine lange Zeit noch mußte vergehen, bevor er sie anhörte. Erst als ihm die Kraft versagte, immer dieselben leidenschaftlichen Klagen und Vorwürfe zu wiederholen, fand sie eine Möglichkeit, zu ihm zu reden.

„Gott ist mein Zeuge, Rolf, wie schwer ich gekämpft habe, als ich vor die Wahl gestellt war, zu reden oder zu schweigen. Nur um Deines Glückes willen habe ich mich endlich entschlossen, zu schweigen. Ich sah ja, wie sehr Du Nelly liebtest, und ich meinte, Du würdest nicht stark genug sein, die fürchterliche Wahrheit zu ertragen."

„Um meines Glückes willen!" wiederholte er fast weinend. „Nun siehst Du ja, was Du damit angerichtet hast. Ach, ich bin ja jetzt so glücklich, so unaussprechlich glücklich!"

„Ich konnte nicht ahnen, daß dies das Ende sein würde; denn ich hoffte, Du solltest es niemals erfahren. Was mir Eckartstein vertraut hatte, als er sich für einen Sterbenden hielt —"

„Damals also sagte er Dir's — damals!" fuhr Rolf von neuem empor. „Und Du hattest so wenig Ehrfurcht für das Andenken unseres gemordeten Vaters, daß Du stumm bleiben konntest? Ah, ich hätte es auf

die Straße hinaus geschrieen, wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre.“

„Es war ein Schwerkranker, Rolf, dem die Todesangst das Bekenntnis der alten Schuld abgepreßt hatte. Und er hatte Weib und Kinder. Den Schuldigen hätte die Sühne vielleicht nicht mehr ereilt, die Unschuldigen aber hätte sie sicher vernichtet.“

„Und wenn es auch so war, mir wenigstens mußtest Du's doch sagen, mir, dem Sohne des Ermordeten — Deinem Bruder!“

„Das war meine Absicht, aber ehe ich sie ausführen konnte, hatten sie Dich schwer verwundet ins Krankenhaus gebracht. Ich wußte, daß jede Aufregung eine Gefahr für Dein Leben sei. Sollte ich Dich etwa vorsätzlich töten?“

„Besser, Du hättest es gethan! — Ach, warum konnte dieser Schurke mich nicht ins Herz treffen, statt mich zum Krüppel zu schießen!“

„Ich wollte die Enthüllung hinausschieben, bis Du wieder zu Kräften gekommen wärest. Dann aber wurde ich zur Zeugin Deines ersten Gespräches mit Nelly — ich sah, wie ihr euch liebtet — ich sah, wie viel Glück ich mit einem einzigen Wort unfehlbar vernichtet hätte — und ich schwieg.“

In düsterem Schweigen starrte er eine Weile vor sich hin, dann reichte er seiner Schwester die Hand.

„Vergib mir, Elfriede! Ja, ich glaube Dir's, daß Du nur aus Liebe für mich so gehandelt hast. Und ich will nicht mit Dir rechten, daß ich dadurch nur

zehnfach unglücklich geworden bin. Es ist ja noch nie ein Mensch auf Erden so elend gewesen wie ich."

Sie legte ihre kleine, kühle Hand auf seine fieberheiße Stirn, aber sie versuchte nicht, ihn zu trösten, denn sie wußte wohl, daß es kein tröstendes Wort gab für den Schmerz, der in seiner Seele wühlte.

„Und dieser — dieser Mörder!" fuhr er nach einer Weile fort. „Wie konnte er es wagen, mir ins Gesicht zu sehen, wie konnte er sich unterfangen, meine Hand zu berühren, nachdem er wußte, daß Du das Geheimnis seines Verbrechens kanntest — daß ein einziges Wort von Dir hinreichte, mir alles zu offenbaren?"

„Er wußte es eben nicht, Rolf! Was er in jener Nacht zwischen zwei Ohnmachtsanfällen zu mir gesprochen, war beim Erwachen vollständig aus seinem Gedächtnis getilgt. Er mag sich an jenen Vorfall höchstens als an einen Fiebertraum erinnert haben."

„Das also war wenigstens keine Heuchelei, daß er die Gründe Deiner Zurückhaltung nicht zu begreifen schien. Und ich konnte Dir wegen dieser Zurückhaltung zürnen — ich konnte Dich lieblos Deinem harten Kampf ums Dasein, vielleicht der Armut und dem Elend überlassen, weil ich glaubte, daß Du mir mein Glück nicht gönntest!"

„Laß uns nicht davon sprechen! Du konntest meine Handlungsweise ja unmöglich verstehen, und ich habe Dir wegen Deiner Vorwürfe niemals gezürnt, wie wenig ich sie auch verdient hatte! Aber darf ich Dich

nun auch fragen, wie Du trotz meines Schweigens jenes — jenes Schreckliche erfahren konntest?"

„Da!" — Er riß den Brief des Privatdocenten und die vergilbten Blätter aus der Tasche. „Es war diesem Nebenbuhler nicht genug an dem Schuß, der mich zum Krüppel machte. Er wollte seine Rache gründlich haben, und er hat mit kluger Berechnung den rechten Augenblick gewählt. Ein Hochzeitsgeschenk — haha! Es ist wohl noch keines von dieser Art gemacht worden, so lange die Erde kreist."

Verständnislos und fragend sah Elfriede auf die Blätter nieder, die sich über den Tisch verstreut hatten. Rolf aber forderte sie durch eine stumme Handbewegung auf, zu lesen, während er an das einzige Fenster trat, um mit leerem Blick in den dunklen, engen Hof hinab zu starren. Es wurde totenstill in dem Stübchen; nur die Blätter in Elfriedens zitternden Händen knisterten zuweilen leise. Dann, als sie auch die letzten, mit unsicheren, hastenden Federzügen hingeworfenen Sätze von Eckartsteins Brief gelesen hatte, ging sie mit lautlosen Schritten auf ihren Bruder zu.

„Ich bin gewiß, daß dies alles die lautere Wahrheit ist," sagte sie leise. „Und was wirst Du jetzt thun?"

Er drehte sich um, und Elfriede erschrak bis ins innerste Herz vor der lodernden Glut in seinem Blick.

„Was ich thun werde? — Ich werde ihn töten!"

„Rolf!" — Sie umklammerte in schrecklichster Angst mit beiden Händen seinen Arm. „Nein — nein — nein!

— Laß nicht so Fürchterliches in Dir aufkommen. Es kann Dir ja nicht ernst damit sein; aber Du sollst auch nicht einen Augenblick daran denken!"

„Und warum soll es mir nicht ernst damit sein?" fragte er mit düster gefurchter Stirn. „Ich weiß ja nun aus seinem Briefe, wie es gemacht werden muß. Und der Wald von Frauensee ist so gut dafür geeignet wie der von Tönningsheide."

Es war etwas in seiner Stimme, das sie nie zuvor darin gehört hatte — für einen Moment hatte sie die unheimliche Empfindung, als ob ein anderer, ein Fremder, mit seinen Lippen spräche. Dabei waren die Züge seines Gesichts jetzt starr und unbeweglich wie die einer Maske.

Ratlos, zum Tode erschrocken, stand sie ein paar Sekunden lang an seiner Seite; dann suchte sie seine Hand und zog ihn vom Fenster hinweg in den Lichtkreis der Lampe.

„Sage mir, was Du vorhast, Rolf!" bat sie, indem sie sich bemühte, ganz ruhig zu scheinen. „Sieh, diese Angelegenheit betrifft doch Dich nicht allein —"

„Ja, sie betrifft mich allein," unterbrach er sie rauh. „Und ich werde Dir nicht sagen, was ich vorhabe. Kümmere Dich nicht weiter um das, was ich eben gesprochen. Es fuhr mir nur so heraus. Denke, daß es Unsinn gewesen sei."

Seine Sprache war heiser, beinahe tonlos, aber die leidenschaftliche Erregung schien vollständig von ihm gewichen. Er starrte auf ein kleines Bild an der

Wand, um seine Schwester nicht ansehen zu müssen, und dann, nachdem es wieder eine Weile still gewesen war, zog er plötzlich seine Uhr.

„Ich muß fort," sagte er. „Es ist nur noch eine Stunde bis zur Abfahrt des Zuges."

„Du willst also wirklich nach Frauensee zurückkehren — und in dieser Stimmung?"

„Ich wüßte nicht, woher mir morgen oder übermorgen eine bessere kommen sollte. Und die Abrechnung ist nachgerade lange genug hinausgeschoben worden, wie ich denke."

„Aber was Du da in Deinem Kopfe wälzest, ist Wahnsinn! Du hast kein Recht, Deine Hand gegen diesen Mann zu erheben — Du nicht! Sind wir denn Wilde, daß wir auf solche Art Vergeltung üben müßten?"

„Nach dem Gesetz ist Eckartsteins Schuld verjährt — kein Staatsanwalt würde heute noch eine Anklage gegen ihn erheben. Und wenn es auch anders wäre — das ist keine Angelegenheit für den Staatsanwalt und die Gerichte. Willst Du, daß der Name unserer Mutter noch nach ihrem Tode verunglimpft werde?"

„Wenn Du so denkst, Rolf — warum willst Du die Rache dann nicht einem höheren Richter überlassen? Wie groß auch das Verschulden Eckartsteins sein mag, wir, die wir nicht wissen können, was damals in seinem Herzen vorgegangen ist und was er seit jener Stunde gelitten haben mag — wir sind nicht berufen, ihn zu richten."

„Willst Du ihn etwa verteidigen?“ fragte Rolf, indem er sie durchdringend ansah. „Fühlst Du Dich gedrängt, die Fürsprecherin zu machen für den Mörder Deines Vaters?“

„Nein — nein! — Aber ich will Dich verhindern, etwas zu thun, das tausendmal schlimmer wäre als sein Verbrechen. Ich will Dich verhindern, uns alle namenlos elend zu machen —“

„Ich ziehe niemand mit mir. Was ich thue, fällt auf mich allein.“

„So war Deine angebliche Liebe zu Nelly nur eine Lüge? Sie gilt Dir nichts mehr — nichts?“

Da preßte er wieder die Hände an die Stirn, und sein starres Antlitz verzerrte sich im Ausdruck eines ungeheuren Schmerzes.

„Sprich nicht von ihr, Elfriede — um Gottes Barmherzigkeit willen — nenne ihren Namen nicht! Das ist ja das Schreckliche, das ich ihm nicht vergeben kann. Warum mußte er mich denn aufsuchen — warum? — War es nicht genug damit, daß er uns den Vater genommen? Mußte er sich mir auch noch aufdrängen, um mit dem Fluch, der an ihm haftet, mein Leben zu zerstören? — Ich kann ja nicht leben ohne sie — ich kann nicht — ich kann nicht! Die Stunde, in der ich ihr den Ring zurückschicke, ist auch die letzte meines Daseins. Und ich soll ihn hier oben zurücklassen? — Er soll mit heiterm Lächeln auch über dies zweite Menschenleben hinweggehen dürfen, das er vernichtet hat? — Nein! Er und ich — so ist es gerecht!“

Es war die furchtbare Entschlossenheit des Wahnsinns, die aus ihm sprach. Mit Verzweiflung erkannte Elfriede, daß es unmöglich sein würde, ihn in dieser Stunde durch Bitten und Vorstellungen zur Vernunft zu bringen. Wieder hatte er seine Uhr gezogen, da stellte sie sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür des Stübchens.

„Höre, was ich Dir jetzt sage, Rolf! Wenn Du noch an diesem Abend nach Frauensee zurückkehrst, so hast Du auch mein Leben auf dem Gewissen. Denn ich schwöre Dir, daß ich in den Fluß gehen werde, wenn Du fährst.“

„Mute mir nichts Uebermenschliches zu, Elfriede!“ erwiderte er finster. „Was ist es denn, das Du verlangst?“

„Ich verlange nichts als einen Aufschub von vierundzwanzig Stunden. Du sollst Zeit haben, mit Dir selber zu Rate zu gehen, bevor Du etwas unternimmst. Ich lasse Dich nicht aus dem Zimmer, bis Du mir mit Deinem Ehrenwort versprochen hast, daß Du bis morgen abend hier in der Stadt bleiben und daß Du während dieser Zeit nichts beginnen wirst — weder gegen Dich selbst, noch gegen einen andern.“

Er zauderte minutenlang; dann aber, da er ihre Entschlossenheit sah, fragte er:

„Und wenn ich Dir dies Versprechen gebe, wirst Du mich dann gewähren lassen, sobald die Frist abgelaufen ist?“

Irgend ein hoffnungsvoller Plan mußte in ihrem

Kopfe entstanden sein, da sie fast ohne Besinnen antwortete:

„Ja! — Ich werde Dich dann nicht mehr hindern, zu thun, was Du für unerläßlich hältst.“

„Gut! Sei es drum! Bis morgen also werde ich bleiben.“

„Bis morgen abend?“

„Ja!“

„Und Du wirst bis dahin in dieser Angelegenheit nichts thun — gar nichts! Du wirst auch mit keinem Menschen davon sprechen und wirst niemand einen Brief schreiben?“

„Da Du es zur Bedingung machst — nein!“

„Gelobe es mir, Rolf!“

„Ich gebe Dir mein Wort darauf.“

„Schwöre es mir — bei dem Gedächtnis unserer Mutter.“

Er lächelte bitter.

„Da Du meinem Worte nicht mehr glaubst — wohl, ich schwöre es.“

„Und was wirst Du nun während dieser vierundzwanzig Stunden beginnen?“

„Ich werde in meinem Hotelzimmer bleiben, denn ich bin wahrlich nicht in der Laune, menschliche Gesichter zu sehen.“

„Mir aber würdest Du doch gestatten, Dich zu besuchen?“

„Fast möchte ich Dich bitten, darauf zu verzichten — verbieten aber kann ich Dir's freilich nicht.“

„Fürchte nicht, daß ich Dir beständig zur Last sein werde! Wenn ich überhaupt komme, so wird es jedenfalls nicht vor morgen abend der Fall sein. Aber ich weiß noch nicht einmal, wo Du wohnst."

Er nannte ihr den Namen des Hotels, und da ihm Elfriede unverwandt in die Augen sah, wußte sie, daß er sie nicht durch die Angabe einer falschen Adresse hinterging. Seltsamerweise schien sie selber sein längeres Verweilen nun nicht mehr zu wünschen. Als er nach seinem Hute griff, versuchte sie mit keinem Wort, ihn zum Bleiben zu bewegen. Bis an die Treppe hinaus gab sie ihm das Geleit. Mit beiden Händen umfaßte sie noch einmal seine arme, gelähmte Rechte.

„Und Du wirst Dein Versprechen halten — nicht wahr?"

„Ich habe es geschworen, Elfriede!"

„Gute Nacht denn!"

„Gute Nacht?" fragte er bitter. „Wahrhaftig, es wäre Veranlassung genug da, mir eine gute Nacht zu wünschen. Wollte Gott, ich hätte sie überstanden."

Er drückte den Hut tief in die Stirn und eilte die Treppe hinab. Elfriede blieb oben lauschend stehen, bis sein Schritt verhallt war. Dann eilte sie mit beflügelten Schritten in ihr Stübchen zurück und vertauschte in größter Eile ihr Kleid mit einem andern. Einen Augenblick schien sie willens, noch umfassendere Reisevorbereitungen zu treffen, denn sie zog eine kleine Handtasche aus dem Winkel hervor. Aber als sie einen Blick auf ihre Taschenuhr geworfen hatte, gab sie diese

Absicht wieder auf und schlüpfte hastig in ihren Mantel, um dann mit der Eilfertigkeit einer Fliehenden ohne ein Wort der Benachrichtigung an ihre Wirtin das Zimmer und die Wohnung zu verlassen.

Erschöpft und atemlos langte sie eine Viertelstunde später auf dem Bahnhofe an. Sie hatte draußen in der armen Vorstadt keinen Wagen gefunden und hatte den weiten Weg in der Hälfte der Zeit zurückgelegt, die sonst selbst ein rüstiger Fußgänger dazu brauchte. Das Zeichen zur Abfahrt war schon gegeben, als ihr ein dienstwilliger Schaffner rasch noch eine der Wagenthüren öffnete. Sie vermochte ihm nur mit einem Kopfnicken zu danken, und hochklopfenden Herzens sank sie halb ohnmächtig auf eine der Bänke nieder.

Zwanzigstes Kapitel.

Frisch und köstlich war der Morgen des sonnenhellen Spätherbsttages angebrochen. Noch hing hier und da der Frühnebel in den halb entlaubten Baumwipfeln des Parkes von Frauensee, als ein mit zwei Rappen bespannter leichter Jagdwagen auf die Rampe des Herrenhauses fuhr. Der Diener, der die Zügel geführt hatte, sprang vom Bock und stellte sich an die Köpfe der Pferde; denn die temperamentvollen Tiere, die mit weit geöffneten, zitternden Nüstern die belebende Morgenluft einzusaugen schienen, zeigten sich sehr unruhig und wenig zum Stillstehen gelaunt.

Gleich darauf traten Vera und Eckartstein aus dem Hause. Die Tochter des Gutsherrn trug ein glatt anliegendes, dunkles Tuchkleid und gelbe Fahrhandschuhe, deren Stulpen bis über die Mitte des Unterarmes hinaufreichten. Eckartstein aber, der ungewöhnlich frisch und elastisch aussah, war im Reitanzuge.

„Wenn Friedrich nicht ein so zuverlässiger Mensch wäre, ließe ich Dich wirklich nur ungern mit den neuen Pferden fahren,“ sagte er. „Sie brauchen eine sichere

Hand, und ich selber habe gestern, als ich Helmuth von der Station abholte, stellenweise meine Not mit ihnen gehabt."

Vera war an das Handpferd herangetreten und klopfte ihm liebkosend den schlanken, schwarzglänzenden Hals.

„Sei meinetwegen ohne Sorge!" antwortete sie leichthin. „Du weißt, daß mir nicht so leicht etwas zustößt, und ich fahre mit ihnen ja auch nicht zum erstenmal. Wenn sie richtig behandelt werden, sind sie lammfromm."

Mit einem stolzen Lächeln blickte Eckartstein auf seine schöne, selbstbewußte Tochter.

„Nun ja, ich weiß wohl, daß mancher Kavalier von Dir lernen könnte. Uebrigens treffen wir uns vielleicht unterwegs. Ich will nur eben nach dem Vorwerk hinüber reiten, und da Du vermutlich auf der Fahrstraße nach Hertingen bleiben wirst, kann ich Dir ja entgegen kommen."

Vera nickte ihm zum Zeichen des Einverständnisses zu und sie reichten sich die Hände zum Abschied, nachdem er ihr noch ritterlich behilflich gewesen war, den hohen Fahrersitz zu ersteigen. Mit jugendlich raschen Schritten ging Eckartstein nach dem Wirtschaftshofe hinüber, um sich sein Reitpferd satteln zu lassen. Vera aber bemerkte in dem Augenblick, als sie die Zügel nahm, eine kleine Unordnung am Geschirr, und sie schickte den Diener, der bereits neben ihr Platz genommen hatte, wieder hinab, damit er den Fehler be-

seitige. Während er noch damit beschäftigt war, tauchte aus einem der Parkwege die hohe Reckengestalt des Doktor Helmuth Bothmer auf. Als er den Wagen auf der Rampe halten sah, beschleunigte er seinen Gang und zog schon aus einiger Entfernung grüßend den Hut.

„Guten Morgen, Vera! — Schon so früh aus den Federn?"

„Das wollte ich Dich fragen," gab sie mit eigentümlich kühlem Klange zurück. „Nach der langen Eisenbahnfahrt, die Du gestern zurücklegen mußtest, glaubte ich Dich noch im tiefsten Schlafe."

„Es ist meine alte Schwärmerei für die Poesie der frühen Morgenstunden, die mir keine Ruhe gelassen hat. Ich habe schon einen weiten Spaziergang hinter mir. Und Du? — Ist es erlaubt zu fragen, wohin Du fährst?"

„Ich habe kein bestimmtes Ziel. Die Pferde müssen bewegt werden, und ich habe mit dem Vater verabredet, daß wir uns später auf der Chaussee nach Hertingen treffen werden. — Uebrigens — willst Du mit?"

Die Aufforderung war so beiläufig hingeworfen worden, als gelte ihr Annahme oder Ablehnung völlig gleich; der rasche, erwartungsvolle Seitenblick aber, der blitzschnell über sein Gesicht hinglitt, strafte ihre scheinbare Gleichgiltigkeit Lügen.

„Wenn Du mich mitnehmen willst, natürlich mit Freuden," erwiderte er. „Es kann ja nichts Herrlicheres geben, als mit guten Pferden in diesen köstlichen Morgen hinein zu fahren."

„So können Sie zu Haus bleiben, Friedrich," befahl Vera kurz. „Sagen Sie meinem Vater, ich sei in Begleitung des Herrn Doktor Bothmer gefahren."

Helmuth schwang sich auf den Sitz neben seiner schönen Base; der Diener, der die Unordnung am Geschirr inzwischen beseitigt hatte, trat um zwei Schritte zurück, und die edlen Pferde, froh, von dem lästigen Zwange des Stillstehens endlich erlöst zu sein, trabten schnaubend mit ihrer leichten, kaum fühlbaren Last davon.

Anfänglich schien das feurige Gespann die Aufmerksamkeit Veras so ganz in Anspruch zu nehmen, daß ein rechtes Gespräch mit ihrem Begleiter nicht in Fluß kommen wollte. Vielleicht auch hatte sie kein Interesse für die Dinge, mit denen er sie zu unterhalten versuchte, und die eigentümliche, schwüle Spannung, die schon gestern während der ersten Stunden des Beisammenseins zwischen ihnen gewesen war, schien sich trotz der freundlichen Bemühungen Helmuths abermals einstellen zu wollen.

Da fragte sie ihn — sie waren schon länger als eine halbe Stunde gefahren — plötzlich ganz unvermittelt:

„Du machtest ein so seltsames Gesicht, als Nelly Dir gestern erzählte, daß ihr Verlobter abgereist sei, um seine Schwester zu holen. Du bist also von der Erfolglosigkeit seines Bemühens überzeugt?"

Helmuth zauderte ein wenig mit der Antwort, dann aber sagte er offen:

„Ja — ich weiß, daß Fräulein Elfriede niemals hierher kommen wird, wenn ich auch freilich die Beweggründe nicht kenne, die sie dafür hat."

„Und woher weißt Du es mit solcher Bestimmtheit? Ihre Gesinnung könnte sich doch in diesen neun oder zehn Monaten geändert haben."

„Es sind erst zwei Monate vergangen, seitdem sie es mir gesagt hat, Vera!"

„Ah, Du hast sie also inzwischen gesprochen?"

Wohl hörte Helmuth den Klang einer zornigen Entrüstung in der raschen Frage; aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, die volle Wahrheit zu sagen.

„Ja! Ich begegnete Fräulein Hartmann in der Schweiz. Wir hielten uns ein paar Tage gleichzeitig in Grindelwald auf."

„Das heißt, Du bist ihr dahin nachgereist — oder sie Dir!"

„Nein, Vera! Unser Zusammentreffen war ein rein zufälliges."

„Aber es hat Dich darum nicht weniger erfreut, wie ich denke."

Noch weniger als bei jenem peinlichen Gespräch während der Krankheit Rolfs war sie im stande, ihre flammende Eifersucht zu verbergen. Helmuth aber, der in der Furcht, daß sich das alte Spiel wiederholen könnte, so lange gezögert hatte, der Einladung seines Onkels Folge zu leisten, faßte nach kurzem Kampfe den Entschluß, gleich an diesem ersten Tage volle Klarheit zu schaffen.

„Gewiß, es hat mich aufrichtig erfreut," entgegnete er ruhig. „Habe ich doch meines Wissens nie ein Geheimnis daraus gemacht, wie hoch ich die junge Dame verehre."

Die Rappen wurden plötzlich sehr unruhig und fielen aus ihrer gleichmäßigen Gangart in einen sprunghaften Galopp; aber Vera, deren Gesicht kalt und weiß war wie das einer Marmorstatue, meisterte die nervösen Tiere mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Kraft.

„Bei alledem gibt es nur eins, das ich nicht verstehe," sagte sie, nachdem ein paar Minuten lang kein Wort zwischen ihnen gesprochen worden war. „Da ihr doch beide vollkommen frei seid und da die hohe Verehrung ohne Zweifel eine gegenseitige ist, weshalb in aller Welt hast Du ihr noch immer nicht Deine Hand angetragen?"

Die unzarte Frage erschien noch taktloser und verletzender durch den spöttischen Ton, in dem sie gestellt worden war. Dem jungen Arzt stieg das Blut ins Gesicht, und er erwiderte, ohne lange zu überlegen, ob sich Vera durch seine Antwort verletzt fühlen könnte:

„Da Du so gütig bist, Dich für diese Angelegenheit zu interessiren, hast Du niemals an die Möglichkeit gedacht, daß ich von Fräulein Elfriede vielleicht schon abgewiesen worden sei?"

Sie lachte kurz und hart auf.

„Nein — denn ich bin ganz sicher, daß Du dergleichen nicht zu fürchten hast. Wenn man sich's nicht

verdrießen läßt, um eines bestimmten Zweckes willen eine so langwierige und mühselige Komödie zu spielen, wie es diese junge Dame nun schon seit vielen Monaten thut —"

Diesmal fiel ihr Helmuth geradezu unhöflich in die Rede.

„Entschuldige, Vera — aber Du beurteilst Fräulein Hartmann sehr ungerecht, wenn Du sie fähig hältst, zur Erreichung irgend eines Zweckes Komödie zu spielen. Ich habe nicht das Glück, ihr Vertrauen zu besitzen; aber ich weiß, daß sie sehr unglücklich ist unter dem Zwange, der sie von ihrem Bruder fernhält."

„So? — Das heißt, sie selber hat es Dir gesagt?"

„Vielleicht nicht geradezu. Aber ich konnte es aus ihren Worten und aus ihrem Benehmen leider nur zu sicher erraten."

„Und Du bist trotzdem nicht in die gut gestellte Falle gegangen? Du hast nicht bemerkt, in welcher Absicht sie Dir gegenüber die Unglückliche spielte? Das ist eine sehr verwunderliche Kurzsichtigkeit bei einem Verliebten."

Wieder zuckte es spöttisch um ihren Mund; da sah er sie mit großen, ernsten Augen an und sagte fast feierlich:

„Es gab da weder eine Absicht noch eine gut gestellte Falle, Vera! — Und ich möchte Dich bitten, daß wir nicht weiter über Fräulein Elfriede Hartmann sprechen. Deine Art, sie mit Geringschätzung und Hohn

zu behandeln, thut mir weh. Denn Deine Vermutung war ganz richtig: ich habe sie sehr lieb.“

Er sah, daß ihr Gesicht noch weißer wurde, daß ihre ganze Gestalt sich plötzlich straffte, aber er bereute trotzdem nicht, das Wort gesprochen zu haben, das sie für immer von ihm entfernte. Sie erwiderte nichts; sie lachte auch nicht spöttisch auf, wie er es halb und halb erwartet hatte; aber sie ließ die Pferde jetzt absichtlich galoppiren und blickte unverwandt auf die gleichmäßig auf und nieder schwankenden Köpfe der Tiere.

Sie hatten den Bahnübergang passirt, und in der Ferne tauchten bereits die beiden Kirchtürme des unbedeutenden Städtchens vor ihnen auf. Da gewahrte Helmuth auf der sonst ganz menschenleeren Landstraße eine weibliche Gestalt, die ihnen in der Richtung von der Stadt und dem Bahnhofe her entgegen kam. Sie war jugendlich schlank und gehörte unzweifelhaft den besseren Ständen an. Die obere Hälfte ihres Gesichtes war durch einen braunen Schleier verhüllt, und die Entfernung war auch noch zu groß, als daß der junge Arzt ihre Züge hätte erkennen können. Aber in ihrer ganzen Erscheinung, wie besonders in ihrem Gang war etwas, das seine Aufmerksamkeit sogleich vollständig gefangen nahm und das ihn verhinderte, seine Augen wieder von ihr hinweg zu wenden. Und zwei Minuten später richtete er sich plötzlich von seinem Sitz empor.

„Möchtest Du nicht die Freundlichkeit haben, Vera,

einen Augenblick zu halten? Ich denke wohl, wir dürfen nicht ohne weiteres an dieser Dame dort vorüber fahren."

Schweigend parirte sie die Pferde. Auf ihrem unbeweglichen Gesicht war nicht zu lesen, ob auch sie die einsame Fußgängerin bereits erkannt habe. Steif wie eine Bildsäule blieb sie, immer noch die Köpfe der stampfenden und scharrenden Pferde fixirend, auf ihrem Platz, während Helmuth hinab sprang, um der jungen Dame entgegen zu gehen.

„Fräulein Hartmann!" rief Hellmuth, indem er seinen Hut lüftete, und es gelang ihm nur schlecht, die gewaltige Erregung zu verbergen, in welche dies unverhoffte Wiedersehen ihn versetzte. „Ich war bis zu diesem Augenblick meiner Sache nicht ganz gewiß — aber nun sehe ich ja, daß Sie es wirklich sind. Und Sie wollen doch nicht etwa zu Fuß nach Frauensee?"

Elfriede hatte ihn wohl längst erblickt, und sie hatte darum Zeit gehabt, ihre ganze Kraft zusammen zu nehmen. Aber ihre Lippen zitterten trotzdem verräterisch, als sie seinen Gruß erwiderte und ihm mit leiser Stimme Antwort gab.

„Ich hatte allerdings die Absicht . . . Es war leider kein Wagen auf der Station. Man sagte mir, daß mit diesem Zuge beinahe niemals Fremde kämen. Und da ließ ich mir einen Weg beschreiben, auf dem ich angeblich fast ebenso schnell wie zu Wagen das Herrenhaus von Frauensee sollte erreichen können."

„Sie sind also allein gekommen? — Ja, fuhr denn

Ihr Bruder nicht gestern früh von hier fort, um Sie zu holen?"

„Ich habe ihn gesprochen, aber ich komme ohne ihn. Und ich kann Ihnen in diesem Augenblick nicht sagen, warum es so ist. Ich muß Herrn Eckartstein oder Fräulein Nelly sprechen, so schnell es nur immer geschehen kann — es hängt so viel, so unendlich viel davon ab."

„Mein Gott, Ihrem Bruder ist doch nicht etwa ein Unglück zugestoßen?"

Sie schüttelte den Kopf, aber Helmuth sah hinter dem dünnen Gewebe des Schleiers ihre krankhafte Blässe und ihre verstörten Züge. Er wußte, daß es kein freudiger Anlaß sein konnte, der sie bestimmt hatte, ihren Vorsätzen untreu zu werden und das Haus der Eckartsteins aufzusuchen. Da sie aber nicht willens schien, ihm aus freien Stücken eine Mitteilung darüber zu machen, vermied er jede weitere Frage.

„Natürlich kann jetzt nicht mehr davon die Rede sein, daß Sie den weiten Weg zu Fuß machen," erklärte er. „Sie werden es hoffentlich nicht ablehnen, einen Platz in dem Wagen dort anzunehmen."

„Nein, ich lehne es nicht ab," sagte sie, „vorausgesetzt, daß Fräulein Eckartstein mit Ihrer Einladung einverstanden ist."

Sie legten Seite an Seite den kleinen Weg bis zu dem Jagdwagen zurück. Helmuth bot Elfriede dabei nicht den Arm, wie er überhaupt trotz seiner tiefen Bewegung eine fast ängstliche Zurückhaltung ihr gegenüber an den Tag legte.

Als sie bei dem Gefährt angekommen waren, neigte Vera mit eiskalter Höflichkeit den Kopf zum Gruße.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht die Hand reichen kann, Fräulein Hartmann — aber Sie sehen wohl, die Pferde sind etwas unruhig. Ich bitte Dich, dem Fräulein jetzt drinnen im Wagen Gesellschaft zu leisten, Helmuth!"

Das war alles, was sie ihr nach der langen Trennung als Willkommengruß zu bieten hatte. Aber Elfriede achtete kaum darauf. Ihre Gedanken waren ja von ganz anderen Sorgen in Anspruch genommen. Ohne die dargebotene Hand des Doktors anzunehmen, setzte sie ihren Fuß auf den hohen Tritt, der an der hinteren Seite des Wagens angebracht war, und stieg hinein. Helmuth schien einen Augenblick unschlüssig, ob er ihr folgen oder wieder seinen vorigen Platz neben Vera einnehmen sollte. Da wandte diese mit einer fast heftigen Bewegung den Kopf; er glaubte wieder das spöttische Zucken an ihren Mundwinkeln zu sehen, und nun setzte er sich, ohne länger zu zögern, Elfriede gegenüber in den Wagen.

Als sie die Thür hatte hinter ihm zufallen hören, wendete Vera sofort um, und zum erstenmal bediente sie sich jetzt der langen Fahrpeitsche, um die Pferde anzutreiben. Die empfindlichen Tiere schüttelten die Köpfe, und mit fast beängstigender Geschwindigkeit sauste der Wagen auf der keineswegs musterhaft gehaltenen Landstraße dahin.

Elfriede hatte die Hände im Schoße gefaltet, und

ihr Köpfchen war tief herabgesunken wie vor übergroßer Ermüdung. Helmuth machte keinen Versuch, ein Gespräch anzuknüpfen, ja, er wagte es nicht einmal, öfter zu ihr hinüber zu sehen, aus Furcht, sie durch seine Blicke in Verwirrung zu setzen. Da plötzlich mußte eines der Räder in eine kleine Bodenvertiefung oder gegen einen Stein geraten sein, denn der Wagen schleuderte so heftig, als ob er im nächsten Moment umstürzen sollte. Elfriede, die auf den Stoß nicht vorbereitet gewesen war, verlor für einen Augenblick den Halt; sie stieß einen kleinen Angstschrei aus und wäre von ihrem Sitz herabgeglitten, wenn nicht Helmuth rasch seinen Arm um sie geschlungen hätte.

Es geschah nur für einen verschwindend kurzen Zeitraum, daß sie einander so nahe waren, denn der junge Arzt hatte sie sogleich wieder freigegeben, als die geringfügige Gefahr vorüber war, und es war dabei kein Wort zwischen ihnen gesprochen worden. Vera aber hatte — vielleicht um das kleine Vorkommnis zu entschuldigen — den Kopf gerade in jenem Moment zu den Insassen des Wagens zurückgewendet, wo Elfriede an Helmuths Brust zu ruhen schien. Keines von den beiden hatte diese Bewegung wahrgenommen, und keines hatte gesehen, zu einer wie unheimlichen Grimasse dämonischen Hasses sich das schöne Antlitz verzerrt hatte. Nur das Pfeifen der durch die Luft sausenden Peitsche hörten sie und das Klatschen der Geißel an den Flanken der Pferde. Vier-, fünfmal schlug Vera wie eine Besessene auf die edlen Tiere ein.

Eines von ihnen bäumte sich hoch auf; dann aber flogen Bäume und Büsche und Felder an ihnen vorüber, wie wenn sie hinter den Coupéfenstern eines Kurierzuges säßen. Nur ein paar Sekunden noch, dann sprang Helmuth auf und versuchte, sich aus dem Innern des Wagens über die hohe Lehne hinweg auf den Kutschbock zu schwingen. Er war bleich geworden und zwischen seinen Augenbrauen war eine tiefe Falte.

„Laß mir die Zügel, Vera!" rief er. „Rasch — um Gottes willen, die Pferde gehen ja mit uns durch."

Er stand aufrecht in dem wild stoßenden und schleudernden Wagen, denn er hatte den Versuch, auf den Leitsitz zu steigen, aufgegeben, weil zu viel kostbare Augenblicke darüber verloren gegangen wären. Fast brutal drängte er Veras Oberkörper zur Seite, um sich der Zügel zu bemächtigen, die sie ganz lose in den Händen hielt. Da ertönte irgendwo in ihrer Nähe ein gellender, langgezogener Pfiff; in demselben Moment lachte Vera kurz und hart auf, und indem sie sich weit vornüber beugte, warf sie die Leine zwischen die toll und blind dahinstürmenden Pferde.

„Ja, sie gehen durch," sagte sie. „Was weiter? — Vielleicht ist es zu viel Glück, das sie da fahren müssen."

Wieder ein Pfiff — und dann ein dumpfes Donnern, Rasseln und Keuchen in der Ferne — ein Aechzen und Stampfen, das mit rasender Geschwindigkeit näher kommt. Der Bahnübergang liegt vor ihnen — der Wärter ist im Begriff, die Barrière zu schließen, aber

da er den heranstürmenden Wagen mit den durchgehenden Pferden sieht, die keines Menschen Kraft aufhalten könnte, reißt er sie in verzweifelter Ratlosigkeit wieder empor. Vielleicht, daß sie noch über die Schienen kommen, bevor der Zug da ist — der schreckliche Expreßzug mit seiner geisterhaften Fahrgeschwindigkeit! Kopflos in seiner Angst denkt der Mann nicht daran, daß der Schlagbaum auf der andern Seite herabgelassen ist — daß der Wagen sich gerade auf dem Geleise des heranbrausenden Zuges befinden muß, wenn die Pferde etwa da drüben zu Fall kommen. Er weiß überhaupt nicht mehr, was er thun und lassen soll. Blaurot im Gesicht rennt er dem schnaubenden eisernen Ungetüm entgegen, wirft die Arme in die Luft und schreit, als wenn ihm die Lunge bersten sollte:

„Halt! — Halt! — Halt!“

Als wenn nicht alles zu Brei zermalmt sein wird, Pferde und Wagen und Menschen, bevor der Lokomotivführer da oben trotz all seiner vortrefflichen Bremsen die keuchende, funkensprühende Maschine zum Stehen bringen kann!

Regungslos verharrt Vera auf ihrem Sitz, dessen eisernes Geländer sie jetzt mit beiden Händen umklammert. Ihr Oberkörper ist noch immer vornüber gebeugt, ihr Gesicht ein versteintes, leichenblasses Medusenantlitz. — Einen Augenblick hat Helmuth daran gedacht, aus dem Wagen zu springen. Gewiß — er würde sich retten durch diesen Sprung — aber auch

nur sich allein. Denn er würde die Pferde alsdann nicht mehr einholen, und er könnte auch Elfriede nicht mehr herabreißen, die ohnmächtig zwischen den beiden Sitzbänken in die Kniee gesunken ist. Da umfaßt er die Geliebte mit beiden Armen und zieht sie zu sich empor. Aufrecht stehend hält er sie an seiner Brust — den Blick fast geradeaus in das unvermeidliche Verhängnis gerichtet. Vielleicht, daß er den rechten Moment erspäht, sie zur Seite zu schleudern, wenn das Entsetzliche da ist! Es wäre ein Zufall — ein Wunder, aber es ist die letzte, die einzige Möglichkeit, sie zu retten. Und wenn sie versagt, so werden sie doch Brust an Brust sterben, Wange an Wange — so werden sie im Tode gefunden haben, was ihnen das Leben versagte.

Nur der Bruchteil einer Minute ist vergangen, seitdem Vera im selbstvernichtenden Wahnsinn eines leidenschaftlichen, eifersüchtigen Hasses die Zügel weggeworfen — nur noch der Bruchteil einer Minute, und das Unabwendbare muß geschehen!

Da jagt ein grauhaariger Reiter in gestrecktem Galopp auf der Landstraße jenseits des Bahnüberganges heran. Er schwingt die Peitsche und drückt seinem schweren Braunen die Absätze in die keuchenden Flanken. Er ist für das alte Tier ein gewaltiges Wagnis, dieser Sprung über den herabgelassenen Schlagbaum angesichts des herandonnernden Zuges, dessen Führer unausgesetzt die Dampfpfeife ertönen läßt, weil er nichts Besseres zu thun weiß in der Ge=

fahr, die er nur aus den Gestikulationen des Bahnwärters errät, und die er mit Bremsen und Contredampf nicht mehr zu beschwören vermag. Aber der tolle Sprung gelingt; denn das treue Tier hat alle Muskeln und Sehnen angespannt, wie wenn es wüßte, was es hier gilt. Wie ein abgeschossener Pfeil saust es weiter — über die beiden Schienengeleise hinweg. Fest hat sein grauhaariger Reiter die Schenkel angedrückt — eine todesmutige Entschlossenheit ist auf seinem Gesicht, das wohl niemals schöner war als in diesem Augenblick. Ein Atemzug noch — ein gellender Schrei aus Veras Munde — und dann ein wildes Krachen, Reißen und Brechen, ein Knirschen von zersplitterndem Holz, ein Klappern und Klingen von wild um sich schlagenden, funkengebenden Pferdehufen!

Der Jagdwagen liegt umgestürzt vier Schritte diesseits des ersten Geleises, und der Expreßzug saust stampfend und donnernd vorüber; auf dem ersten Geleise aber, kaum zwei Fuß breit von den rollenden Eisenrädern entfernt, wälzen sich in schrecklichem Knäuel drei zuckende, bäumende Pferdeleiber. Im letzten Todeskampfe schlägt der treue Braune noch einmal mit den Hufen um sich — und unter ihm liegt blutüberströmt, zerquetscht und zerschmettert sein Reiter — noch immer mit dem Ausdruck einer todesmutigen Entschlossenheit auf dem stillen Gesicht.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nur bis um die elfte Vormittagsstunde war Rolf seinem Vorsatz treu geblieben, den Tag unthätigen Zauderns, den ihm Elfriedens Entschiedenheit abgerungen hatte, in seinem kahlen, ungastlichen Hotelzimmer zuzubringen. Dann litt es ihn nach der qualvollen, schlaflosen Nacht nicht länger in den bedrückenden vier Wänden. Schon seit dem frühen Morgen wälzte er einen Gedanken, der plötzlich in ihm aufgestiegen war, unablässig in seinem Gehirn. Er hatte ihn zuerst weit von sich abgewiesen wie etwas Unmögliches; aber der Gedanke hatte ihn nicht mehr losgelassen, und nun war es endlich so weit gekommen, daß er sich fest und unwiderruflich entschlossen hatte, ihn zur That zu machen.

Ja, er war entschlossen, Georg Gersdorf aufzusuchen. Noch einmal wollte er dem Gegner, der ihm in unersättlicher Rachgier sein Leben zwiefach vernichtet hatte, Auge in Auge gegenübertreten. Aber er wollte diesmal weder eine Genugthuung von ihm fordern noch ihm eine Beschimpfung ins Gesicht schleudern

War er doch in dieser Nacht dahin gelangt, eher mit einem Gefühl des Mitleids als des Hasses an ihn zu denken. Jetzt, wo er Nelly selber auf ewig verloren hatte, lernte er begreifen, welchen Kummer er diesem Manne zugefügt. Jetzt verstand er es vollkommen, daß der Doktor ihn seit dem Augenblick ihrer ersten Begegnung in Eckartsteins Hause als seinen Todfeind angesehen. Vielleicht hätte er ja dennoch eine edlere Rache nehmen können — vielleicht! — Aber das war am Ende Sache des Temperaments, und Rolf war nicht in der Stimmung, jetzt noch mit ihm zu rechten.

Nein, das war vorbei. Er wollte ihm ganz ruhig gegenübertreten, wie einem wildfremden Menschen, der ihn niemals gekränkt. Nur einige Fragen wollte er an ihn richten. Gersdorf wußte ja sicherlich noch mehr, als in diesem Briefe Eckartsteins stand; er sollte ihm alles wiederholen, was ihm sein Vater erzählt hatte. Denn der Brief war ganz gewiß nicht aufrichtig — er konnte ja gar nicht aufrichtig sein! In der Uebereilung hatte der Mörder seinem Freunde ein Geständnis abgelegt; der ehrenhafte Freund hatte von ihm gefordert, daß er sich den Gerichten stelle. Dem Elenden aber hatte der Mut dazu gefehlt, und um die Achtung des andern nicht ganz zu verlieren, vielleicht auch nur, um sich seines Schweigens zu versichern, hatte er aus Lüge und Wahrheit jene Erzählung zusammengebaut, die das Herz des Freundes rühren und ihm Mitleid einflößen sollte.

Nein, nein, nicht in der Sinnlosigkeit der Todes-

angst, nicht in der Notwehr hatte Eckartstein den verhängnisvollen Schuß abgegeben, sondern mit kalter Berechnung hatte er es gethan, feige, aus dem Hinterhalt — er hatte den verhaßten Feind meuchlerisch ermordet, nachdem er wie ein Schurke versucht hatte, seine Ehre zu besudeln. — So mußte es sein und so sollte es sein, denn je öfter Rolf während der letzten Nacht Eckartsteins Brief gelesen, desto mehr hatte er sich in Gefahr gefühlt, der bethörenden Gewalt dieser Schilderung ebenfalls zu erliegen. Das edle Gesicht des Mannes, den er bis gestern wie einen Vater verehrt hatte, war greifbar deutlich vor ihm aufgetaucht; wider Willen hatte er sich an all das Gute, Rechtschaffene und Selbstlose erinnert, das er ihn hatte üben sehen, und der wütende Ingrimm, der ihn gestern unter dem ersten Eindruck der schrecklichen Enthüllung bis hart an die Grenzen des Wahnsinns getrieben, war in solchen Augenblicken einem tiefen, gramvollen Schmerz gewichen. Fast mit Gewalt hatte er mehr als einmal die weichmütige Stimmung von sich abschütteln müssen; denn er wollte und durfte ihr ja nicht unterliegen. Für eine entschlossene That bedurfte er des wildesten, des leidenschaftlichsten Hasses, und die heuchlerischen Künste, die der vor Entdeckung zitternde Mörder mit jenem Briefe geübt, durften ihn nicht beirren.

Mit Zorn über die eigene Schwäche fühlte er, daß er seiner selbst nicht mehr völlig sicher war, und um seine Entschlossenheit vom vorigen Abend wieder zu gewinnen, wollte er Georg Gersdorf aufsuchen. Von

ihm wollte er sich die Gewißheit holen, daß Eckartstein nicht ein Unglücklicher, sondern ein fluchwürdiger Verbrecher war, und daß dieser Besuch für den Gegner nur einen neuen Triumph bedeuten mußte, galt ihm dabei völlig gleich.

Aber er wußte nicht, wo der Doktor wohnte, und er fand seinen Namen im Adreßbuche nicht. Da erinnerte er sich des Umstandes, daß Gersdorf Kritiken für die Morgenzeitung geschrieben habe, und er zweifelte nicht, daß man ihm dort die gewünschte Auskunft würde geben können. So begab er sich ohne Bedenken in das Bureau des Blattes; aber die Herren, an die er sich zunächst wandte, erklärten, daß Gersdorf schon seit Monaten aufgehört habe, ein Mitarbeiter der Zeitung zu sein. Man wies ihn an den Chefredakteur, der vielleicht trotzdem unterrichtet sein würde, und der freundliche, weißbärtige Herr, dem Rolf nun seine Frage wiederholte, nannte ihm in der That Gersdorfs Adresse. Erst als er schon im Begriff war, sich wieder zu entfernen, fiel es dem jungen Manne ein, daß er sich dem liebenswürdigen Journalisten gar nicht vorgestellt habe, und er holte das Versäumte hastig mit einer angemessenen Entschuldigung nach.

Der Redakteur horchte hoch auf und betrachtete ihn mit einem erstaunten Blick.

„Herr Rolf Hartmann?" wiederholte er. „Und das sagen Sie mir erst jetzt? — Ja, wissen Sie auch, daß ich Ihnen vor kaum einer Stunde einen langen Brief geschrieben habe?"

„Einen Brief? — Mir?“ — Rolf war ganz verwirrt. „Und darf ich fragen, aus welcher Veranlassung?“

„So haben Sie es vergessen, daß Sie mir vor fünf Monaten das Manuskript einer Novelle übersandten? Oder sollte es wirklich noch einen zweiten Herrn mit dem gleichen Namen geben?“

Rolf strich sich mit der Hand über die Stirn und versuchte zu lächeln.

„Nein, es hat schon seine Richtigkeit. Ich hatte es in der That vergessen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie damit belästigt habe. Ich weiß selber nicht mehr, wie ich auf den wunderlichen Gedanken verfallen konnte.“

Der weißbärtige Herr stand aus seinem Schreibsessel auf und klopfte ihm auf die Schulter.

„Sie haben wahrhaftig keine Ursache, sich bei mir zu entschuldigen, verehrter Herr! Hätte ich geahnt, daß ich da einen kleinen Schatz in meinem Schreibtische liegen hatte, so würde ich gewiß nicht monatelang gewartet haben, ehe ich Ihr Manuskript zu lesen begann. Aber Sie selber sprachen sich in Ihrem Begleitbriefe so geringschätzig über die Arbeit aus, daß ich wirklich keine besonderen Erwartungen hegen konnte. Diesmal war's wirklich eine Bescheidenheit am unrechten Ort.“

Rolf stand wie auf Kohlen. Am liebsten hätte er dem Manne gerade ins Gesicht gesagt, daß ihm das alles jetzt namenlos gleichgiltig sei.

„Sie sind sehr gütig,“ stammelte er, um nur irgend etwas zu antworten. „Ein wertloser, dilettantischer Versuch —“

„Aber nein, Liebster — das ist Ihre Novelle eben nicht! Sie sind ein Talent, ein wirkliches, echtes Talent, und ich freue mich, daß es mir vergönnt sein soll, Sie in die Oeffentlichkeit einzuführen. Natürlich habe ich diese erste Arbeit, da Sie sie mir nun einmal angeboten hatten, für meine Zeitung acceptirt. Mit Ihrem nächsten Werke aber müssen Sie von vornherein vor ein viel größeres Publikum treten, als es der Leserkreis unseres Blattes ist. Ich schaffe Ihnen einen Verleger, und ich bin gewiß, daß sich Ihnen die vornehmsten Zeitschriften bereitwillig öffnen werden. Ich wette, was Sie wollen: binnen Jahresfrist sind Sie ein berühmter Mann."

Die Ironie des Schicksals, die ihm eine solche Aussicht eröffnete in dem Augenblick, wo er mit seinem Leben abgeschlossen hatte, war so tückisch und schneidend, daß Rolf sich versucht fühlte, laut aufzulachen. An der vollen Aufrichtigkeit des Mannes, der da zu ihm sprach, konnte er nach dem Ausdruck seines klugen, wohlwollenden Antlitzes nicht einen Augenblick zweifeln, und er dachte mit zuckendem Herzen daran, wie glücklich ihn noch vor wenigen Tagen solche Worte hätten machen können. Eine kleine Weile stand er ihm stumm gegenüber, weil er die rechte Erwiderung nicht finden konnte; dann drückte er ihm plötzlich stürmisch die Hand und sagte in rasch hervorgestoßenen, sich überstürzenden Worten:

„Ich danke Ihnen, mein Herr — danke Ihnen von ganzem Herzen. Wenn ich auch Ihre Erwartungen

leider nicht erfüllen kann — wenn ich auch niemals berühmt sein werde — so haben Sie mir doch eine große Wohlthat erwiesen — wirklich, eine große Wohlthat —"

In diesem Augenblick trat ein anderer Herr in das Zimmer, zog den Chefredakteur beiseite und flüsterte ihm etwas zu. In augenfälliger Ueberraschung wandte sich der Journalist wieder gegen Rolf:

„Fragten Sie mich nicht vorhin nach der Adresse des Doktor Gersdorf, Herr Hartmann?"

Und als er eine bejahende Antwort erhalten hatte, fuhr er fort:

„Wenn es etwa Ihre Absicht war, den Doktor aufzusuchen, so müssen Sie sich nun freilich an einen andern Ort begeben als an den, welchen ich Ihnen nannte. Denn ich erhalte soeben die betrübende Nachricht, daß Gersdorf nicht mehr unter den Lebenden ist. Er hat sich gestern abend in seiner Wohnung wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse vergiftet."

Rolf starrte ihn mit großen Augen an.

„Tot!" sagte er langsam, und mechanisch wiederholte er nochmals: „Tot! — Ja, dann freilich kann er mir keine Auskunft mehr geben — dann nicht mehr."

Und ohne ein Wort des Abschieds, ohne einen Gruß oder auch nur ein Kopfnicken ging er hinaus.

*

Zwei Stunden später kam er in sein Hotel zurück. Er war doch in der Wohnung Gersdorfs gewesen, und als man ihm gesagt hatte, daß der Tote nach dem

Leichenschauhause gebracht worden sei, hatte er sich auch dorthin begeben. Lange hatte er regungslos vor der Glaswand gestanden, hinter der neben anderen Schiffbrüchigen und Verunglückten sein toter Nebenbuhler lag, hatte auf das fahle Gesicht mit dem sarkastischen Lächeln gestarrt, das selbst die Qualen der letzten Augenblicke nicht hatten verwischen können, und war dann endlich wieder fortgegangen, ohne zu wissen, warum er diesen schauerlichen Ort aufgesucht habe.

Auf dem ganzen Heimwege aber hatte er sich nicht von der Erinnerung an die Worte des Assessors von Manstein losmachen können.

„Die schönen Illusionen werden uns allen zu Wasser — so oder so! Und es geht gar mancher auf stürmischer See oder an tückischen Sandbänken verloren.“

Würde das nicht vielleicht auch alles sein, was nach Verlauf weniger Tage von ihm selber noch zu sagen war?!

Auf dem Tisch in seinem Gasthauszimmer lagen zwei Telegramme. Er war gar nicht neugierig, ihren Inhalt zu erfahren, und anfänglich dachte er daran, sie unerbrochen liegen zu lassen. Zuletzt aber streckte er doch halb mechanisch die Hand nach dem einen von ihnen aus und las:

„Mein Oheim verunglückte bei dem Bemühen, die durchgehenden Pferde eines Wagens aufzuhalten. Im Namen der tiefgebeugten Witwe und Ihrer trostlosen Braut bitte ich Sie, sofort hierher zurückzukehren.

Helmuth Bothmer.“

Mit einer ungläubigen Miene, wie jemand, der in den letzten Augenblicken vor dem Erwachen anfängt, die Traumnatur seiner Einbildungen zu erkennen, griff Rolf nun auch nach der zweiten Depesche. Sie war etwas später aufgegeben als die andere und lautete:

„Ludwig Eckartstein ist tot. Er hat sein Leben hingegeben, um das meine zu retten. Komme sofort. Ich werde Dich auf dem Bahnhof erwarten.

Elfriede."

Er faßte sich mit beiden Händen an die Stirn; er ging zum Fenster und drückte sein Gesicht an die Glasscheibe, um sich zu überzeugen, ob er die Kälte derselben fühle — und dann, als er ganz gewiß war, daß dies alles Wirklichkeit sei, als er die beiden Telegramme zum zehntenmal bis auf den letzten Buchstaben geprüft hatte, hob er seine Arme empor und sagte ganz laut mit bebenden Lippen:

„Du bist gerächt, mein Vater — die Vorsehung selbst hat Dich gerächt."

Plötzlich brach er in lautes Weinen aus. Er schämte sich der Thränen nicht, die ihm unaufhaltsam über die Wangen rollten, und er versuchte nicht, sie zurück zu drängen. Aber es war eine unaussprechliche Erleichterung, die mit diesen Thränen über ihn kam. Und als er eine kleine Weile später den Weg nach dem Bahnhofe antrat, war es ganz stille in seinem Herzen. Die Gewißheit, daß eine höhere Macht ihn

von seiner furchtbaren Rächerpflicht befreit hatte, erfüllte seine gepeinigte Seele mit einem wundersamen, erlösenden Frieden.

*

Wie sie es ihm verheißen hatte, erwartete Elfriede ihren Bruder auf der Station. Sie war allein in einem Wagen von Frauensee herüber gekommen, und lange hielten sich die Geschwister fest und innig umschlungen. Das erste Wort aber wurde zwischen ihnen erst gesprochen, als sie eng an einander geschmiegt im Fond des Wagens saßen und in den dunklen, sternlosen Herbstabend hinein fuhren.

Auch jetzt war es nur Elfriede, die mit leiser, häufig von Thränen erstickter Stimme erzählte. Rolf hörte ihr zu, ohne sie durch viele Fragen zu unterbrechen. Nur als sie mit ihrer ergreifenden Geschichte zu Ende war, kam es in gedämpften, beklommenen Lauten von seinen Lippen:

„Und er war sogleich tot — nicht wahr? — Er hat nicht lange mehr leiden müssen?“

„Nein! — Er gab kein Lebenszeichen mehr, als sie ihn unter den Pferden hervorzogen. Sein Gesicht ist auch nicht im geringsten entstellt. Helmuth sagt, er habe wohl kaum noch etwas von seinen schrecklichen Verletzungen empfunden.“

„Und Du glaubst, daß er sich mit vollem Bewußtsein für euch aufgeopfert habe?“

„Daran ist kein Zweifel. Nicht Helmuth allein, auch der Bahnwärter hat es gesehen, wie verzweifelt

er sein Pferd antrieb, um geradezu in das Gespann unseres Wagens hineinzureiten. Und er konnte nicht im Ungewissen darüber sein, welche Folgen dieser schreckliche Zusammenprall, der uns retten sollte, für ihn selber haben müsse."

Nun schwiegen sie wieder beide, und Elfriede mochte wohl der Meinung sein, daß es jetzt am besten sei, den Bruder seinen Gedanken zu überlassen. Er fragte sie nicht, in welcher Absicht sie diese Reise nach Frauensee unternommen habe, und wenn er es erraten hatte, so machte er ihr doch keinen Vorwurf darüber, daß sie ihn in einem gewissen Sinne hintergangen.

Aber auch von dem, was er selber nun zu thun gedenke, sagte er nichts.

Als er trotz der Dunkelheit sah, daß sie sich bereits auf den Gemarkungen von Frauensee befanden, erkundigte er sich zum erstenmal nach dem Befinden der anderen.

„Vera ist ebenso wie ich selbst bei dem Umschlagen des Wagens wunderbarerweise ganz unversehrt geblieben," antwortete sie. „Nur Helmuth hat einige Verletzungen davongetragen, aber er legt ihnen keine Bedeutung bei und sucht uns mit der Versicherung zu beruhigen, daß sie von ganz geringfügiger Art seien. Er selbst hat seiner Tante die Kunde von dem schrecklichen Ereignis mit liebevoller Schonung hinterbracht, und sie trägt es bis jetzt tapferer, als es sich bei ihrer körperlichen Schwäche erwarten ließ."

„Und Nelly?" fragte er nach einer kleinen Weile zögernd.

„Sie ist in Schmerz aufgelöst, und sie sehnt sich nach Dir, als wenn ihr nur von Dir Trost kommen könnte. Ich glaube, daß sie die Minuten bis zu Deiner Ankunft zählt. Und Du wirst ihr keine grausame Enttäuschung bereiten — nicht wahr, Rolf, was auch geschehen ist, Du wirst es nicht thun?"

Er antwortete ihr nicht, aber er umschloß ihre Hand, die während der ganzen Fahrt in der seinen geruht hatte, mit innigem Druck, und sie mußte wohl mit dieser stummen Erwiderung zufrieden sein; denn sie sagte nichts mehr.

Der Wagen fuhr in das hohe Parkthor ein. Nur zwei Minuten noch, und sie waren am Ziel. Da brachte Rolf seine Lippen ganz nahe an das Ohr der Schwester und flüsterte:

„Gersdorf ist tot. Sein Brief an mich war die letzte Verzweiflungsthat eines Sterbenden. Er schrieb ihn in der Gewißheit, daß sein verlorenes Dasein zu Ende sei, denn gestern abend noch hat er sich vergiftet. — Nun lebt außer uns beiden wohl niemand mehr, der Eckartsteins furchtbares Geheimnis kennt. Wollen wir es mit den Toten begraben, Elfriede?"

„Ja!" erwiderte sie ohne Zögern, und er sah trotz der Finsternis, wie ihre schönen Augen leuchteten. Dann zog der Kutscher die Zügel an. Rolf küßte seine Schwester auf den Mund, und als der Diener ihnen mit ernstem, kummervollem Gesicht den Schlag geöffnet hatte, hob er sie aus dem Wagen.

Ludwig Eckartsteins Leiche ruhte noch auf dem

einfachen eisernen Feldbett in seinem Schlafzimmer, wohin man sie zuerst getragen. Morgen erst sollte die eigentliche Aufbahrung erfolgen. Außer den brennenden Kerzen auf den beiden Armleuchtern, die zu Häupten des Lagers standen, gab es nichts von irgend welchem Trauergepränge in dem kleinen Gemach, dem prunklosesten des ganzen Hauses.

Rolf war allein über die Schwelle getreten; denn nur bis an die Thür hatte seine Schwester ihn begleitet. Einzig seine beiden Töchter waren in diesem Augenblick bei dem Toten. Noch in demselben knapp anliegenden, dunklen Fahrkostüm, das sie am Morgen getragen, kniete Vera am Fußende des Bettes. Ihr Gesicht war in den Falten der seidenen Decke verborgen, die man über den zerschmetterten Körper ihres Vaters gebreitet hatte, und sie blieb bei Rolfs Eintritt ebenso regungslos, wie sie es nun schon seit vielen Stunden gewesen war. Nelly aber richtete sich auf und ging ihrem Verlobten entgegen, das liebliche Kindergesichtchen von Thränen des bittersten Schmerzes überströmt. Sie reichten sich stumm die Hände und traten gemeinsam an das schlichte eiserne Feldbett heran. Die ruhig brennenden Wachskerzen warfen eine gedämpfte Helligkeit über das unversehrt gebliebene Antlitz des Toten, das tapfer und schön und edel aussah wie das eines auf dem Felde der Ehre gebliebenen Helden.

„Nun ist er uns genommen!“ schluchzte Nelly. „Nun habe ich keinen Freund und Beschützer mehr auf Erden als Dich.“

Da streifte er mit seinen Lippen leicht ihre reine weiße Stirn und sagte feierlich:

„Ich aber will ihn Dir ersetzen, soweit meine Kräfte reichen, und ich will, wenn es sein muß, für Dich in den Tod gehen, wie er in den Tod gegangen ist. Das schwöre ich Dir hier an seinem Totenbette.“

Ueber die Hülle des Entseelten aber beugte er sich tief herab, und flehte in der Stille seines Herzens zu Gott, daß er ihm ein milder und gnädiger Richter sei.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Winter und Frühling waren vergangen; die holde Zeit der blühenden Rosen war gekommen. Und an blühenden Rosen war kein Mangel in dem einfachen, anheimelnden Gemache, das sich mit sommerlich süßen Düften erfüllt hatte, obwohl seine Fenster auf eine ziemlich enge und grämliche Großstadtstraße hinausgingen. Abgeschnittene Blumen und blühende Topfgewächse überall — auf den Fensterbrettern wie auf dem weißgedeckten Tische inmitten des Zimmers. Man brauchte kaum sonderlich scharfsinnig zu sein, um zu erraten, daß dieser festlich geschmückte Tisch heute einen ganz eigenen Charakter und eine besondere Bedeutung habe. Denn da gab es neben den holden, duftenden Kindern der Natur noch mancherlei andere Dinge von jener hübschen und zierlichen Art, die das Herz einer jungen Dame zu erfreuen vermag, und man konnte sich mit einem einzigen Blick in das leuchtende, glückliche Antlitz ihrer Besitzerin überzeugen, daß es dem liebevollen Spender auf das vollkommenste gelungen war, seine gute Absicht zu erreichen.

Elfriede war allein, aber es hatte den Anschein, als ob sie mit einer gewissen freudigen Ungeduld auf irgend jemand warte. Immer häufiger ging sie von ihrem reich besetzten Geburtstagstische zum Fenster, um vorsichtig zwischen den Gardinen hindurch auf die Straße hinab zu spähen, und jedesmal, wenn sich draußen etwas rührte, horchte sie hoch auf, während es ganz eigen in ihren Augen leuchtete.

Und plötzlich stieg es in purpurner Glut unter der feinen Haut ihrer sanft gerundeten Wangen empor. Die Wohnungsglocke hatte angeschlagen, und durch das Vorzimmer kam ein rascher, elastischer Schritt. Es klopfte, und mit einer Stimme, die vor süßer Beklommenheit ganz verändert klang, rief Elfriede „Herein!"

Lächelnd, in all seiner herzerfreuenden Siegfriedsschönheit, stand Helmuth Bothmer auf der Schwelle, einen großen Strauß prächtiger gelber Rosen in der Hand.

„Meine armen Patienten müssen mir's verzeihen daß ich ihnen heute eine halbe Stunde stehle. Aber bis zum Abend hätte ich unmöglich mit meinem Glückwunsch warten können. Alles Gute und alles Segensreiche auf Ihr liebes Haupt, Fräulein Elfriede!"

Ihre Wangen glühten noch immer, während sie den Strauß entgegen nahm, und während sie dem Doktor ihre schmale weiße Hand reichte.

„Ich danke Ihnen — für die schönen Blumen und dafür, daß Sie schon am Vormittag gekommen sind — dafür ganz besonders."

„Wirklich?“ fragte er mit strahlendem Gesicht. „Macht es Ihnen ein klein wenig Freude? — Aber nun lassen Sie mich auch Ihren Gabentisch sehen! — Das alles ist von Rolf?“

„Ja! Der gute Mensch. Er hat mich durch seine fürstliche Freigebigkeit wahrhaft beschämt.“

„Und wo ist er jetzt, daß auch ich ihm zum Gruße die Hand drücken kann?“

„Er mußte auf eine Stunde in die Redaktion; aber ich erwarte ihn in jedem Augenblick zurück.“

„Nur ein Glücklicher kann so erfinderisch sein, um anderen Freude zu bereiten,“ meinte Helmuth, während er die einzelnen Geschenke bewunderte. „Und er ist aufrichtig glücklich — nicht wahr?“

„Wie könnte es anders sein bei der Genugthuung, die er in seinem neuen Berufe findet und bei seinen wirklich überraschenden Erfolgen!“

„Ja — wer hätte wohl geglaubt, daß aus dem scheinbar so passionirten Landwirt in weniger als Jahresfrist ein Schriftsteller mit den glänzendsten Zukunftsaussichten werden würde! — Der arme Kerl! Was er wohl insgeheim gelitten haben mag, während er sich mit Düngerlehre und anderen schönen Dingen befassen mußte. Das wird er übrigens dereinst seiner kleinen Frau ganz besonders hoch anrechnen müssen, daß sie bald nach meines armen Onkels Beerdigung so tapfer in die neue Trennung willigte. Denn sauer ist ihr's geworden, ihn ziehen zu lassen — das dürfen Sie mir schon glauben. Aber sie vertraute auf sein

Talent wie auf seine Liebe, und ich denke, sie hat sich in beidem nicht betrogen."

„Nein — gewiß nicht! — Sie ist ja sein einziger Gedanke. Bei allem, was er plant und unternimmt, erfüllt ihn nur die Vorstellung an die Freude, die er ihr damit bereiten werde. Er lebt nur in seiner Liebe für sie."

„Der Beneidenswerte! — Aber unter den Karten und Briefen hier sehe ich keinen aus Frauensee. Wäre es möglich, daß gerade von dort der Glückwunsch ausgeblieben sein könnte?"

Elfriede lächelte ein wenig.

„Er ist wirklich bis jetzt ausgeblieben. Aber mir ahnt etwas von einer ganz besonderen Ueberraschung."

„Ah, steht es so? — Und Rolf weiß noch nichts?"

„Nein, ich habe ihm nicht verraten, was ihm bevorsteht. Er soll die ganze Freude auf einmal auskosten."

Sie plauderten noch eine kleine Weile heiter und unbefangen wie zwei gute Freunde. Dann aber wurde der junge Arzt etwas unruhig, und es kam ziemlich unvermittelt heraus, als er mit einemmal in sichtlicher Verlegenheit sagte:

„Da fällt mir ein — ich habe mir herausgenommen, Ihnen auch noch eine Kleinigkeit mitzubringen, Fräulein Elfriede! Ich habe es draußen im Vorzimmer stehen lassen — darf ich es nun wohl hereinholen?"

Er wartete aber ihre Antwort gar nicht ab, sondern lief eilig hinaus, um gleich darauf mit einem prächtig

eingerahmten, meisterhaft in Aquarellfarben ausgeführten Landschaftsbilde zurückzukehren, das er vor sie hin auf einen Stuhl stellte.

„Seien Sie mir nicht böse," bat er leise. „Es war vielleicht eine sehr ungeschickte Wahl. Aber ich sah es bei einem Kunsthändler, und da meinte ich — es würde Ihnen möglicherweise um des Gegenstandes willen —"

Strahlend vor Glück hatte sie sein Geschenk betrachtet.

„Grindelwald!" sagte sie, und ihre Stimme bebte. „Nein, Herr Doktor — Ihre Wahl war nicht ungeschickt. Nichts auf der Welt hätte mich so glücklich machen können als diese Gabe."

„Ist das Wahrheit, Elfriede? — Und ich darf Sie bei dieser Gelegenheit nun auch endlich fragen, ob ich denn wirklich noch immer den grausamen Brief aufbewahren muß, den Sie mir damals in Grindelwald geschrieben?"

Sie wandte ihm ihre lachenden Augen zu und schüttelte den Kopf.

„Nein, Helmuth — Sie können ihn in Gottes Namen heute verbrennen."

„Hallo!" rief es frisch und fröhlich von der Thüre her. „Ist das jetzt etwa die übliche Art, Geburtstagsglückwünsche abzustatten? — Auf der Stelle fordere ich von Ihnen eine Erklärung, mein Herr Doktor Bothmer!"

Die letzten Worte waren in einem sehr drohenden Tone gesprochen, aber sie hatten merkwürdigerweise

dessen ungeachtet nicht die geringste einschüchternde Wirkung auf das junge Menschenpaar gehabt, das sich da in inniger Umarmung hatte überraschen lassen. Und die theatralische Entrüstung, mit welcher Rolf jetzt auf die beiden zuschritt, hinderte ihn nicht, im nächsten Augenblick den Arzt an beiden Schultern zu fassen und mit ihm unter lautem Hurra um den Geburtstagstisch herum zu tanzen, so daß Elfriede Mühe hatte, ihre Blumen vor dem Herabstürzen zu bewahren.

„Schwager! — Bruder! — Nun sage es selbst: sind wir nicht glückliche Leute?“

Aber das Glück wurde noch größer, wenn es auch ein wenig stiller wurde. Denn mitten in dem lauten Jubel gab es ein schüchternes Pochen, und als Elfriede behend herzu sprang, um die Thür zu öffnen, standen Nelly und ihre Mutter vor dem in seiner glückseligen Ueberraschung für einen Moment völlig sprachlosen Rolf.

Wohl dämpften jetzt die schwarzen Trauergewänder der beiden Frauen die allzu übermütigen Aeußerungen der jauchzenden Herzensfreude; geringer aber wurde sie darum wahrlich nicht, denn auch das Recht geliebter Toten an die Lebenden hat seine Grenzen, und heiliger als die frömmste Trauer um einen Dahingeschiedenen ist die Liebe für ein teures Wesen, dessen Herz wir lebenswarm an dem unsern schlagen fühlen.

Helmuth hatte sich aus Rücksicht auf seine in Schmerzen harrenden Patienten verabschiedet, und die anderen saßen schon ziemlich lange beisammen, ehe zum erstenmal Veras Name genannt wurde.

„Und Deine Schwester?“ fragte Rolf seine glückliche kleine Braut. „Sie hat sich nicht entschließen können, euch zu begleiten?“

Nellys Gesichtchen beschattete sich ein wenig, und sie schüttelte den Kopf. Frau Eckartstein aber sagte mit einem Seufzer:

„Vera ist seit dem Tage, an dem das Unglück geschah, eine völlig andere geworden. Sie leitet ja die Bewirtschaftung des Gutes fast ganz selbständig und ist unermüdlich thätig wie ein Mann. Aber sie ist dabei wortkarg und verschlossen, nicht nur gegen die Leute, sondern auch gegen uns. Und es ist, als ob sie in diesen neun Monaten um ein Jahrzehnt gealtert wäre. Ich kann es kaum fassen, daß es allein die Trauer um ihren armen Vater sein soll, die das alles bewirkt. Es war sonst gar nicht ihre Art, so tief zu empfinden. Aber Gott allein weiß, welcher geheime Kummer sie so verwandelt hat. Ich habe keine Hoffnung mehr, es aus ihrem Munde jemals zu erfahren.“

Elfriede schwieg und blickte zu Boden. Sie wußte es wohl, worin dieser geheime Kummer bestand, aber sie würde es ebenso wenig wie Helmuth jemals verraten. Denn die Unglückliche trug wohl wahrlich schwer genug an dem zermalmenden Bewußtsein ihrer verschwiegenen Schuld.

Ortmann, Reinhold,

Schatten der Vergangenheit

Stuttgart & Leipzig [1896]